

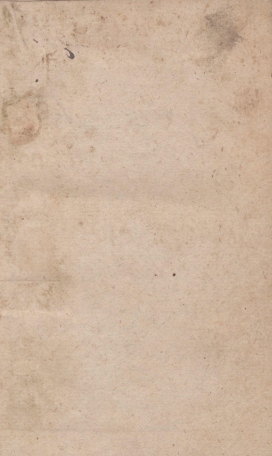
Biblioteka

U. M. K.

Toruń

010414
11010
1480

Ng 88





EE7
Bibliothek

der

Geschichte der Menschheit.

Homo sum, humani nihil a me alienum
puto.

Samml. d. ges. u. nat. Wiss. v. Kirschfeld & Meisinger.

Erster Band.

Leipzig,

bey Weidmanns Erben und Reich. 1780.

Reichsarchiv

7 1 6

Reichsarchiv der Reichsregierung



6348



010717

Reichsarchiv

Reichsarchiv der Reichsregierung

1

Vorbericht.

Dieses Werk ist bestimmt, in getreuen Auszügen aus den besten ältern und neuern Reisebeschreibungen, Beobachtungen und Gemälde für die Geschichte der Menschheit zu liefern. Reisebeschreibungen, von Forschern und Beobachtern gemacht, geben wieder so reiche Quellen für die Erweiterung der menschlichen Kenntnisse ab, daß fast jede Kunst und jede Wissenschaft, die nicht blos auf Speculation eingeschränkt ist, daraus zu ihrem Vortheil schöpft. Man hat für die Geographie, für die Landwirthschaft, für die Thiergeschichte, für die Botanik, u. s. f.



die Beobachtungen und Nachrichten der Reisenden vielfältig genützt. Sollte die Philosophie und ihr wichtigster Theil, die Geschichte der Menschheit, nicht eben dieses Vorrecht haben, oder nicht eben diese Vortheile wahrnehmen dürfen?

Man darf es nicht erst beweisen, daß Philosophie, wenn sie seyn will, was sie seyn soll, unter allen Gegenständen das Studium des Menschen am wenigsten entbehren kann. Allein dieß Studium ist nicht auf die Kenntniß des Menschen eingeschränkt, wie er in der gegenwärtigen Verfassung unsrer Staaten, unsrer Sitten, und der mannigfaltigen Modificationen unsrer Cultur und Verfeinerung erscheint. Man kennt den Menschen nur halb, wenn man ihn blos aus den verfeinerten Gesellschaften der europäischen Nationen kennt, wenn man ihn nicht in seinen ersten Naturständen betrachtet hat. Der Mensch,



Mensch, wie wir ihn zu sehen gewohnt sind, läßt uns auf diesen Ablick gar nicht errathen, was dieser Mensch seyn kann, und was er wirklich ist, so wie ihn die Natur aus ihrer Hand frey dahin stellt, seinen Trieben und Kräften allein überlassen. Bey uns fängt Cultur des Menschen gleich an, so wie er erscheint; wir sehen ihn nicht anders, als wie Erziehung und Sitte ihn formen, wie sie uns selbst geformt hat, und wie wir uns geformt unter einander zu sehen gewohnt werden.

Aber ganz anders ist es mit dem Menschen in den ersten Ständen der Natur, oder in einer Verfassung, die von der unsrigen so weit unterschieden ist. Und in diesen Ständen, in dieser Verfassung, wird er für das Auge des philosophischen Beobachters am meisten interessant. Allein um ihn da zu finden, müssen wir ihn nicht unter uns suchen, sondern bey Nationen und Völkerschaften, die



entweder in den ersten Naturständen, in der Kindheit der Menschheit, in der freyen Wirkksamkeit ihrer Triebe und Kräfte, oder doch noch ohne merkliche Cultur und Verfeinerung leben.

Die Absicht des gegenwärtigen Werks ist, zur Beförderung dieser Kenntnisse beizutragen, und zwar nach diesem Plan. Es soll Beschreibungen von der Lebensart, den Sitten, Gebräuchen, den Wohnungen, der Sprache, den Gesezen, dem Charakter, den Anfängen der politischen Einrichtung, der Künste, der Religion, u. s. w. der verschiedenen Nationen und Völkerschaften liefern. Man wird sich dabei blos auf solche Nationen und Völkerschaften einschränken, die von den Reisenden entweder in den ersten rohen Naturständen, oder bei den Anfängen und ersten Fortgängen der Cultur angetroffen sind, und die wir, eben nicht zu unserm Ruhm, mit



mit dem barbarischen Namen der Wilden belegen. Ausgebildete und verfeinerte Nationen, zumal die europäischen, sind von dem Plan ausgeschlossen. Auch liegt außer ihm alles, was nicht zur Kenntniß der Menschheit gehört. Die Auszüge aus den Reisebeschreibungen, die hier die Quellen sind, sollen genau, treu und vollständig seyn. Die Beschreibungen werden, so viel es geschehen kann, mit den Worten der Verfasser gegeben, und zwar ohne alles eigene Raisonnement, um ihre Beobachtungen rein zu überliefern, und um dem Urtheil der philosophischen Untersucher nicht vorzugreifen. Man wird sich der Mannigfaltigkeit wegen an keine genaue Ordnung der Zeiten und der Länder binden, deren Beobachtung hier ohnedieß von wenig Nutzen seyn würde.

Ohne Zweifel kann dieses Unternehmen dazu beitragen, das Studium der Menschheit zu



erleichtern; und aufgeklärte Männer haben es zuweilen gewünscht. Manche Gelehrte haben an ihrem Orte nicht Gelegenheit, die weitläufigen, oft seltenen oder kostbaren Werke zu sehen, aus welchen hier Auszüge geliefert werden sollen; manche haben nicht Muße oder Geduld, einiger interessanten Stücke wegen ganze Bände durchzulesen. Die meisten Reisebeschreibungen enthalten außerdem so viele Dinge, die den philosophischen Forscher gar nicht interessieren, die ihn nur ermüden. Und endlich ist das, was eigentlich zur Aufklärung der Geschichte der Menschheit dienen kann, in den Nachrichten der Reisenden hin und wieder so sehr zerstreut, daß man, wie ich selbst erfahren habe *), einer einzigen wichtigen Beobachtung wegen, oft viele Bände durchläuft, ohne seine Erwartung befriedigt zu sehen.

*) Von der Abhandlung: Von der Gastfreundschaft, eine Apologie für die Menschheit. 8. Leipzig 1777.



digst zu sehen. Zu einer Zeit, wo die Geschichte der Menschheit ein Lieblingsstudium unter uns zu werden scheint, wird dieser Beitrag zu seiner Erleichterung nicht unwillkommen seyn.

Nächstbem ist dieses Werk, seines Inhalts wegen, geschickt, jedem Freunde der menschlichen Natur eine nützliche Unterhaltung anzubieten. Wer den Menschen blos in der Gestalt, die ihm die Verfeinerung der Gesellschaft giebt, zu sehen gewohnt ist, der wird hier eine Mannichfaltigkeit von neuen Erscheinungen wahrnehmen, die seine Verwunderung erregen, und sein Vergnügen unterhalten werden. Das Studium der Geschichte der Menschheit kann selbst einen moralischen Einfluß haben, indem es Erweiterung der Begriffe von der Vorsehung, Besiegung der Nationalvorurtheile, Zufriedenheit mit unsrer Lage, Toleranz, Mitleiden und ausgebreitete



Menschenliebe zu befördern fähig ist. Eine Lectüre, wie diese ist, kann außerdem viele schätzbare Kenntnisse in einen gewissen Kreis des lesenden Publicums bringen, wohin sie sonst nicht leicht zu kommen pflegen. Unter allen Gegenständen, die den Geist dieser Erdbewohner beschäftigen, ist der Mensch doch einer der wichtigsten; und wie wenig ist noch der Mensch dem Menschen bekannt! Wie manche ansehnliche Völkerschaften leben in den entfernten Winkeln unsers Planeten, die selbst vielen Gelehrten unbekannt bleiben!

Die Nationen sind, bis auf einige Ausnahmen, immer in dem Fortgang ihrer Bildung oder Veränderung. Die europäischen haben schon lange ihre ursprüngliche Gestalt abgelegt, und die Völkerschaften in dem russischen Reiche und in Amerika sind lange nicht mehr das, was sie bey ihrer ersten Entdeckung waren. Wenn gleich Cultur Glückseligkeit seyn mag,



so verlieren sich dabei doch, je weiter sie fortschreitet, die Spuren von dem ursprünglichen Zustande der Menschheit. Es scheint also Zeit, die neuern Beobachtungen dieser Art, die immer seltener werden, zu sammeln, und die ältern wieder in einer Reihe aufzustellen.

Aus diesen Gründen habe ich die Besorgung der Ausgabe dieses Werks übernommen. Die Auszüge verfertigt, unter meiner Anleitung und Aufsicht, Herr Valentin August Heinze, ein Sohn des berühmten Directors und Professors am Gymnasio zu Weimar, Herrn Johann Michael Heinze, ein junger Gelehrter, der auf dieser Universität sich der studirenden Jugend nützlich zu machen sucht, und seiner Wissenschaften, seines Fleißes und seines Charakters wegen einen Anspruch auf die Aufmerksamkeit der Mäcene und auf die Achtung der Gelehrten hat. Er wird nächstens anfangen, diesen Anspruch durch eigene



Schriften geltend zu machen, wörcin er mehr Gelegenheit haben wird, seine Kenntnisse und Talente zu zeigen.

Man wird künftig auch suchen, Auszüge aus Reisebeschreibungen, die noch nicht übersetzt sind, zu liefern, und sie, so viel es geschehen kann, in ihrer ersten Neuheit mitzutheilen. Uebrigens wird dieses Werk, nach dem vorgelegten Plan, in keine Collision mit andern Sammlungen dieser Art kommen, die schon vorhanden sind, oder erscheinen sollen.

Vors erste werden, bey dem vorhandenen Reichthum der Materien, alle Jahr vier kleine Bände geliefert, jeder ein Alphabet stark. Man wird von Zeit zu Zeit Register beysügen, die das Nachsuchen erleichtern.

C. C. L. Hirschfeld.

Kiel,

den 28ten Aug. 1780.

Auszüge



Auszüge aus der Geschichte der Seereisen und Entdeckungen im Südmeere, welche auf Befehl Sr. Großbritannischen Majestät unternommen, und von Commodore Byron, Capitain Wallis, Capitain Carteret und Capitain Cook nach einander aufgeführt worden sind; aus den Tagebüchern der verschiedenen Befehlshaber, und den Handschriften Joseph Banks Esq. in drey Bänden, verfaßt von Dr. Johann Hawkesworth. Mit des Herrn Verfassers Genehmigung aus dem Englischen übersetzt von Johann Friedrich Schiller. Berlin bey Haude und Spener 1774.

Dies Werk wurde, wie bereits auf dem Titel gedacht ist, aus den Tagebüchern verfaßt, die von den Befehlshabern während der Reise geführt, und von Seiten der Admiralität dem sel. Dr. Hawkesworth eingehändigt worden waren. Bey der Beschreibung der Reise des Capitain Cook nützte dieser aber außerdem eben so zuverlässige Handschriften. Um aber wegen der Treue der Nachrichten keinen Zweifel übrig zu lassen, wurde die Handschrift des D. Hawkesworth jedem Befehlshaber, unter dessen Commando die Reise aufgeführt war, im Palaste der Admiralität vorgelesen, und Lord Sandwich, erster Commissarius derselben, war meistens selbst dabey zugegen. Die Reisebeschreibung des Capitain Cook wurde auch den Herren Banks und D. Solandern, die die Reise mitgemacht hatten, vorgelesen.

I Band.

A

Außer

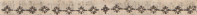


Außerdem wurde aber auch noch allen diesen Personen die Handschrift ausgeliefert, um sie noch einmal mit Gemächlichkeit durchzugehen; und wenn sie Verbesserungen nöthig fanden, so wurden solche auch vorgenommen.

Erstes Hauptstück.

Reise des Commodore Byron.

Der damalige Commodore, und jetzige Admiral Byron, segelte auf Befehl des Königs von Großbritannien den 21 Junius 1764 aus, um im atlantischen Weltmeere zwischen dem Vorgebürge der guten Hoffnung und der magellanischen Straße neue Länder aufzusuchen, und um die Perysinsel und die Kastlandsinseln, die von Britten bereits entdeckt und in Besitz genommen waren, aufs neue zu untersuchen. Seine ihm untergebene Schiffe waren der Desphin, ein Kriegsschiff von vier und zwanzig, und die Lamar, eine Schaluppe von sechs- zehn Kanonen. Den 9 April 1766 kam er von seiner Reise nach England zurück.



Erster Abschnitt.

Einwohner auf der Küste von Patagonien.

Als das Schiff des Commodore Byron vor Anker kam, erblickte er durch sein Fernglas eine Anzahl von Reutern, die dem Schiffe gerade gegenüber hin und her ritten, ihnen mit etwas Weissem winkten, und sie dadurch einladeten, ans Land zu kommen. Da er sehr begierig war, zu erfahren, wer diese Leute wären, so ruderte er mit einer Parthey wohl bewaffneter Leute dem Strande zu. Als sie der Küste nahe kamen, sahen sie eine Anzahl Leute, die sich seines Erachtens ohngefähr auf 500 Mann belaufen mochten: einige davon waren zu Fuß, noch mehrere aber zu Pferde. Sie stellten sich auf eine steinigte Landspitze und fuhren immer fort zu rufen und zu winken. Ob er gleich nicht gewahr werden konnte, daß sie einiges Gewehr bey sich hatten, so gab es ihnen dennoch aus Vorsicht ein Zeichen, daß sie sich etwas zurückziehen sollten, welches sie



auch sogleich thaten. Sie fuhren dabei immer fort, sehr laut zu rufen; und bald nachher landeten die Engländer. Byron stellte seine Leute auf dem Strande in Ordnung, und die Officiere an ihre Spitze; hierauf befahl er, daß keiner von der Stelle gehen sollte, bis er ihm entweder rufen oder winken würde. Er gieng sodann ganz allein gegen die Indianer hin; da er aber bemerkte, daß diese bey seiner Annäherung zurückwichen, so winkte er, daß einer von ihnen näher kommen sollte. Zufälligerweise verstanden sie die Bedeutung dieses Zeichens, und ein Mann, den er nachmals für einen ihrer Anführer erkannte, kam zu ihm. Er war von riesenmäßiger Statur, und schien die Erzählung von menschlichen Ungeheuern zu bestätigen. Er trug die Haut von einem wilden Thiere über seine Schultern geworfen, ohngefähr in der Art, wie ein Bergschotte seinen gestreiften Mantel zu tragen pflegt, und war mit verschiedenen Farben so bemalt, daß er die abscheulichste Figur vorstellte, die Byron jemals gesehen hatte. Um das eine Auge hatte er einen großen weißen, um das andere einen schwarzen Rand gemalt. Der übrige Theil des Gesichts war mit Streifen von verschiede-

nen



nen Farben überstrichen. Er wurde zwar nicht gemessen, indessen schätzte ihn Byron ohngefähr sieben Fuß. Als dieser fürchterliche Koloss heran kam, murmelte er und Byron einander etwas zu, das einen Gruß bedeuten sollte; und dieser gieng sodann mit ihm zu seinen Gefährten, denen er bey seiner Annäherung winkte, daß sie sich niedersetzen sollten, welches sie auch sogleich thaten. Es waren viele Frauen unter ihnen, und unter den Männern waren nur wenige kleiner, als ihr Anführer. Schon in der Ferne hörte man ihre Stimmen sehr laut; und da Byron näher heran kam, sah er eine ziemliche Anzahl von sehr alten Männern, welche in der möglichsten Melodie einige verständliche Worte mit ernsthafter und feierlicher Miene absangen. Vermuthlich war dieß irgend eine gottesdienstliche Cerimonie dieses Volks. Sie waren insgesamt ohngefähr auf einerley Art bemalt und bekleidet. Die Kreise, welche sie um beyde Augen hatten, waren bey keinem von einerley Farbe; auch nicht durchgehends weiß und schwarz, sondern einige weiß und roth, andere roth und schwarz. Sie hatten Zähne, die so weiß wie Elfenbein, und ungemein gleich und wohl ge-



setzt waren. Die Häute ausgenommen, die
 sie mit den Haaren einwärts trugen, giengen
 die meisten von ihnen mit nackenden Armen
 und Füßen; nur einige wenige trugen eine Art
 von Stiefeln, und an jedem Absatze ein kur-
 zes spitziges Holz, welches statt eines Sporns
 diente. Nachdem Byron diese ungeheuren Ge-
 stalten mit nicht geringem Erstaunen betrach-
 tet, und nach einiger Schwierigkeit diejenigen,
 welche noch immer herbey galloppirten, bewo-
 gen hatte, sich zu den andern niederzusetzen,
 zog er eine Menge weißer und gelber Glasfo-
 rallen heraus, theilte solche unter sie aus, und
 sah, daß sie dieselben mit dem lebhaftesten Freu-
 densbezeugungen annahmen. Hierauf zog er
 ein ganzes Stück von grünem seidnen Bande
 hervor, gab das eine Ende davon einem von
 ihnen in die Hand, und ließ alle die Personen,
 die ihm zunächst saßen, so weit es reichen woll-
 te, dasselbe anfassen. Diese ganze Zeit über
 saßen sie sehr ruhig; und ohnerachtet man be-
 merken konnte, daß ihnen dieß Band noch bes-
 ser als die Glasforallen gefallen mochte, so
 versuchte es dennoch keiner von ihnen, solches
 seinem Nachbar wegzuziehen, wie man viel-
 leicht glauben sollte. Als das Stück Band

ganz



gang abgewickelt war, zog er eine Scheere heraus, und schnitt zwischen einem jeden von den Anfassenden das Band durch, so daß jeder ohngefähr ein drey Fuß langes Stück davon bekam. Er wickelte nachmals dieses Stück Band jedem Besitzer desselben um den Kopf, und so lange er bey ihnen war, ließen sie es ungerührt so sitzen. Ihre friedfertige und ordentliche Aufführung bey dieser Gelegenheit gereicht ihnen gewiß zu großer Ehre, insbesondere da die Geschenke nicht für die ganze Gesellschaft zurichten. Weder das Verlangen, einen Antheil an diesem neuen Pufe zu bekommen, noch die Neugierde, ihn und seine Einrichtungen näher zu betrachten, bewogen irgend-einen von ihnen, den Platz, den er ihm angewiesen hatte, zu verlassen. Diejenigen, welche Gays's Fabeln gelesen haben, werden, wenn sie sich einen nackenden Indianer vorstellen, der mit europäischem Pufe behangen zu seinen Mitbrüdern in die Wälder zurückkehrt, natürlicherweise an den Affen denken, der die Welt gesehen hatte. Aber ehe wir ihre Liebe zu Glaskorallen, Bändern und zu andern unter uns geringschätzigen Dingen verachten, sollten wir bedenken, daß der Puf un-



ter wilden und gesättigten Völkern an und für sich selbst von einerley Werthe ist, und daß diejenigen, welche beynahe noch ganz im Stande der Natur leben, nichts haben, das dem Glase so ähnlich wäre, als Glas einem Diamanten ist. Der Werth, den wir einem Diamanten beylegen, zeigt demnach mehr Eigensinn an, als jene beweisen, wenn sie das Glas hochachten. Die Liebe zum Putze scheint der ganzen menschlichen Natur eigen zu seyn, und die glänzende Durchsichtigkeit des Glases gehöret, nebst der regelmäßigen Figur einer Koralle, zu den Eigenschaften, welche natürlicher Weise angenehme Empfindungen bey uns erregen müssen. Obgleich in der einen dieser Eigenschaften der Diamant das Glas gar sehr übertrifft, so wird doch des erstern Preis weit höher geschätzt, als solches dem Verhältnisse dieses Unterschiedes gemäß ist. Der Gefallen, den wir daran finden, rühret vornehmlich daher, daß ein solcher Stein eine vornehme Person zu bezeichnen pflegt, und daß hierdurch unsrer Eitelkeit geschmeichelt wird. Diese aber hat mit dem natürlichen Geschmacke nichts gemein, welcher sich bloß an gewissen Farben und Gestalten der Dinge ergötzt, die wir

wir dieser äußerlichen Eigenschaften wegen, ohne Rücksicht auf den innern Werth, Schönheiten nennen. Auch sollte man zur Entschädigung des Indianers bedenken, daß eine Glas-
koralle ihm einen größern Vorzug unter seinen Mitbrüdern giebt, als ein Diamant irgend jemandem unter uns gewähret. Wahrscheinlicherweise darf sich der Indianer auf seine Glas-
koralle nicht so viel zu gute thun, als der Europäer auf den Besitz eines Diamanten. Bey jenem bezeichnet er nur einen Menschen, dem ein Glücksfall diesen Zierrath zugeführt hat, der aber dadurch weder mehr Ansehn, noch mehr Herrschaft über seine Mitbrüder behaupten, noch auch vermittelst desselben sich irdische Vortheile verschaffen kann; da hingegen ein Diamant alles dieses bey uns thut, weil wir einen Werth an denselben heften. Indessen waren doch den Leuten, die Byron so ge-
ziert hatte, die europäischen Waaren nicht ganz unbekannt; denn als er sie genauer betrachtete, erblickte er eine Frauensperson unter ihnen, welche Armbänder trug, die entweder von Metall, oder von sehr blassem Golde waren. Eben dieselbige hatte auch einige Korallen von blauem Glase an zwey ihrer langen



Haarzöpfe geknüpft, die von dem Scheitel herab getheilt, über jede Schulter vorn herab hingen. Sie war von ungeheurer Größe, und ihr Gesicht war beynahe noch fürchterlicher als andrer ihres gemalt. Byron war sehr begierig, zu erfahren, wo sie ihre Glas- forallen und Armbänder herbekommen hätte, und er wandte daher alle ersinnliche Zeichen an, sich darnach bey ihr zu erkundigen; es fiel ihm aber unmöglich, ihr solche verständlich genug zu machen. Einer von den Männern zeigte ihm den Kopf einer Tabackspfeife, der aus rother Erde gemacht war; er fand aber bald, daß sie keinen Taback hatten, und dieser Mann gab zu verstehen, daß er dergleichen verlange. Hierauf winkte Byron seinen Leuten, die, wie er sie verlassen hatte, am Strande stehen geblieben waren. Drey oder vier derselben liefen alsbald herbey, in der Meynung, daß er sie rief. Die Indianer, die ihre Augen fast beständig auf sie gerichtet hatten, sahen kaum einige davon heran kommen, als sie alle mit großem Geschrey aufstanden, und diesen Ort verlassen wollten, um, wie er vermuthete, ihre Waffen zu ergreifen, welche sie wahrscheinlich in einer kleinen Entfernung mochten zurück.



zurückgelassen haben. Um also Unseil zu verhüten, und der Besürzung, die solchergestalt zufälligerweise unter ihnen entstanden war, ein Ende zu machen, rannte er den Matrosen entgegen, die auf das von ihm gegebene Zeichen vom Strande heran eilten, und rufte ihnen, so bald sie ihn hören konnten, zu, daß nur ein einziger von ihnen mit allem dem Taback, den er von seinen übrigen Kameraden zusammenbringen könnte, herbey kommen sollte. Sobald die Indianer dies sahen, erholten sie sich wieder von ihrem Schrecken, und jeder kehrte an seinen Platz zurück, ausgenommen ein sehr alter Mann, welcher zu ihm hintrat, und ein langes Lied anstimmte, davon er aber zu seinem Leidwesen keine Sylbe verstand. Ehe dies Lied noch ganz ausgesungen war, kam Herr Euphoring mit dem Taback herbey. Dieser Mann war nicht weniger als sechs Fuß und zwey Zoll lang, dem ohneachtet wurde er durch die Größe dieser Wiesen auf einmal so klein als ein Zwerg, und Byron konnte sich nicht enthalten, über die Art von Schrecken zu lachen, welche sich auf seinem Gesichte malte, als er sich in Betracht seiner Größe plötzlich so herabgesetzt sah. Diese Leute können
in



in Wahrheit fäglicher Riesen, als große Leute heißen. Von den wenigen Europäern, welche vollkommen sechs Fuß lang sind, findet man kaum einige wenige, die ihrer Größe nach auch verhältnißmäßig dick und nervigt wären; sie scheinen vielmehr bloß zu der gewöhnlichen Größe bestimmt, und gleichsam nur zufälligerweise etwas höher aufgeschossen zu seyn. Sollten wir dagegen einen Mann sehen, der nicht nur sechs Fuß und noch Zoll lang, und also eben nicht ganz ungewöhnlich groß wäre, der aber zugleich, nach dem Verhältnisse dieser Größe, einen starken wohl unterseßten Mann von mittlerer Größe an körperlicher Breite und an Stärke der Muskeln überträte: so würde uns ein solcher Mensch gewiß weit eher, als ein Wesen, das zum Riesengeschlechte gehört, denn als eine zufälligerweise ungewöhnlich groß gewachsene Person in die Augen fallen. Man kann sich daher leichtlich vorstellen, was für einen Eindruck es auf die Engländer machte, als sie fünfshundert Personen sahen, davon die kleinste wenigstens um 4 Zoll länger, und im Verhältnisse dicker war, als der größte unter ihnen. Als Byron den Taback verschenkt hatte, kamen vier oder fünf von den vornehmsten unter

unter diesen Leuten zu ihm hin, und verlangten, so viel er aus den Zeichen, die sie ihm machten, errathen konnte, daß er sich in ihrer Gesellschaft zu Pferde setzen, und nach ihren Wohnungen reiten sollte. Weil es aber in aller Absicht unvorsichtig gewesen seyn würde, darin zu willigen: so antwortete er ihnen durch Geberden, daß er auf das Schiff zurückkehren müßte. Sie äußerten, daß ihnen dieß sehr leid wäre, und setzten sich alsdenn wieder auf ihre Plätze nieder. Während dieser pantomimischen Unterredung legte ein Greis seinen Kopf mehrmals auf die Steine nieder, schloß ohngefähr eine halbe Minute lang die Augen, wies alsdenn auf seinen Mund, und hernach auf die Berge. Er wollte vermuthlich dadurch zu verstehen geben, daß wenn Byron bis auf den nächsten Morgen bey ihnen bleiben wollte, sie ihn mit einigen Lebensmitteln versehen würden; er mußte aber dieses Anerbieten ablehnen. Als er sie verließ, begehrte kein einziger Indianer, ihm zu folgen, sondern, so lange er sie sehen konnte, blieb ein jeder geruhig auf seiner Stelle sitzen. Sie hatten eine große Anzahl von Hunden bey sich; vermuthlich jagen sie mit diesen die wilden Thie-



re, von denen sie sich nähren. Ihre Pferde waren weder groß noch stark, sie schienen aber schnell und wohl abgerichtet zu seyn. Der Zaum bestand aus einem ledernen Riemen; ein kleines Stück Holz diente statt des Gebisses, und ihre Sättel waren den Reitküssen ähnlich, deren sich die englischen Bauern gewöhnlich zu bedienen pflegen. Die Frauen ritten wie die Männer, beyde ohne Steigbügel; und ohne achtet galoppirten sie ganz dreist über die Landspitze hin, auf welcher die Engländer landeten, ob solche gleich aus großen unbefestigten und glatten Steinen bestand.

Zweyter Abschnitt.

Indianer in der magellanischen Straße.

Am Eingange vom Hieronymussunde sahen die Engländer zwey oder drey indianische Rähne, die ihnen nachruderten. Als sie eine Zeit lang um das Schiff herum gerudert hatten, war einer von den Indianern so herzlich, am Bord zu kommen. Sein Rahn bestand aus Baumrinde, und war sehr schlecht gemacht. Es befanden sich außer ihm noch vier Männer,

ner, zwei Frauen und ein Knabe darinnen, und diese waren die armseligsten Geschöpfe, die man sich nur vorstellen kann. Sie waren ganz nackt, die stinkende Haut von einem Eckalbe ausgenommen, welche ihnen ganz los über die Schultern herab hing. Indessen waren sie doch mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, und überließen diese sehr gern für einige Glaskorallen, und andere Kleinigkeiten, die Byron ihnen dagegen gab. Die Pfeile waren ohngefähr zwei Fuß lang, aus einer Art von Rohr gemacht, und mit einem grünen Steine zugespitzt. Die Bogen mochten drei Fuß lang seyn, und die Sehne an denselben war ein getrockneter Darm von irgend einem Thiere. Verschiedenen Indianern, die an Bord kamen, machte er Geschenke von Glaskorallen, von Bändern und andern Kleinigkeiten, an welchen sie eine große Freude zu haben schienen. Da er Lust hatte, diesen ihren Besuch zu erwidern, so gieng er in seiner Jolle zu ihnen ans Land, nahm aber nur wenige Personen mit sich, damit sie sich vor der Anzahl desto weniger fürchten mögten. Sie empfingen sie mit recht vielen Freundschaftsbezeugungen, und bewirtheten sie mit einigen Beeren,



Beeren, die sie zu dem Ende gesammelt hat-
 ten, und welche auch, nebst einigen Muschel-
 fischen, ihre vornehmste, wo nicht gar ihre
 einzige Nahrung zu seyn schienen. Ein Offi-
 cier, der bey Cap Upright ans Land gegangen
 war, erzählte, daß ihm daselbst einige India-
 ner begegnet wären; diese hätten ihm einen
 Hund geschenkt, und eine von den Frauen ha-
 be ihm ein Kind angeboten, welches eben an
 ihrer Brust gelegen hätte. Es ist kaum nö-
 thig zu sagen; daß er das letzte dieser Geschen-
 ke nicht angenommen habe; aber schon die
 bloße Anbietung desselben erniedrigt diese ar-
 men hilflosen Wilden unendlich mehr, als ir-
 gend sonst etwas von ihrem elenden Auszuge
 oder von ihrer Lebensart. Es muß in der
 That eine erstaunliche Verderbniß der Natur
 seyn, welche Keltera von der Liebe zu ihren Kin-
 dern entblößet, oder die Ursache muß in einem
 bejammernswürdigen Zustande liegen, der sie
 in Bedürfnisse stürzt, durch welche diese natür-
 liche Liebe überwältigt wird. Bey einigen
 andern Indianern sah man einen Kahn von
 ganz andrer Bauart, als man bisher gesehen
 hatte. Dieß Fahrzeug bestand aus zusammen-
 genäheten Brettern, anstatt daß alle sonst be-
 kann-

kannte indianische Fahrzeuge hier bloß aus der Rinde großer Bäume gemacht zu seyn pfelegen, die an dem Ende zusammengebunden, und durch kurze Stücken Holzes, die zwischen den Seitenwänden querüber hereingesteckt sind, offen gehalten werden, ohngefähr wie die Bode, welche die Kinder aus Bohnenschalen machen. Diese Leute, sagte er, kamen unter allen, die er jemals erblickt hatte, in ihren Sitten und Aufzuge, dem Viehe am nächsten. Sie waren wie andere, welche die Engländer kurz zuvor gesehen hatten, der Strenge des Wetters ohnerachtet, ganz nackend; ausgenommen daß ein Stück von einer Seefälberhaut über ihre Schultern herab hieng; und sie aßen ihre Speise, die kein andres Thier als ein Schwein angerührt haben würde, ohne die geringste Zubereitung. Sie hatten ein großes Stück Wallfischfett bey sich, das unerträglich stank: einer von ihnen zerriß es mit den Zähnen, und gab es hernach an die andern herum, die es mit der Gefräßigkeit eines wilden Thieres vollends verzehrten. Indessen sahen sie doch die Sachen der Engländer nicht mit Gleichgültigkeit an. Denn indem einer von diesen schlief, schnitten sie ihm das Hintertheil seines Wam-

I Band.





feß mit einem spitzigen Feuerstein ab, welche sie statt der Messer gebrauchten.

Ein andermal landeten sieben oder acht Indianer dem Schiffe gegenüber, und zündeten ein Feuer an. Die Engländer ludeten sie durch alle nur ersinnliche Zeichen ein, an Bord zu kommen, aber vergebend. Byron nahm daher die Felle, und gieng zu ihnen ans Land. Vermittelt einiger Kleinigkeiten, die er ihnen schenkte, und die ihnen sehr zu gefallen schienen, geriethen sie bald in Bekanntschaft, und in einigen Minuten wurden sie ganz vertraut mit einander. Als sie einige Zeit beysammen gewesen waren, schickte Byron seine Leute im Boote zurück, und ließ etwas Brodt holen; und diese Zeit über blieb er allein bey ihnen am Lande. Als das Boot mit dem Brodte zurückkam, theilte er es unter sie aus, und sah mit gleichviel Bewunderung und Vergnügen, daß, wenn ihnen ein Stückchen Zwieback entfiel, kein einziger von ihnen sich unterstand, es von der Erde aufzuheben, bis er es ihm erlaubt hatte. Unter der Zeit mäheten die Engländer ein wenig Gras für den Rest ihrer Schafe, deren sie etwa noch 2 bis 3 Stück am Bord übrig hatten. Als die Indianer bemerkten, was

die





die Matrosen thaten, ließen sie sogleich auf einander, raubten so viel Grünes, als sie nur bekommen konnten, aus, und trugen es ans Boot, welches sehr bald, fast bis an den obern Rand, damit angefüllt ward. Byron vergnügte sich sehr an diesem Merkmal ihrer Gutherzigkeit, und konnte beobachten, daß auch ihnen das Vergnügen nicht gleichgültig war, welches er über ihr Betragen äußerte. Sie hatten in der That eine solche Freundschaft zu den Engländern gefaßt, daß, als Byron an Bord zurückkehrte, sie insgesammt in ihr Boot stiegen, und ihm nachfolgten. Als sie aber dem Schiffe nahe kamen, hielten sie ein wenig stille, und gafften es an, als wenn sie eine Mischung von Schrecken und Erstaunen davon zurückhielte; endlich ließen sich doch ihrer vier bis fünf, wiewohl nicht ganz ohne Mühe, bewegen, sich an Bord zu wagen. Sobald sie ins Schiff gekommen waren, machte man ihnen verschiedene Geschenke, und in sehr kurzer Zeit schienen sie vollkommen unbesorgt zu seyn. Da Byron sie sehr gern belustigen wollte, so ließ er einen Unterofficier auf der Violine spielen, und einige von seinen Leuten dazu tanzen. Dieses Schauspiel ergötzte sie dermaßen, und



machte ihre Dankbarkeit so sehr rege, daß einer von ihnen über die Seite des Schiffs hinab in seinen Kahn kletterte, einen seetabldernen Sack voll rother Schminke heraus holte, und sogleich das Gesicht des Violinisten ganz damit überschmiederte. Er war sehr eifrig, dem Commodore selbst die nämliche Höflichkeit zu bezeugen; dieser verbat solches aber: jener wandte dagegen manche sehr nachdrückliche Bestrebung an, um seine Bescheidenheit zu überwältigen. Mit vieler Mühe erwähete dieser sich endlich doch der Ehre, die der Indianer ihm wider seinen Willen zugebracht hatte. Als man diese guten Leute einige Stunden lang bewirthet und belustiget hatte, gab man ihnen zu verstehen, daß es für sie gut seyn würde, nunmehr aus Land zu gehen. Sie hatten aber einmal eine so starke Neigung zu den Engländern gefaßt, daß es schwer hielt, sie aus dem Schiffe fortzuschaffen. Ihr Kahn bestand nicht aus Baumrinden, sondern aus zusammengedeheten Brettern.



Dritter Abschnitt.

Einwohner auf den Inseln des Disappointment, oder der fehlgeschlagenen Erwartung.

Admiral Byron gab diesen Inseln den Namen daher, weil er es unmöglich fand, daselbst zu landen. Die erste dieser Inseln liegt in der südlichen Breite von 14 Graden und 5 Minuten, und in der westlichen Länge von 145 Graden 4 Minuten vom Mittagssirkel von London. Die Mitte dieses Haufens von Inseln aber liegt in der südlichen Breite von 14 Graden 10 Minuten, und unter der westlichen Länge von 144 Graden 52 Minuten.

Viele von den Einwohnern ließen sich auf dem Strande mit Spießeln in den Händen sehen, die wenigstens 16 Fuß lang waren. Sie zündeten augenblicklich verschiedene große Feuer an, die die Engländer für Signale hielten: denn sie beobachteten, daß auf einer größern Insel gleichfalls solche Feuer angezündet wurden, und erfuhren dadurch, daß auch diese bewohnt sey. Die Einwohner tauchten schreiend und tanzend längst der Küste dem Schiffe ge-



gen über hin; sie schwangen auch oft ihre langen Spieße, warfen sich alldenn auf den Rücken nieder, und lagen einige Minuten lang unbeweglich, als wären sie todt. Dieß hielten die Engländer für eine Drohung, daß sie sie tödten wollten, im Falle sie sich unterstehen würden, aus Land zu gehen. Indem das Schiff längst den Küsten hin segelte, bemerkten die Engländer, daß die Wilden an einem Orte zwey Spieße aufrecht in den Sand gesteckt, und an der Spitze derselben verschiedene Dinge befestigt hatten, die in der Luft walle-ten. Vor diesen Spießen knieten alle Augenblicke etliche Indianer nieder, und steheten dadurch vermuthlich den Beystand irgend eines Wesens an, welches sie wider die Engländer schützen sollte. Sobald die Boote sich der Küste näherten, erhoben die Indianer eines der fürchterlichsten Schreie, wiesen zu gleicher Zeit auf ihre Spieße, und hielten große Steine, die sie vom Strande aufhuben, in den Händen. Die Engländer hingegen machten ihnen alle ersinnliche Zeichen von Freundschaft und Zuneigung, und warfen ihnen zu gleicher Zeit Brodt und viele andere Dinge zu, die sie aber nicht einmal anrührten, sondern nur fünf bis sechs große



große Kähne, die auf dem Strande lagen, mit vieler Eilfertigkeit ins Gehölze hinauf zogen. Sobald dieß geschehen war, wadeten sie ins Wasser, und schienen auf eine Gelegenheit zu lauern, das Boot zu erhaschen, und solches auf den Strand zu ziehen. Sie waren von einer dunkeln Kupferfarbe, außerordentlich stark und wohlgebildet, auch ungemein hurtig und schnell. Auf andern Inseln, wo das Schiff landen wollte, liefen die Indianer in großer Anzahl, mit Keulen und langen Spießen bewaffnet, an den Strand herab, blieben den Böten, so lange diese an der Küste hin sondirten, gegenüber, und wandten allerhand drohende Geberden an, daß sie es nicht wagen sollten, ans Land zu gehen. Man feuerte daher eine neunpfündige Kugel vom Schiffe aus über ihre Köpfe hin, worauf sie in großer Eile in die Wälder rannten.

Vierter Abschnitt.

Einwohner auf König Georgens Inseln.

Diese beiden Inseln, denen Admiral Byron den Namen König Georgens Inseln (King George's Islands) gab, liegen, die erste



unter der südlichen Breite von 14 Graden 29 Minuten, und unter der westlichen Länge von 148 Graden 50 Minuten; die zweyte aber in der südlichen Breite von 14 Graden 41 Minuten, und in der westlichen Länge von 149 Graden 15 Minuten.

Sobald die Wilden auf der ersten Insel das Schiff erblickten, zündeten sie große Feuer an, welches vermuthlich den entfernten Einwohnern der Insel zur Nachricht dienen sollte. Sie rannten in großer Anzahl dem Schiffe gegenüber längst dem Strande hin, und waren eben so bewaffnet, als die Einwohner von den Inseln der fehlgeschlagenen Erwartung. Sie hatten im Schatten eines anmuthigen Haines von Cocospäumen eine kleine Stadt erbauet. Die Engländer segelten mit dem Schiffe hart an der Insel hin, und sahen viele hundert von den Einwohnern, die bis an den halben Leib im Wasser standen, und daselbst in sehr guter Ordnung gestellt waren. Einer unter ihnen trug ein Stück von einer Matte oben an eine Stange befestigt, welches vermuthlich eine Fahne vorstellen sollte. Sie machten einen unaufhörlichen und abscheulichen Lärm, und in kurzer Zeit kamen viele große Kähne dem Land.



Landes herunter, und stießen zu ihnen. Die Leute in dem Boote waren noch immer mit Condiren beschäftigt, und machten den Willen alle nur ersinnliche Freundschaftszeichen. Darauf kamen einige von den Rähnen durch die Einfahrt des Sees hindurch, und näherten sich dem Boote. Man fieng daher nunmehr an zu hoffen, daß ein freundschaftlicher Umgang würde zu Stande gebracht werden: aber bald darauf entdeckte man, daß die Indianer keine andere Absicht hatten, als die Böte aus Land zu ziehen. Viele von ihnen sprangen von dem Felsen herab, und schwammen an die Böte hin; und einer von den Indianern kam in eines, erhaschte den Augenblick ein Matrosenwams, sprang damit über Bord, und kam nicht eher wieder über dem Wasser hervor, als bis er hart an der Kiste unter seinen Landsleuten war. Ein andrer von ihnen ergriff den Hut eines Unterofficiers: da er aber nicht wußte, wie er denselben abnehmen sollte, so zog er ihn hinabwärts, anstatt ihn aufzuheben; dieß gab dem Eigenthümer Zeit, dem Verluste desselben vorzubeugen, sonst würde der Hut vermuthlich eben so plötzlich als das Wams verschwunden seyn. Alles dieses er-



trugen die Matrosen mit großer Geduld, und die Indianer schienen darüber zu frohlocken, daß es ihnen so ungestraft hingienge. Bald darauf sahe man, daß zwey gedoppelte Rähne dem Schiffe nachsegelten; jeder derselben enthielt ohngefähr dreßsig Mann, die insgesammt nach der Art ihres Landes bewaffnet waren. Die englischen Böte waren weit vom dem Schiffe, die Rähne aber liefen zwischen dem Schiffe und der Küste hin, und schienen sehr begierig zu seyn, die erstern zu verfolgen. Man gab also den Bötten ein Zeichen, daß sie mit den Rähnen sprechen sollten. Sobald jene dieß gesehen hatten, wandten sie deshalb um, und näherten sich den Indianern; diese aber hatten kaum bemerkt, daß die Böte auf sie zuwielten, als sie von einem panischen Schrecken befallen wurden, augenblicklich ihre Segel niederließen, und mit außerordentlicher Eilfertigkeit zurückruderten. Die Böte aber holten sie demohnherachtet ein. Die Wilden setzten mit ihren Rähnen durch die entsetzliche Brandung, welche an die Küste schlug, und zogen alsdenn ihre Fahrzeuge sogleich auf den Strand. Die Böte folgten ihnen; nun hingen die Indianer an, einen Einfall in ihre Insel

sel zu besorgen, und setzten sich daher in Verfassung, solche mit Keulen und Steinen zu beschützen. Die Engländer in den Böten, welche diese Anstalten sahen, gaben Feuer, und tödteten zwey oder drey derselben. Dem einen davon giengen drey Kugeln gang durch den Leib; demohnerachtet hob er noch nachher einen großen Stein auf und starb, indem er denselben gegen seinen Feind warf. Dieser Mann fiel hart an dem englischen Boote nieder, und deswegen wollten seine Kameraden es nicht wagen, seinen Leichnam wegzubringen, und man hatte auf diese Art Gelegenheit, den Leichnam zu besichtigen; ihre übrigen Todten aber nahmen sie mit sich, und eilten so geschwind als möglich zu ihren Landeleuten an den Eingang des Sees zurück. Die Böte wandten sich hierauf um, und nahmen die beyden Rähne, auf welche sie Jagd gemacht hatten, mit sich fort. Einer derselben war 32 Fuß lang, der andere aber etwas kleiner. Sie waren beyde von ungemein merkwürdiger Bauart, und mußten denen, welche sie versertigt hatten, unendliche Mühe gekostet haben. Sie bestanden nämlich aus Brettern, welche außerordentlich wohl bearbeitet, und an manchen

Orten



Orten mit Schnitzwerk gezieret waren. Diese Bretter waren zusammengeheftet, und über jede Fuge lief ein Streif von Schildkrötenhäuten hin, welcher sehr künstlich daran befestigt war, um die Masse abzuhalten. Die Boden waren so spitzig als ein Keil, und die Fahrzeuge überhaupt sehr enge. Sie waren vielleicht aus dieser Ursache an den Seiten beyde mit einander verbunden, und zwar vermittelt ein paar starker Sparren, dergestalt, daß zwischen beyden ein Raum von 6 bis 8 Fuß war. In jedem dieser Kähne war ein Mastbaum aufgerichtet, und das Segel zwischen den beyden Masten aufgespannt. Es war aus Matten verfertigt, und von schöner Arbeit. Ihre Ruder waren sehr artig, und ihr Tauenwerk so wohl und so gut angebracht, als man es in England sehen kann, ohnerachtet es nur aus der äußern Decke der Cocodüffe verfertigt zu seyn schien: es war auch überhaupt zur Begleitung der Fahrzeuge sehr bequem angeordnet. Wenn diese Fahrzeuge segeln, so sitzen etliche Männer auf den Sparren, durch welche die Kähne mit einander verbunden sind.

Die Engländer sahen viele Wohnungen oder Wigwams der Eingebornen; sie waren aber ganz

ganj verlassen, außer von den Hunden, die sich darin aufhielten, und von der Zeit an, da die Engländer landeten, bis zu ihrer Rückkehr auf die Schiffe, ohne Aufhören forttheuten. Die Wohnungen waren niedrige schlechte Hütten, mit den Zweigen von Cocosbäumen gedeckt; sie hatten aber eine höchst reizende Lage in einem anmuthigen Haine von vorzüglichen Bäumen, darunter sich viele Cocosbäume und andere mehr befanden, die gänzlich unbekannt waren. Es scheint, daß die Cocosbäume die Einwohner dieses Landes fast mit allen Lebensnothwendigkeiten, insbesondere mit Nahrungsmitteln, mit Segeln, Tauwerk, Zimmerholz und mit Wassergefäßen versehen. Wahrscheinlicherweise bauen auch diese Völker eben deswegen ihre Wohnungen abseits an solchen Orten, wo diese Bäume in Menge wachsen. Man sah nur wenige von den hiesigen Einwohnern, und auch diese nur vom weiten: man konnte doch aber so viel unterscheiden, daß die Frauen ein Stück von Kleidung, die vermuthlich mit ihren Segeln aus einerley Zeuge gefertigt seyn mochte, vom Unterkleide an bis auf die Knie herabhängen hatten; die Männer hingegen giengen ganz nackt.



Als die Engländer einige von diesen Hütten durchsuchten, fanden sie das ausgeschmückte Obertheil eines Steuernuders, welches ganz augenscheinlich zu einem holländischen langen Boote gehört hatte, aber sehr alt und wurmfressig war. Sie fanden auch ein Stück geschmiedeten Eisens, ein Stück Metall und verschiedene kleinere Werkzeuge, welche die Vorfahren dieser izzigen Bewohner wahrscheinlich von dem holländischen Schiffe, dem das lange Boot zugehörte, bekommen haben mochten. Alles dieses nahmen die Engländer mit sich fort; sie fanden aber auch ein Werkzeug alhier, welches völlig wie ein Zimmermannsbeil gestaltet war, nur daß die Klinge desselben, statt des Eisens, aus einer Perlemutter-Schale gemacht war. Es ist möglich, daß dieses eine Nachahmung von dem Beile seyn sollte, das dem Zimmermann des holländischen Schiffs zugehört hatte; denn unter den Werkzeugen, welche man mit fortnahm, war wirklich eins, welches das Ueberbleibsel eines solchen Beils zu seyn schien, es war aber durch den Rost beynahe ganz aufgezehrt.

Hart an den Häusern dieser Leute sah man Gebäude von einer andern Art, welches Begräb-



gräbnistellen zu seyn schienen, und aus der Bauart derselben konnte man schließen, daß sie eine große Ehrerbietung für ihre Todten hegen müssen. Diese Begräbnisse lagen unter hohen, dick belaubten Bäumen; die Seitenwände und die Decken derselben waren aus Stein gefertigt, und an Gestalt glichen sie einigermassen den viereckigten Grabmälern mit flachen Decken, welche man gemeiniglich auf den englischen Kirchhöfen auf dem Lande findet. Nahe an diesen Gebäuden standen viele zierliche Kisten voller Menschenknochen, und an den Aesten der Bäume, welche sie beschatteten, hing in einer Art aus Rohr verfertigter Körbe eine große Menge von Köpfen und Beinen von Schildkröten und allerley Fischen. Die Engländer nahmen einige von den Fischen herunter, fanden aber, daß von denselben nichts als die Haut und die Zähne noch übrig waren. Die Beine und das Eingeweide schienen herausgenommen, das Muskeelfleisch aber abgedorret zu seyn.

Sobald die Schiffe an der größten Insel landeten, ließen die Eingebornen in großer Menge an den Strand herab. Sie waren auf eben dieselbe Art bewaffnet als jene, welche



che man auf der andern Insel gesehen hatte, und liefen viele Seemeilen weit dem Schiffe gegenüber. Da es unter diesem Himmelsstriche ungemein heiß ist, so schienen sie durch das anhaltende Rennen in der Sonne viel zu leiden. Denn bald tauchten sie sich in die See, bald fielen sie flach auf den Strand nieder, damit die Wellen über sie hinschlagen und sie abkühlen mögten, und dann rannten sie auf's neue wie vorher mit den Schiffen gleichsam um die Wette. Die Böte sondirten um diese Zeit wie gewöhnlich längst der Küste hin; man hatte aber den Officiers, die sie commandirten, die gemessensten Befehle gegeben, daß sie den Eingebornen nicht das geringste Leid zufügen sollten, es wäre denn, daß solches zu ihrer eigenen Nothwehr nothwendig würde; vielmehr sollten sie alle mögliche Mittel versuchen, um ihre Freundschaft und ihr Zutrauen zu erwerben. Die Böte wagten sich daher der Küste so nahe, als es die Brandung nur zuließ, und machten Zeichen, daß sie Wasser verlangten. Die Indianer verstanden dieß sogleich, und gaben ihnen die Anleitung, daß sie weiter hinab längst der Küste hin rudern sollten. Die Engländer folgten diesem Rathe,
und



und langten endlich bey einem Haufen von Häusern an, dergleichen sie kurz zuvor auf der andern Insel auch angetroffen hatten. Die Indianer giengen bis dahin den Bötten immer zur Seiten, und an diesem Orte stießen noch viele ihrer Landesleute zu ihnen. Die Böte wagten sich sogleich hart an die Brandung hinan, und das Schiff legte indessen nicht weit von der Küste bey. Hierauf kam ein starker alter Mann mit einem langen weißen Barte, der ihm ein sehr ehrwürdiges Ansehen gab, von den Häusern an den Strand herab. Er wurde von einem jungen Manne begleitet, und schien die Gewalt eines Anführers oder eines Königes zu haben. Die andern Indianer zogen sich auf ein Zeichen, das er gab, ein wenig zurück, und er kam sodann an das äußerste Ufer bis an die See hin. In der einen Hand hielt er den grünen Zweig eines Baums; mit der andern faßte er an seinen Bart, und drückte denselben an die Brust. In dieser Stellung hielt er eine lange Rede, oder er stimmte vielmehr einen Gesang an; denn es hatte einen musikalischen Takt, und klang in der That ganz angenehm. Die Engländer bedauerten es unendlich, daß sie seine Rede nicht ver-



sehen konnten, und daß auch er nichts von dem verstehen würde, was sie ihm sagen wollten. Um ihm indessen wenigstens ihr Wohlwollen zu bezeugen, warfen sie ihm, während daß er noch redete, einige kleine Geschenke hin: aber er wollte solche weder selbst anrühren, noch sie von andern anrühren lassen, bis er mit seiner Rede fertig war. Alsdann gieng er ins Wasser hinein, warf den Engländern den grünen Zweig zu, und hob hernach die Sachen auf, die ihm von den Böten aus waren zugeworfen worden. Da nunmehr alles friedfertig aussah, so winkten die Engländer den Insulanern zu, daß sie ihre Waffen niederlegen sollten. Als die meisten derselben dieß gethan hatten, sprang einer von den Schiffsunterofficiers, der sich auf dieses Merkmal des Vertrauens und der Freundschaft verließ, in voller Kleidung aus dem Boote, und schwamm durch die Brandung an den Strand. Die Indianer versammelten sich augenblicklich rings um ihn her, und fiengen an seine Kleider mit großer Aufmerksamkeit zu betrachten, insbesondere aber schienen sie seine Weste zu bewundern. Da er nun seinen neuen Freunden gern zu Gefallen leben wollte, so zog er sie aus, und mach-

machte ihnen ein Geschenk damit. Aber diese Höflichkeit that eine unangenehme Wirkung: denn kaum hatte er seine Weste verschenkt, als einer von den Indianern auf eine sehr geschickte Weise das Halstuch seines europäischen Freundes auflösete. Ihm solches den Augenblick darauf vom Halse riß, und damit fort lief. Der Unterofficier wollte inzwischen nicht gern so rückweise rein ausgeplündert werden, und um dieses zu verhüten, rannte er so geschwind als möglich nach dem Boote zurück. Dieser Vorfall störte übrigens das gegenseitige gute Vernehmen gar nicht, und verschiedene von den Indianern schwammen zu den Engländern hin, und brachten ihnen bald eine Cocosnuß, bald ein wenig frisches Wasser in einer Cocosnußschale. Die Hauptabsicht der Matrosen aber gieng auf etwas ganz anders; sie wollten nämlich gern Perlen von den Insulanern einhandeln, und um diesen ihre Meinung desto leichter begreiflich zu machen, hatten sie einige von den Perlausterschalen, welche in großer Menge auf dem Strande herum lagen, auf-gelesen. Aber alle ihre Bemühungen waren vergebens: denn sogar mit Beyhülfe dieser Schalen konnten sie jenen ihre Meinung doch

E 2



nicht begreiflich machen. Es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß sie ihre Absicht besser würden erreicht haben, wenn ein ordentlicher Umgang zwischen ihnen und den Indianern hätte zu Stande gebracht werden können; aber es war ein Unglück, daß wir keinen Ankerplatz für die Schiffe finden konnten. Da alle Indianer Korallen lieben, so ist nicht zu vermuthen, daß die Perlen, welche die Auster hier enthalten, von den Einwohnern sollten unbemerkt geblieben seyn; und es ist daher mehr als wahrscheinlich, daß, wenn die Engländer einige Wochen an diesem Orte hätten verweilen können, sie einige sehr kostbare Perlen gegen Nägel, Beile und Hacken, welche die Eingebornen mit großem Rechte weit höher als die Perlen schätzen, hätten eintauschen können. In dem Salzwassersee, oder in der Lagune, sah man zwey bis drey sehr große Fahrzeuge, davon eins zwey Masten, und an diesen einige oben befestigte Lanterne hatte, um solche zu halten.

Fünfter Abschnitt.

Einwohner der Byronsinsel.

Diese Insel, welche die Officiers ihrem Befehlshaber zu Ehren also nannten, liegt in der südlichen Breite von einem Grade 18

Minu-

Minuten, und in der östlichen Länge von 173 Grad 46 Minuten.

Die Engländer merkten bald, daß diese Insel nicht nur bewohnt, sondern auch sehr vortrich war. Denn kaum war das Schiff zum Vorschein gekommen, als sie wenigstens ein tausend von den Einwohnern auf dem Ufer versammelten, und sehr bald darauf mehr als 60 Kähne oder so genannte Proas von der Küste her auf sich zu segeln sahen. Sie legten also bey, um sie zu empfangen; und es währte nicht lange, so hatten sie einen Kreis rings um das Schiff her gestellt. Die Fahrzeuge waren sehr artig gebaut, und so reinlich, daß sie ganz neu zu seyn schienen. Keines von denselben hatte weniger als drei, oder mehr als sechs Personen an Bord. Als diese Indianer die Engländer eine Zeit lang angestaut hatten, sprang einer von ihnen mit einmal aus seiner Proa (oder Kahne), schwamm ans Schiff, und lief wie eine Katze an der Seite desselben herauf. Sobald er über den obern Rand geklettert war, setzte er sich auf denselben nieder, und brach in ein heftiges Gelächter aus, alsdann sprang er geschwind wieder auf, lief auf dem ganzen Schiffe herum, und wollte alles,



was er nur erhaschen konnte, wegstehlen. Doch das war vergebens: denn da er ganz nackt war, so konnte er seine Beute auch nicht einen Augenblick verbergen. Die Matrosen zogen ihm ein Wams und ein paar Matrosenbeinkleider an, welches ihnen vieles zu lachen gab, denn er geberdete sich gerade wie ein neu gekleideter Affe. Sie gaben ihm auch Brod, welches er sehr begierig fraß. Als er tausend seltsame Streiche gemacht hatte, sprang er endlich mit Wams und Beinkleidern über Bord, und schwamm wiederum nach seiner Proa zurück. Hierauf machten es ihm verschiedene von seinen Kameraden nach, schwammen an das Schiff heran, und kletterten an den Wänden desselben bis an die Constabelkammer hinauf; in diese krochen sie hinein, nahmen alles, was sie nur bekommen konnten, weg, sprangen alsdenn wieder ins Meer hinab, und schwammen sehr hurtig davon, ohne achtet einige derselben beyde Hände voll hatten, und die Arme ganz aus dem Wasser empor hielten, damit ihre Beute nicht naß werden möchte.

Diese Leute sind groß und wohlgebildet, ihre Haut ist von einer hellen Kupferfarbe, ihre Gesichtszüge sind besonders schön, und in ih-

ren



ren Weinen bemerkt man gleich bey'm ersten Anblick eine Mischung von Unerfroffenheit und aufgeräumter Heiterkeit, welche ungemein reizend ist. Sie haben lange schwarze Haare; einige von ihnen tragen solche in einem großen Busche hinten zusammengebunden, andre in dreyen am Hintertheil des Kopfes geschürzten Knoten. Einige hatten lange Bärte, andere nur Schnurbärte, und noch andere nur ein kleines Schößchen an der Spitze des Kinnes. Sie waren insgesammt ganz nackend, ihre Zierrathen ausgenommen, welche aus Muscheln bestanden, die sehr artig angebracht, und an einander angereihet waren, und die sie um den Hals, um die Handgelenke, und mitten um den Leib trugen. Sie hatten alle mit einander Ohrenlöcher, aber dazumal, als die Engländer sie sahen, keine Gehörte in denselben. Wenn sie dergleichen Zierrathen tragen, so müssen solche wahrscheinlicher Weise sehr schwer seyn: denn die Ohren hiengen ihnen beynahe auf die Schultern herab, und bey einigen war das Ohrläppchen ganz durchgeschliffen. Einer von diesen Leuten, der ein Mann von Ansehn unter ihnen zu seyn schien, trug eine Schnur von Menschenzähnen mitten um den



Leib gebunden, und das sollte vermuthlich ein Siegeszeichen seines Heldenmuthes seyn; denn er wollte es nicht vertauschen, man mochte ihm auch dafür anbieten, was man nur wollte. Einige von ihnen waren unbewaffnet; andere hingegen trugen eins der gefährlichsten Gewehre, nämlich eine Art von Spieß, welcher am Ende sehr breit, und auf beyden Seiten ohngefähr drey Fuß in der Länge, mit Sechundszähnen vollgesteckt war, die so scharf als eine Lanzette sind. Die Engländer zeigten ihnen Cocosnüsse, und machten Zeichen, daß sie mehrere verlangten. Aber anstatt daß sie sich hätten Mühe geben sollen, ihnen welche zu verschaffen, bestrebten sie sich im Gegentheil, ihnen diejenigen, so sie hatten, wegzunehmen.

Sechster Abschnitt.

Einwohner der Insel Pule Timoon.

Die Bewohner dieser Insel sind Mulatten und eine trotzig unerschrockene Art von Leuten. Sobald sie sahen, daß die Engländer sich der Küste näherten, kamen sie in großer Menge an den Strand herab. Sie waren vollstän-



vollständig bewaffnet; in der einen Hand trugen sie ein langes Messer, in der andern einen Spieß, der mit einer eisernen Spitze versehen war, und an der Seite einen Cressit oder Dolch. Die Engländer giengen indessen, dieses feindlichen Aufzuges ohnerachtet, ans Land, und ließen sich bald in eine Handlung mit ihnen ein. Sie hatten ihnen Messer, Beile, Hacken und andre dergleichen Dinge angeboten; sie schlugen sie aber mit großer Verachtung aus, und forderten Kupien. Da die Engländer keine dergleichen Münze hatten, so waren sie anfänglich sehr verlegen, wie sie ihre eingetauschten Lebensmittel bezahlen sollten. Endlich aber besannen sie sich auf einige Schnupftücher, die sie an Bord hatten; und von diesen begnügten sich endlich die Insulaner die besten auszusuchen und anzunehmen.

Diese Leute sind von kleiner Statur, aber sehr wohlgebildet, und von einer dunkeln Kupferfarbe. Die Engländer sahen einen Greis unter ihnen, der einigermaßen nach persischer Art gekleidet war; alle andere hingegen waren nackt, ausgenommen, daß sie ein Schnupftuch in Form eines Turbans um den Kopf gewickelt hatten, und einige Stücke Luchs trugen,



gen, welches vermittelst eines silbernen Blechs in Form einer Schnalle oder einer Art von Claspur mitten um den Leib befestiget waren.

Sie bekamen keine von ihren Frauen zu sehen, und vermuthlich hatte man sie mit Fleiß vor ihnen verborgen gehalten. Die Wohnungen dieser Insulaner sind sehr artig aus gespaltenem indianischen Rohre, und auf Pfosten ohngefähr acht Fuß hoch vom Boden erbauet. Ihre Hütten sind gleichfalls gut gebauet, und man sah einige große Fahrgrube, in welchen sie vermuthlich Handlung nach Malacca treiben mochten. Die Engländer fischten hier sehr glücklich, bemerkten aber bald, daß die Einwohner scheel dazu sahen, weil sie alle Fische um diese Insel für ihr Eigenthum halten.

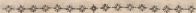


Zweytes Hauptstück.

Reise des Capitain Wallis.

Auf demselben Schiffe, auf dem Admiral Byron seine Reise gemacht hatte, nämlich auf dem Dolphin von vier und zwanzig Kanonen, segelte wenig Monate nach dessen Zurückkunft Capitain Wallis den 22 August 1766 von Plymouth aus, um die allgemeine Absicht des britischen Monarchen, in der südlichen Hemisphäre Entdeckungen zu machen, weiter auszuführen. Ihm war die Schaluppe Swallow zugegeben, die Capitain Carteret commandirte. Diese Schiffe segelten in Gesellschaft mit einander, bis sie die Südsee am westlichen Eingange der magellanischen Straße zu Gesichte bekamen, von da sie auf ganz verschiedenen Wegen nach England zurückkehrten. Capitain Wallis kam am 19ten May 1768 wieder dahin zurück. Vom Capitain Carteret wird weiter unten mehr Nachricht vorkommen.





Erster Abschnitt.

Einwohner auf der Küste von Patagonien.

Die Engländer landeten spät des Abends an dieser Küste. Die Eingebornen blieben die ganze Nacht dem Schiffe gegenüber, zündeten verschiedene große Feuer an, und rufen zu wiederholtenmalen sehr laut. Sobald es Tag wurde, sah man vom Schiffe aus eine große Anzahl derselben in Bewegung. Sie winkten den Engländern, daß sie landen sollten, und Capitain Wallis ruderte also, nachdem er die Boote hatte bemannen und bewaffnen lassen, nebst einer Parthey von Seesoldaten der Küste zu. Er hatte dem Schiffer Befehl hinterlassen, daß er die lange Seite des Schiffs gegen den Ort, wo sie ans Land steigen würden, hinrichten, und die Kanonen mit Kugeln geladen halten sollte. Ehe sie noch aus den Booten ans Land traten, gab Wallis den Eingebornen ein Zeichen, daß sie sich etwas zurückziehen sollten. Dieß thaten sie sogleich, und er
lan,



landete hierauf mit dem Capitain Carteret und mit verschiedenen von den Officieren; die Seesoldaten wurden in Ordnung gestellt, und die Boote nahe an der Küste vor kleine Anker festgelegt. Wallis winkte alsdann den Eingebornen, daß sie näher kommen sollten, und ließ sie in einem halben Kreise niederstigen, welches sie, wie er es verlangte, in großer Ordnung und sehr willig thaten. Als sie ihre Plätze eingenommen hatten, theilte er allerley Messer, Scheeren, Glas und andere Korallen, Kämme und mehr dergleichen Kleinigkeiten, besonders aber einige Bänder unter die Frauenpersonen aus, und ein jeder nahm dieses Geschenk mit einer sehr anständigen Bezeigung von Vergnügen und Ehrerbietung an. Als er mit Austheilung seiner Geschenke fertig war, bemühte er sich, diesen Leuten zu verstehen zu geben, daß er andre Dinge hätte, die er weggeben wollte, für welche er aber etwas wieder erwartete. Er zeigte ihnen zum Exempel einige Beile und Hacken, und wies auf ein paar Guanicoes, welche sich von ohngefähr in der Nähe sehen ließen, und auf einige todte Strauße, die er neben einem von ihnen liegen sah. Er deutete ihnen zugleich durch Geberden an, daß

er zu essen verlangte: aber sie konnten oder wollten ihn nicht verstehen; denn ohnerachtet sie große Lust zu den Beilen und Haken zu haben schienen, so ließen sie sich doch nicht im geringsten merken, daß sie ihm einige Lebensmittel überlassen wollten, und auf solche Weise kam kein Handel zwischen ihnen zu Stande. Jeder von diesen Leuten, die Frauenspersonen sowohl als die Männer, hatten ein Pferd, das mit einem Sattel, Zügel und Steigbügel versehen war. Die Männer trugen durchgängig hölzerne Sporen, nur ein einziger ausgenommen, welcher ein paar große metallene Sporen, wie man in Spanien trägt, dergleichen Steigbügel und einen spanischen Säbel ohne Scheide hatte; er schien aber, dieser äußerlichen Vorzüge ohngeachtet, kein besonderes Ansehen über seine andere Landeskute zu haben. Die Frauen trugen keine Sporen. Ihre Pferde schienen wohl gebauet und schnell zu seyn, und waren ohngefähr vierzehn Hände hoch. Sie hatten auch viele Hunde bey sich, die, so wie auch die Pferde, von spanischer Abkunft zu seyn schienen. Da Capitain Wallis zwey Wehrkuthen bey sich hatte, so giengen sie herum und maßten diejenigen, welche die längsten unter



unter ihnen zu seyn schienen. Einer derselben war 6 Fuß 7 Zoll hoch; verschiedene andere maßen 6 Fuß 5 Zoll, und 6 Fuß 6 Zoll; aber die meisten unter ihnen waren von 5 Fuß 10 Zoll bis 6 Fuß lang. Sie sind von einer dunkeln Kupferfarbe, wie die Indianer in Nordamerika. Ihr Haar ist nicht kraus, und benahe eben so rauh als Schweinsborsten; sie binden es mit einer baumwollenen Schnür hinten zusammen, aber keins von beiden Geschlechtern pflegt den Kopf bedeckt zu tragen. Sie sind wohlgebildet, stark, und haben große Knochen, aber ihre Hände und Füße sind besonders klein. Ihre Kleidung besteht in Guanicoesfellen, welche sie in großen Stücken zusammennähen, die ohngefähr 6 Fuß lang und 5 Fuß breit sind. Diese wickeln sie mit der rauhen Seite einwärts um den Leib, und befestigen solche alsdenn vermittelst eines Gürtels. Einige unter ihnen tragen auch, was die Spanier ein Puncto genannt haben, nämlich ein viereckiges und aus dem weichen Haare der Guanicoes verfertigtes Stück Tuch, in welches ein Loch für den Kopf eingeschnitten ist, und der Rest desselben hängt alsdann vom Halse rings um den Leib bis an die Knie herab.

ab. Das Guanicoe ist ein Thier, welches an Größe, Gestalt und Farbe einem Ache ähnlich sieht; es hat aber einen Höcker auf dem Rücken, und keine Hörner oder Geweihe. Diese Leute tragen auch eine Art von Beinkleidern, die sie sehr fest hinauf ziehen, desgleichen Halbstiefeln, die vorn an der Mitte des Beins bis an die Spanne des Fußes, und hinten bis unter die Fersen reichen; der übrige Theil des Fußes aber ist ganz bloß. Man beobachtete, daß verschiedene von den Männern einen rothen Kreis um das linke Auge hatten, und daß andere sich die Arme und verschiedene Theile des Gesichts bemalt hatten; alle junge Frauenspersonen aber hatten sich die Augenbraunen schwarz gefärbt. Sie redeten viel, und einige derselben rufen aus: Ca - pi - ta - ne! wenn man sie aber in spanischer, portugiesischer, französischer und holländischer Sprache anredete, so gaben sie keine Antwort. Von ihrer eigenen Sprache konnte man nur ein einziges Wort deutlich unterscheiden, nämlich chevom. Die Engländer hielten dieses für einen Gruß, weil sie es allezeit aussprachen, wenn sie ihnen die Hände gaben, oder wenn sie durch Geberden und Zeichen sie baten, daß

I Band. D sie



sie ihnen etwas geben mögten. Wenn man sie auf englisch anredete, so wiederholten sie die Worte, welche man ihnen versagte, ebenso deutlich, als die Engländer selbst, und sie lernten bald die Worte: Englishmen, come on shore, das ist: Engländer, kommt ans Land! auswendig. Ein jeder von ihnen war mit einem sehr sonderbaren Wurfgewehr versehen, welches er im Gürtel stecken hatte. Es bestand aus zwey runden, mit Leder überzogenen Steinen, deren jeder etwa ein Pfund wiegen mochte, und an das Ende einer ohngefährt acht Fuß langen Schnur befestigt war. Sie gebrauchten dieses Gewehr wie eine Schleuder, indem sie einen Stein in der Hand behalten, und den andern so lange rings um den Kopf schwingen, bis er ihres Erachtens hinlängliche Stärke erhalten hat, da sie ihn dann auf den vorgesehten Gegenstand schleudern. Mit diesem gedoppelten Wurfgewehr wissen sie so geschickt umzugehen, daß sie in einer Entfernung von 45 Fuß ein Ziel, das nicht größer ist als ein englischer Schilling, oder als ein deutsches Viergroschensstück, mit den beyden Steinen treffen. Auf der Jagd aber pflegen sie mit diesen Steinen selbst weder das Guani-

coe noch die Stränge zu werfen, sondern sie wissen solche auf die Art zu schleudern, daß die Schnur gegen die Füße des Straußes oder gegen zwey Füße des Guanicoe fährt, und sich durch die Gewalt und den Schwung der beyden Steine vergestalt um die Füße des Thieres verwickelt, daß dieses nicht weiter laufen kann, und dem Jäger ohne Mühe in die Hände fällt.

Während der Anwesenheit der Engländer am Lande sahen sie die Art mit an, wie diese Leute ihre Fleischgerichte zu verzehren pflegen. Einer von ihnen nahm zum Exempel das Eingeweide eines Straußes, und aß solches roh, ohne alle weitere Zurichtung, reinigte es auch nicht erst, sondern begnügte sich blos, die innere Seite heraus zu kehren, und es ein wenig auszuschütteln. Man sah verschiedene solche Glaskorallen, wie Wallis ihnen gegeben hatte, und zwey Stück rothen Bogens bey ihnen, die Commodore Byron vermuthlich hier, oder doch in dieser Gegend, bey ihnen mochte zurückgelassen haben.

Als Capitain Wallis ohngefähr vier Stunden lang bey diesen Leuten geblieben war, gab er ihnen durch Geberden zu verstehen, daß er an Bord zurückgehen, und daß er einige von ihnen,



ihnen, wenn sie Lust dazu hätten, mit sich nehmen wollte. Sobald sie ihn verstanden hatten, erboten sich ihrer mehr denn hundert eifrigst dazu; er wollte aber nicht mehr als acht Personen von ihnen mitnehmen. Diese sprangen so vergnügt und fröhlich als Kinder, die auf einen Jahrmarkt gehen sollen, in die Boote; und weil sie keine boshafte Absicht wider die Engländer hatten, so hegten sie auch nicht den geringsten Verdacht, daß diese irgend etwas wider sie im Schilde führen mögten. Während daß die Boote fortruderten, sangen sie verschiedene von ihren Liedern, bis sie an Bord des Schiffs kamen; hier aber äußerten sie weder die Neugierde, noch die Bewunderung, welche die Mannichfaltigkeit von Gegenständen, die für sie eben so neu als bewundernswürdig seyn mußten, wahrscheinlicherweise in ihnen hätte erwecken sollen. Capitain Wallis nahm sie in die Kajüte hinab; aber auch da sahen sie sich mit einer unbegreiflichen Gleichgültigkeit um, bis endlich einer von ihnen von ohngefähr seine Augen auf einen Spiegel warf. Dieser Anblick vergnügte und beschäftigte sie zwar; aber es schien dennoch, als ob er sie so wenig bestrebete, als uns die

Wun.



Wunderdinge zu bescreiben pflegen, die sich unsrer Einbildungskraft in einem Traume darstellen, wenn wir zum Exempel mit Todten sprechen, in der Luft fliegen oder auf dem Meere spazieren, ohne daß es uns einfällt, wie sehr die Befehle der Natur dabey überschritten werden. Inzwischen machte ihnen der Spiegel doch immer sehr viel Zeitvertreib. Sie gingen hinan und wieder zurück, machten tausend wunderliche Streiche vor demselben, lachten heftig, und sprachen sehr nachdrücklich mit einander. Capitain Wallis gab ihnen etwas Rind- und etwas Schweinsfleisch, ein wenig Zwieback und andere Eßwaaren von seinen Schiffsvorräthen; sie aßen aber ohne den geringsten Unterschied alles, was man ihnen gab, nur wollten sie nichts als Wasser trinken. Von der Cajüte aus führte man sie im ganzen Schiffe herum; sie sahen jedoch nichts mit besonderer Aufmerksamkeit an, ausgenommen die Thiere, welche die Engländer zu ihrem Vorrathe lebendig an Bord hatten. Sie betrachteten zum Exempel die Schweine und die Schafe mit einer Art von Neugierde, und ergöhten sich außerordentlich an den welschen Hünern und Hähnen. Jedoch von allem



was ihnen in die Augen fiel, schienen sie nichts als Kleidung zu verlangen; und auch um diese bat nur ein einziger von ihnen, der ein alter Mann war. Man beschenkte ihn mit einem paar Schuhe und Schnallen, und Capitain Wallis gab einem jeden von ihnen ein kannevassenes Säckchen, in welches er einige eingefädelte Nähnadeln, einige kleine Streifen Luchs, ein Messer, eine Scheere, ein wenig starken Zwirn, ein paar Glaskorallen, einen Kamm und einen Spiegel, nebst etlichen neuen englischen Sechspennig- und halben Pfennigstücken gelegt hatte. Durch die Geldstücke hatte er ein Loch bohren, und jedes mit einem Bande versehen lassen, damit sie solche um den Hals hängen könnten. Man bot ihnen etliche Blätter von einer Rolle Rauchtaback an; sie rauchten ein wenig davon, es schien aber nicht, als ob sie Geschmack daran fänden. Capitain Wallis zeigte ihnen auch die Kanonen; sie hatten keinen Begriff von dem Gebrauche derselben. Als er sie nun in dem ganzen Schiffe herum geführt hatte, ließ er die Streselbaten in Ordnung stellen, und die Waffenaubungen zum Theil durchgehen. Bey Absentung der ersten Salve wurden die Patagonier von

Ersau-

Erstaunen und Schrecken befallen; insbesondere warf sich der alte Mann aufs Verdeck nieder, wies auf die Musketen, schlug alsdenn mit der Hand auf die Brust, schloß die Augen zu, und blieb eine Zeit lang ohne Bewegung liegen, wodurch er vermuthlich zu verstehen geben wollte, daß ihm das Schießgewehr und seine tödtliche Wurfung nicht unbekannt sey. Die andern hingegen, da sie die Engländer wohl aufgeräumt, und sich selbst unbeschädigt fanden, nahmen bald wieder ihre vorige Munterkeit und fröhliche Laune an. Sie hörten also die zweite und dritte Salve ohne große Verstärkung absonern; nur der alte Mann blieb eine ganze Zeit lang auf dem Verdeck liegen, und erholte sich nicht eher wieder, als da das Feuer ganz vorüber war. Um Mittag, da die Fluth eben hinauswärts zu laufen anfing, deutete Capitain Wallis ihnen durch Zeichen an, daß das Schiff von hier wegsegeln, und sie also ans Land gehen müßten. Er bemerkte bald, daß sie dieses nicht gern thun wollten; inzwischen brachte man sie doch alle ohne große Schwierigkeit wieder an Bord, ausgenommen den alten Mann und noch einen andern. Diese beiden stellten sich ins Ganze auf dem



Schiffe hin, und wollten durchaus nicht von da weg; der alte Mann wandte sich um, und gieng nach dem Hintertheile des Schiffs hin an die Treppe der Kajüte, und blieb da eine Zeit lang stehen, ohne ein Wort zu sprechen. Endlich fieng er an eine Art von Gebet zu verrichten, wofür man es wenigstens hielt; denn er hob seine Augen und seine Hände oft gen Himmel empor, sprach in einem Tone und mit einer Art, welche von dem in ihren gesellschaftlichen Gesprächen üblichen ganz verschieden waren, und es dünkte den Engländern, als ob er sein Gebet eher singend als redend verrichtete, daher es ihnen unmöglich war, ein Wort von dem andern zu unterscheiden. Als Captain Wallis ihm endlich von neuem zu verstehen gab, daß es für ihn rathsam sey, ins Boot zu gehn, so wies er auf die Sonne, wandte alsdenn seine Hand gegen Westen herum, schwieg stille, sah ihm ins Gesicht, lachte, und wies aufs Land. Es fiel nicht schwer, die Bedeutung dieser Pantomime zu verstehen; er wollte nämlich gern bis zum Untergange der Sonne an Bord bleiben, und es kostete Mühe, ihm dagegen begreiflich zu machen, daß das Schiff nicht so lange in dieser Gegend der Küste



sie verweilen könnte. Endlich ließ er sich doch bewegen, und stieg nebst seinem Gefährten über die Seite des Schiffs hinunter ins Boot, und als dasselbe fortruberte, fiengen sie sämmtlich an zu singen, und setzten diese Lustbarkeit fort, bis sie den Strand erreichten. Kaum waren sie daselbst ausgestiegen, als sich eine große Anzahl von ihren am Lande befindlichen Kameraden begierig herzu drängten, um ins Boot zu kommen; weil aber der Officier am Bord desselben ausdrücklichen Befehl hatte, keinen derselben mit sich zurückzubringen, so hielt er sie, wiewohl nicht ohne große Schwierigkeit und augenscheinlichertweise zu ihrem größten Bedauern und Verdrusse davon ab.

Den folgenden Tag sahen die Engländer in einer andern Gegend der Küste eine große Menge der Eingebornen dem Schiffe gegenüber zu Pferde, und Capitain Carteret meldete dem Capitain Wallis, daß dieß der Ort sey, wo Commodore Byron die Zusammenkunft mit den großen Leuten gehabt hätte. Dieser schickte darauf zwey Officiere an die Küste; aber mit dem ausdrücklichen Befehl, nicht zu landen, weil die Schiffe zu weit von ihnen entfernt waren, als daß sie sie hätten beschützen können.



Sobald diese Herren zurückkamen, sagten sie, daß, als sie mit dem Boote sehr nahe an den Strand gerudert, und daselbst stille gehalten hätten, die Eingebornen in großer Anzahl herab gekommen wären. Sie hätten dieselben für eben die Leute erkannt, mit welchen wir den Tag vorher zu thun gehabt hätten; es wären noch viele andere, besonders Frauen und Kinder bey ihnen gewesen, und als sie gemerkt hätten, daß die Unsrigen nicht Willens wären, zu landen, hätten sie solches sehr zu bedauern geschienen. Diejenigen, welche gestern an Bord des Schiffs gewesen wären, wären gegen das Boot hingewadet, hätten denselben zugewinkt, daß er näher kommen mögte, und dabey die Worte, die man sie gelehrt hätte: „Englischmen, come on shore,“ Engländer, kommt ans Land! sehr oft ausgerufen. Als sie endlich gesehen hätten, daß sie die Mannschaft gar nicht zum Landen bewegen könnten, wären sie wenigstens gern in das Boot gekommen, und man habe sich ihrer nur mit Mühe erwehren können. Die Bootleute hätten ihnen einiges Brod, Taback und andere Kleinigkeiten geschenkt, und zu gleicher Zeit auf einige Quantcoes und Strauße gewiesen, auch ihnen



ihnen durch Geberden gezeigt, daß sie dergleichen zu essen verlangten, hätten sich aber den Eingebornen nicht verständlich machen können. Da sie nun solchergestalt gefunden hätten, daß sie keine Erfrischungen bekommen könnten, so wären sie, um frisches Wasser aufzusuchen, längst der Küste hingerudert, und als sie auch von diesem keine Anzeige, noch irgend eine Spur von einer Quelle oder irgend einem Bache gefunden hätten, wären sie endlich wieder an Bord zurückgekehrt.

Zweiter Abschnitt.

Indianer in der magellanischen Straße.

Die magellanische Straße liegt im 53 und 54 Grade der Südbreite. Das Cap Virgin Mary an dem einen Eingange derselben liegt im 52 Grade 24 Minuten, und das Cap Pillar am andern Eingange im 52 Grade 46 Minuten.

Da die Engländer einmal ans Land fuhren, um Wasser zu holen, so kamen drey Kähne angerudert, und setzten sechszehn von den Eingebornen aus. Diese giengen auf die Engländer



der zu, und als sie etwa noch 300 Fuß von ihnen waren, standen sie stille, rufen übers laut, und machten Freundschaftszeichen. Jene thaten das Rämliche, und zeigten ihnen einige Glascorallen und andere dergleichen Kleinigkeiten, welche ihnen sehr gefallen mußten; denn sie streuten an zu jauchzen. Jene ahmten den Laut ihrer Freundschaftsbezeugungen nach, und jauchzten auch. Die Indianer kamen hierauf unter beständigem Freudengeschrey und in vollem Lachen heran. Als beyde Partheyen sich begegneten, gaben sie einander die Hände, und die Engländer schenkten den Indianern verschiedenes von den Kleinigkeiten, die sie ihnen vom weiten gewiesen hatten. Sie waren mit Seekälberhäuten bedeckt, welche aber abscheulich stanken; und einige von ihnen aßen halbverfaultes Fleisch und etwas Fett, das beydes roth, so begierig, daß es ihnen allem Anschein nach recht gut schmecken mußte. Sie waren mit den Leuten, die wir vorher gesehen hatten, von einerley Farbe, aber von kleinerer Statur; denn die meisten von ihnen maßen nicht mehr, als fünf Fuß 6 Zoll. Sie schienen ganz erstoren zu seyn, und zündeten sogleich verschiedene Feuer an. Es ist wirklich

nicht

nicht leicht zu begreifen, wie sie den Winter über leben. Sie waren mit Pfeilen, Bogen und Wurfspeßen bewaffnet, und die Pfeile und Wurfspeße waren mit Feuersteinen, welche die Form einer Schlangenzunge hatten, zugespitzt. Sie schossen und warfen beides mit großer Geschicklichkeit, und verfehlten das Ziel fast nie, ob es gleich in einer beträchtlichen Entfernung war. Wenn sie Feuer anzünden wollten, schlugen sie einen Kieselstein wider ein Stück Rindie, und fangen die Funken in ein wenig Moos oder Pfauensehern auf, welche mit einer weißlichen Erde vermischt sind, und so leicht als Zunder anglimmen. Hierauf nehmen sie etwas dünnes Gras, davon es hier allenthalben eine große Menge giebt, legen das angezündete Moos darein, schwenken es sodann hin und her, und in Zeit von einer Minute flammt es völlig an.

Als das Boot zurückkam, brachte es drey von diesen Leuten mit an Bord des Schiffs; sie schienen aber nichts mit besonderer Neugierde anzusehen, ausgenommen die Kleider der Engländer und einen Spiegel. Der Spiegel machte ihnen eben so viel Zeitvertreib, als er den Patagoniern gewährt hatte, und sie schie-

nen



nen sich noch mehr als jene darüber zu verwundern. Als sie zum erstenmale hinein sahen, fuhren sie zurück, blickten zuerst die Engländer, und alsdann sich unter einander an; dann thaten sie einen zweiten, gleichsam verstohlenen Blick, fuhren wie vorher zurück, und sahen begierig hinter den Spiegel. Als sie endlich nach und nach bekannt wurden, lächelten sie, und als sie sahen, daß ihr Bild sie wieder anlächelte, ergößten sie sich außerordentlich daran, und brachen in das heftigste Gelächter aus. Demohnerachtet verließen sie dieses und alle andere Dinge mit vollkommener Gleichgültigkeit: denn das wenige, was sie besaßen, reichte allem Vermuthen nach für alle ihre Begierden hin. Sie aßen alles, was man ihnen gab, wollten aber nichts als Wasser trinken. Als sie vom Schiffe weggiengen, begleitete Captain Wallis sie ans Land, und fand verschiedene von ihren Frauen und Kindern an dem Orte, wo er frisches Wasser einnahm. Er theilte einige Spielsachen unter sie aus, über welche sie sich einen Augenblick zu freuen schienen, und sie beschenkten ihn dagegen mit etlichen von ihren Waffen, ingleichen mit etlichen Stücken Mundies, einer Art von



von Karfaskit, als man in den Zinnbergwerken von Kornwallis findet, und gaben ihm zu verstehen, daß sie dergleichen in den Gebirgen fänden, wo es vermuthlich Aldern von Zinn, und vielleicht von noch mehr kostbaren Metallen giebt. Gleichwie dieses Land das fürchterlichste und ödste in der Welt zu seyn scheint, die rauhesten Gegenden von Schweden und Norwegen selbst nicht ausgenommen, so scheinen auch die Einwohner desselben die niedrigsten und bedauernswürdigsten unter allen menschlichen Wesen zu seyn. Ihre vollkommene Gleichgültigkeit gegen alles, was sie nur sahen, bezeichnet den unendlichen Unterschied zwischen ihrem und unserm Zustande. Eben diese Gleichgültigkeit mag sie zwar wohl vor dem fränkenden Verdruss unbefriedigter Begierden verwahren, sie scheint aber doch einen Mangel und Unvollkommenheit in ihrer Natur anzuzeigen. Denn diejenigen, welche mit den Vergnügungen eines Viehes zufrieden sind, können wenig Ansprüche auf die Vorzüge der Menschheit machen. Als sie die Engländer verließen, und in ihren Kähnen wegfuhren, spannten sie eine Seetalbshaut statt eines Segels auf, und feuerten nach der südlichen Küste

fe



ste zu, woselbst man viele von ihren Hütten erblickte; aber während des Rückweges sahe sich keiner von ihnen weder nach den Engländern noch nach dem Schiffe um. So wenig Eindruck hatten die Wunderdinge, die sie gesehen hatten, auf ihre Gemüther gemacht, und so sehr schienen sie ins Gegenwärtige vertieft und ungewohnt zu seyn, dem Vergangenen nachzudenken. In einem andern Orte kamen zwei Rähne voll Indianer neben dem Schiffe. Sie sahen den elenden Leuten, die man vorher gesehen hatte, sehr ähnlich. Ein wenig Seetalkfleisch, etwas Fett und Pinguins hatten sie an Bord, und aßen alles dieses roh. Einige von den Engländern, die eben mit der Angel fischten, gaben einem von ihnen einen Fisch, der etwas größer als ein Hering war, lebendig, so wie er aus dem Wasser kam. Der Indianer saßte solchen begierig, wie ein Hund einen Knochen erhascht, und tödtete ihn durch einen Biß nahe an den Ohren; alsdann verzehrte er denselben vom Kopfe an bis auf den Schwanz, ohne weder die Gräten, Flossfedern, Schuppen noch das Eingeweide wegzumwerfen. Sie aßen ohne Unterschied alles, was man ihnen nur gab,



es mochte gesalzen oder frisch, gekocht oder roh seyn; sie wollten aber nichts als Wasser trinken. Sie zitterten für Kälte, und hatten doch nichts, um sich zu bedecken, als eine Seelälberhaut, welche unbefestigt über ihre Schultern geworfen war, und nicht einmal bis auf die Mitte des Leibes herabreichte. Dennoch warfen sie während dem Rudern auch diese von sich, und saßen ganz nackt.

Sie hatten einige Wurffpieße bey sich, welche schlecht genug mit einem Knochen anstatt der Spitze versehen waren; und mit diesen warfen sie nach Seelälbern, nach Fischen und nach Penguins. Einer von ihnen hatte ein Stück Eisen, ohngefähr von der Größe eines gemeinen Weisfels, das an einem Stück Holz befestiget war, und ihm statt eines Gewehrs zu dienen schien. Sie hatten insgesamt schlimme Augen, welches daher rühren mag, daß sie beständig in dem Rauche von ihren Feuern zu sitzen pflegten. Sie stanken auch ärger als die Fische, welches theils ihrer Kost, theils ihrer Unreinlichkeit bezumessen ist. Ihre Kähne waren ohngefähr 15 Fuß lang, drei Fuß breit, und beynahe eben so tief. Sie waren aus Baumrinde verfertigt, und diese



war entweder mit den Sehnen von gewissen Thieren, oder mit Nieten zusammengenähet, welche sie aus der Haut eines Thieres geschnitten haben mochten. Eine Art von Binsen war in die Augen gelegt, und die äußerste Seite war mit einem Harze oder Gummi überzogen, damit das Wasser nicht durch die Rinde eindringen sollte. Fünfzehn dünne und in Bögen gekrümmte Platte waren quer über den Boden und die Seiten genähet, und quer über die oberen Ränder war auf jeder Seite ein gerades Stück Holz gelegt, und an beiden Enden befestigt. Im Ganzen war es eine schlechte Arbeit, so wie diese Leute überhaupt nichts bey oder an sich hatten, das die geringste Erfindungskraft angezeigt hätte. Capitain Wallis schenkte ihnen ein oder zwey Beile nebst einigen Glascorallen und etliche andere Kleinigkeiten, mit welchen sie hinweg nach Süden gingen, und die Engländer bekamen sie nachher nicht wieder zu sehen. — Die Leute, welche zu einem der englischen Boote gehörten, brachten eine Nacht auf einer Insel zu. Während ihrem Aufenthalte daselbst kamen ohngefähr dreßsig Indianer in sechs Rähnen an, flogen nicht weit von ihnen ans Land, und liefen

liefen sogleich nach dem Boote zu, um wahrscheinlichweise alles, was sie darianen finden würden, mit sich fortzunehmen. Die Engländer aber entdeckten dieß artige Vorhaben eben noch frühzeitig genug, um demselben vorbeugen zu können. Sobald die Indianer Widerstand fanden, eilten sie nach ihren Kähnen, und bewaffneten sich mit langen Stangen und Wurffspießen, die an der Spitze mit Fischgärten versehen waren. Sie fiengen jedoch keinen Angriff an, sondern setzten sich nur in drohende Verfassung. Die Engländer, deren an der Zahl zwey und zwanzig waren, rüsteten sich blos zur nöthigen Vertheidigung, und schenkten jenen einige Kleinigkeiten, worauf sie bald Freunde mit einander wurden, und die Indianer führten sich alsdann die übrige Zeit ihres Aufenthalts daselbst ganz friedfertig auf.

Einige Tage hernach kamen verschiedene andere Indianer an Bord, und brachten einige von den Vögeln, die die Matrosen Kenuyservögel nennen, mit sich. Die Engländer kauften solche gegen einige Kleinigkeiten, und Capitain Wallis machte ihnen Geschenke von einigen Beilen und Messern.



Ein andermal kamen zwey Kähne mit vier Männern und drey jungen Kindern in jedem, an Bord. Die Männer waren etwas besser gekleidet, als diejenigen, welche man vorher gesehen hatte, die Kinder aber waren mutternackend. Sie waren von etwas hellerer Farbe als die Männer, und diese schienen eine sehr väterliche Sorgfalt für jene zu haben, welches sich besonders zeigte, wenn sie solche in und aus den Kähnen hoben. Capitain Wallis beschenkte diese kleine Gäste mit Hals- und Armbändern, die ihnen überaus wohl zu gefallen schienen. Während der Zeit, da einige von diesen Leuten bey den Engländern am Bord waren, und die andern in ihren Kähnen neben den Schiffen auf sie warteten, ward das englische Boot nach dem Lande geschickt, um Holz und Wasser von da her zu holen. So lange sich die Engländer mit Bemannung und Ausrüstung des Boots beschäftigten, hatten die Indianer in den Kähnen ihre Augen unversandt auf dasselbe geheftet; aber den Augenblick, da solches vom Schiffe wegruderte, rüsten sie mit lautem Geschrey ihren am Bord unsers Schiffs befindlichen Landsleuten zu. Diese schienen sehr zu erschrecken, reichten jenen aufse



aufs eilfertigste ihre Kinder in den Rahn hinaus, und sprangen selbst, ohne ein Wort zu sagen, hinter drein. Niemand unter den Engländern konnte indessen die Ursache dieses plötzlichen Schreckens errathen; sie sahen aber wohl, daß die Leute in den Rähnen mit aller ihrer Macht dem Boote nachruderten, und solchen, dem Ansehen nach, mit großem Schrecken und Bestürzung nachrufen und schrien. Das Boot ruderte indessen schneller als sie, und als es endlich der Küste näher kam, erblickten die am Bord desselben befindlichen Leute einige Frauen, welche zwischen den Felsen Muscheln auflasen. Dieß erklärte das Räthsel auf einmal. Die armen Indianer befürchteten, die Fremdlinge möchten entweder durch Gewalt ihre ehelichen Vorrechte verlegen, auf welche sie weit eifersüchtiger zu seyn schienen, als die Bewohner anderer Länder, die dem Ansehen nach weniger niederträchtig und wild sind. Um ihnen diese Besorgniß zu benehmen, hielten die Engländer im Boote augenblicklich still, und ließen die Rähne bey sich vorbey rudern. Demohnerachtet aber fuhren die Indianer noch immer fort, ihren Frauen zuzurufen, bis diese es endlich hörten und gleich forttrannten. So



balb die Männer ans Land kamen, zogen sie ihre Rähne auf den Strand, und folgten in der größten Eile ihren Frauen nach.

Dritter Abschnitt.

Einwohner auf der Königin Charlotte Insel.

Diesen Namen gab ihr Capitain Wallis. Sie liegt in der südlichen Breite von 19 Graden 18 Minuten, und in der westlichen Länge von 138 Graden 4 Minuten.

Als Capitain Wallis an diese Insel kam, schickte er den Lieutenant Journeaux mit einigen bemannten und bewaffneten Booten ans Land; und da er sah, daß ohngefähr fünfzig von den Eingebornen mit langen Piquen bewaffnet, und verschiedene derselben mit Feuerbränden in den Händen auf der Küste herum liefen, so befahl er Herrn Journeaux, daß er an demjenigen Theile des Strandes, wo sie die Leute sahen, hinlaufen, und sich bestreben sollte, von denselben Früchte und Wasser oder irgend sonst etwas einzuhandeln, er sollte aber zugleich sorgfältig dahin sehen, daß die Einwoh-

wohner in keinem Stücke beleidigt wurden. Als das Boot sich der Küste näherte, drängten sich die Indianer an den Strand herab, und setzten sich mit ihren langen Piquen in Bereitschaft, um den Engländern die Landung streitig zu machen. Diese hielten also in einiger Entfernung von der Küste stille, machten Freundschaftszeichen, und zeigten zu gleicher Zeit verschiedene Schnüre von Blasstorallen, etliche Bänder, Messer und andere Kleinigkeiten. Die Indianer winkten den Engländern zwar noch immer, daß sie zurückzukehren sollten; sie schienen aber doch die Spielsachen mit einer Art von sehnsüchtvoller Aufmerksamkeit anzusehen. Es währte nicht lange, so giengen etliche von ihnen ein paar Schritte in die See hinein; und da die Engländer Zeichen machten, daß sie Cocosnüsse und Wasser verlangten, so brachten einige von den Wilden einen kleinen Vorrath von beyden herbey, und wagten sich bis ans Boot, um beyde hinein zu reichen. Von den Cocosnüssen hatten sie die Schale allemal sorgfältig abgenommen, vermuthlich weil sie solche zu verschiedenem Gebrauche zu gebrauchen wissen, so wie sie den Engländern zum Exempel das Wasser darin brachten.



ten. Diese beschenkten jene dagegen mit den Spielsachen, die man ihnen gezeigt hatte, und mit einigen Kägeln, welche letztere sie dem Anschein nach höher schätzten, als alles übrige. Während dieser Unterhandlung fand einer von den Indianern Mittel, ein seidenes Schnupftuch zu stehlen, in welches man einige kleine europäische Waaren eingewickelt hatte, und er brachte es mit allem, was darinnen war, auf eine so geschickte Art hinweg, daß es niemand gewahr wurde. So bald es die Engländer indessen vermiften, deuteten sie den Indianern an, daß ein Schnupftuch gestohlen worden sey, diese aber konnten oder wollten sie nicht verstehen. Man gab sich viel Mühe, sie zu bewegen, etwas Löffelkraut herab zu bringen, aber vergeblich. Den folgenden Tag sahen die Engländer sieben große Kähne mit zwey starken Mastbäumen, in die sich die Indianer setzten und fortsegelten. Ein jedes dieser Fahrzeuge schien etwa 30 Fuß lang, 4 Fuß breit, und viertelhalb Fuß tief zu seyn. Zwey und zwey davon waren an einander angehängt, und durch drey Querbalken zusammen befestiget, die von dem linken obern Rande des einen Kahns an den rechten obern Rand des andern

bern hinreichten, so daß zwischen beiden ein drey Fuß breiter Zwischenraum befindlich war. Von diesen Querbalken war einer in der Mitte, und gegen jedes Ende hin auch einer befestiget. Die Einwohner dieser Insel waren von mittelmäßiger Größe und von dunkler Farbe. Sie hatten lange schwarze Haare, welche ihnen frey über die Schultern herab hingen. Die Männer waren wohl gebildet, und die Weiber schön. Ihre Kleidung war eine Art von grobem Luche oder eine Matte, die sie um die Mitte des Körpers gebunden hatten; doch schien es, als ob sie solche nach Belieben wohl bis an die Schultern hinauf ziehen könnten. Auf dem Lande fand man verschiedene Werkzeuge, die aus Muschelschalen und aus Steinen verfertigt, theils zugespitzt, theils scharf gemacht, und in Form von Beilen, Meißeln und Psykanten an Handhaben oder am Stiele befestiget waren. Die Engländer sahen auch verschiedene Todtenbehältnisse, in welchen der Reichthum unter einer Art von Traghimmel der Verwesung überliefert überlassen war.

—————



Vierter Abschnitt.

Einwohner auf der Onabrückinsel.

Diese Insel, die Capitain Wallis dem Prinzen Friedrich, Bischofe von Onabrück, zu Ehren also benannte, liegt in der südlichen Breite von 17 Graden 51 Minuten, und in der westlichen Länge von 147 Graden 30 Minuten.

Lieutenant Journeaux gieng mit etlichen bewaffneten und bewaffneten Böten ans Land. Er sah wenigstens hundert von den Einwohnern, und glaubte, daß es deren noch mehrere auf dieser Insel gebe. Er legte das Boot an einem kleinen Anker fest, und warf den Indigern, die auf dem Strande standen, ein Seil zu, welches auch sie sogleich aufstiegen und fest hielten. Hierauf fieng er an durch Zeichen mit ihnen zu sprechen. Er bemerkte, daß sie kein Gewehr bey sich hatten; einige aber hielten weiße Stäbe in der Hand, welche dort zu Lande wohl eine Art von Oberherrschaft bezeichnen müssen, weil die, so damit versehen waren, die übrigen Einwohner zurücktrieben und zurückhielten. Sie brachten ihm ein

Span-



Epanferkel und einen Hahn, und dafür schenkte er ihnen einige Glaskorallen, einen Spiegel, etliche Kämme, verschiedene andere Kleinigkeiten und ein Beil. Die Frauen, welche in einiger Entfernung waren zurückgehalten worden, sahen nicht sobald diese kleinen Spielsachen, als sie in Menge an den Strand herab gelaufen kamen. Sie wurden aber zu ihrem größten Verdrusse und Vergernisse durch die Männer bald wieder zurückgetrieben. Während daß dieser Tauschhandel vorgieng, schlich sich ein Indianer unvermerkt um einen Felsen herum, tauchte unter, und hob den kleinen Anker des Boots aus dem Grunde herauf. Zu gleicher Zeit bestrechten sich die Leute am Lande, welche das Seil hielten, das Boot in die Brandung hinein zu ziehen. Sobald die Engländer dieß inne wurden, feuerten sie eine Musketenkugel über den Kopf des Mannes hin, der den kleinen Bootsanker losgemacht hatte, worauf derselbe solchen mit allen Merkmalen eines großen Ersauerns und Erschreckens wieder fallen ließ, und die Leute am Strande ließen auch das Seil fahren. Beide, die Männer und Weiber auf dieser Insel, waren ge-
heidet.

Zünf-



des Fünfter Abschnitt.

Einwohner auf König Georg des dritten Insel, sonst Orabeite genannt.

Das südöstliche Ende dieser Insel liegt in der südlichen Breite von 17 Graden 48 Minuten, und in der westlichen Länge von 154 Graden 30 Minuten; das nordwestliche Ende der Insel aber in der südlichen Breite von 17 Graden 30 Minuten, und in der westlichen Länge von 152 Graden.

Die Engländer sahen sich auf einmal von mehr als hundert Rähnen umringt, die sich während eines großen Nebels um das Schiff her versammelt hatten. Sie waren von verschiedener Größe, und in jedem befanden sich bald mehr, bald weniger Leute, von einem bis zu zehn Mann, und auf allen mochten, nach der Rechnung der Engländer, nicht weniger als achthundert Mann beisammen seyn. Nachdem sie sich dem Schiffe bis auf einen Pistolenschuß genähert hatten, hielten sie stille, sahen die Engländer eine Weile mit großem Erstaunen an, und besprachen sich von Zeit zu Zeit mit einander. Mittlerweile zeigten diese ihnen

aller-



allerley Spielsachen, und luden sie ein, an Bord zu kommen. Es währte nicht lange, so stiegen sie auf einen Haufen zusammen, und hielten eine Art von Rathschlagung, um unter sich eins zu werden, was etwa zu thun seyn mögte; endlich ruderten sie alle rings um das Schiff herum, und machten den Engländern Freundschaftszeichen. Einer von ihnen hielt den Zweig eines Platanenbaums empor, und beehrte die Engländer mit einer Anrede, welche ohngefähr eine Viertelstunde lang dauerte, und bey deren Endigung er den Zweig ins Meer warf. Von englischer Seite fuhr man noch immer fort, sie einzuladen, daß sie an Bord kommen sollten; endlich ließ sich ein ansehnlicher, starker, junger und munterer Mann dazu bewegen. Er kam an der Besanleiter herauf, und sprang von der stehenden Wand auf das über dem Verdeck ausgespannte Segeltuch herab. Die Engländer winkten ihm, daß er auf den Ueberlauf herabkommen mögte, und reichten ihm einige Kleinigkeiten hinauf. Er sah vergnügt aus, wollte aber nichts annehmen, bis einige von seinen Landesleuten, welche sich eben ganz nahe ans Schiff gewagt hatten, nach Hersagung etlicher Worte einige Platan-



Platanzweige uns an Bord zuwerfen. Einer von den Indianern, welche eben an Bord waren, stand auf der linken Seite des Ueberlaufs nahe am Gänge, und einer von den Ziegen auf dem Schiffe fiel es ein, ihm von hinten zu mit ihren Hörnern gegen die Hüfte zu stoßen. Er erschrock darüber, wandte sich eilfertig um, und sah die Ziege auf ihren Hinterfüßen in die Höhe und in Bereitschaft stehen, ihm noch eins zu versetzen. Der Anblick dieses Thiers, das von allen denen, die er jemals gesehen hatte, ganz verschieden seyn mochte, jagte ihm einen solchen Schrecken ein, daß er augenblicklich über Bord sprang; und alle seine Landleute, welche diesen Vorfall mit angesehen hatten, folgten ihm in der äußersten Eilfertigkeit nach. Doch es wahrte nicht lange, so erholten sie sich wieder von ihrer Bestürzung, und kehrten zu den Engländern an Bord zurück. Nachdem Capitain Wallis sie ein wenig an den Anblick der auf dem Schiffe befindlichen Ziegen und Schafe gewöhnt hatte, zeigte er ihnen auch seine Schweine und das Federvieh, und die Indianer deuteten ihm durch Zeichen an, daß sie solche Thiere, wie die letztern, selbst hätten. Er theilte hierauf Kugeln und Kleinigkeiten



seiten unter sie aus, und gab ihnen durch Zeichen zu verstehen, daß er wünschte, sie mögten gehen und ihm einige von ihren Schweinen sammt etwas Federvieh und Früchten an Bord bringen; es schien aber, als ob sie nicht begreifen könnten, was er verlangte. Sie lauerten dagegen fleißig auf Gelegenheit, ob sie nicht einige von den Sachen stehlen könnten, welche ihnen eben so zur Hand lagen; man ertappte sie aber gemeiniglich auf der That. Endlich kam einer von den Schiffsofficiern, der von ohngefähr einen neu bordirten Hut auf dem Kopfe hatte, an den Ort, wo sie standen, und fieng an, sich mit einem von ihnen durch Zeichen zu unterhalten. Während dieser Unterredung kam ein andrer, riß ihm den Hut vom Kopfe, sprang damit über das Hackbord in die See, und schwamm davon.

Indem die englischen Boote sich mit Sondiren beschäftigten, sah Capitain Wallis, daß eine große Menge von Rähnen sich um dieselben her versammelten. Er befürchtete, daß die Indianer Willens seyn mögten, seine Leute anzugreifen; und weil er gern allem Unheile vorbeugen wollte, so gab er den Booten ein Zeichen, daß sie an Bord kommen sollten. Um
aber



aber den Indianern zugleich ein wenig Ehrfurcht einzusößen, feuerte er eine neupsündige Kugel über ihre Köpfe hin, und das Boot ruderte gleich darauf dem Schiffe zu. Der Donner des Neupsünders hatte die Indianer zwar ein wenig erschreckt, aber sie ließen sich dadurch nicht abhalten, den englischen Böten nachzurudern, und als sie solche nach den Schiffen zurückkehren sahen, suchten sie einem denselben den Weg abzuschneiden. Da aber dieses Boot schneller ruderte, als die Rähne segeln konnten, so ließ es diejenigen, welche um dasselbe herum schwärzten, bald hinter sich zurück. Inzwischen lauerten ihm verschiedene andere, welche mit Indianern angefüllt waren, unter Wegs auf, und warfen viele Steine in dasselbe, wodurch wirklich einige von den englischen Bootsleuten verwundet wurden. Der Officier im Boote feuerte hierauf eine mit Schrot geladene Flinte auf den Mann, der den ersten Stein geworfen hatte, und verwundete ihn in die Schulter. Sobald die übrigen Leute in diesem Rähne sahen, daß ihr Camerad verwundet war, sprangen sie ins Meer, und die andern Rähne ruderten äußerst bestürzt und erschrocken hinweg. Als die englischen

Böte



Bote wieder eingenommen waren, und das Schiff eben fortsegeln wollte, erblickten sie einen großen Kahn, welcher den Engländern nachschte. Da Capitain Wallis vermuthete, daß sich am Bord desselben vielleicht irgend einer von den Anführern dieser Leute, oder sonst jemand befinden könnte, der abgeschickt wäre, um ihm eine Botschaft von ihrem Oberhaupte zu überbringen, so hielt er für gut, auf denselben zu warten. Er segelte sehr schnell, und war bald neben dem Schiffe; man konnte aber unter allen an Bord desselben befindlichen Leuten keinen unterscheiden, der etwas mehr als der andre vorgestellt hätte. Jedoch stand endlich einer von ihnen auf, hielt eine Rede, die ohngefähr fünf Minuten dauerte, und warf alsdenn einen Zweig von Platanen oder Roßbaum an Bord. Dieß hielten die Engländer für ein Friedenszeichen, und erwiderten solches, indem sie einen von den Platanenzweigen, welche die Indianer, die vorher bey ihnen gewesen waren, zurückgelassen hatten, dem Nedner über Bord reichten. Mit diesen und einigen Kleinigkeiten, die sie ihm vorher schenkten, schien er sehr vergnügt zu seyn, und ruderte bald darauf mit seinem Kahne wieder hinweg.



Den folgenden Tag kam eine beträchtliche Anzahl Kähne vom Lande her ans Schiff, die Schweine, Federvieh und Früchte in großer Menge mit sich brachten, und solche den Engländern gegen kleine Spielsachen und gegen Nägel überließen. Diese bemerkten, daß, wenn ihre Böte gegen die Küste hin ruderten, die Kähne, wovon die meisten doppelt und sehr groß waren, ihnen nachsegelten. So lange sie noch dem Schiffe ziemlich nahe waren, blieben die letztern in einer gewissen Entfernung; sobald aber die Böte näher an die Küste kamen, wurden die Wilden kühner, und endlich rammten gar drei von ihren größten Kähnen gegen eins von den englischen Böten, stießen das Verdeck desselben ein, und rissen seine Ausleger weg. Die Indianer machten sogar Mienen, mit Keulen und Rudern in den Händen dasselbe zu entern. Da die Engländer nun solchergestalt in die Enge geriethen, sahen sie sich genöthiget, Feuer auf die Indianer zu geben, wodurch einer von den Angreifenden getödtet, und ein anderer schwer verwundet wurde. Beide, der Todte und der Verwundete, fielen gleich, wie sie den Schuß bekommen hatten, über Bord; alle ihre Landesleute, die sich in



in eben demselben Rahne befanden, sprangen ihnen augenblicklich in die See nach, die andern zwey Rähne aber zogen sich zurück, und die englischen Böte segelten weiter, ohne ferner gehindert zu werden. Sobald die in See gesprungenen Indianer sahen, daß die Böte fortsegelten, ohne ihnen ferner zu schaden, schwammen sie ihrem Rahne nach, schwangen sich wieder hinein, und hoben ihre verwundeten Landsleute aus der See an Bord. Sie stellten solche beyde aufrecht in den Rahn, um zu sehen, ob sie sitzen könnten; da die armen Verwundeten das aber nicht konnten, so versuchten sie, ob sie wenigstens nicht sitzen könnten. Einer derselben war noch stark genug dazu, und diesen hielten sie denn in dieser Stellung fest; und da sie hernach fanden, daß der andre todt war, so legten sie den Leichnam der Länge nach ausgestreckt auf den Boden des Rahns nieder. Hierauf ruderten einige von den Rähnen ans Land; andere aber kehrten wieder ans Schiff zurück, um Handlung mit den Engländern zu treiben. Man sah also wohl, daß sie aus dem Betragen derselben gelernt hatten, daß sie nichts von ihnen zu befürchten hätten, so lange sie sich nur friedlich auf-



aufführten, und sie mußten sich wohl bewußt seyn, daß sie alles vorgefallenen Unheils wegen sich einzig und allein die Schuld bezumessen hätten. Die Officiere, die auf Böten an den Küsten gewesen waren, sagten, daß es auf der Küste von Einwohnern wohnete, und daß viele derselben zu ihnen geschwommen wären, um ihnen einige Früchte und frisches Wasser zu bringen, welches letztere sie in Bamboos (einer Art von indianischem Rohre) aufgefangen hatten. Die Leute versicherten, die Indianer hätten sie recht bestärmt, daß sie mit ihnen aus Land kommen sollten, insbesondere wären die Frauenpersonen an den Strand herab gekommen, hätten sich da nackend ausgezogen, und sie durch viele unzüchtige Geberden, die im geringsten nicht zweydeutig waren, anzulocken gesucht. Für diesmal aber wären sie stark genug gewesen, der Versuchung zu widerstehen.

Des Nachmittags schickte Capitain Wallis die Böte wieder zurück, sie brachten aber nicht mehr als zwey Gefäße voll Wasser mit. Diese hatten die Einwohner für sie angefaßt, für ihre Mühe aber hatten sie sich mit den übrigen Gefäßen bezahlt gemacht, und solche ohne Umstände



Plände behalten. Die Engländer hatten sich nicht ans Land wagen wollen, damit die Bote nicht unbefest blieben; sie ließen indessen vom Bote aus kein Mittel unversucht, um die Indianer zur Zurückgabe der Gefäße zu bewegen, aber alles war umsonst. Die Indianer lagen ihrer Seits den Engländern eifrigst an, daß sie landen möchten; diese hielten es aber für klüger es abzulehnen. Am folgenden Morgen schickte Capitain Wallis die Bote von neuem ans Land, um Wasser zu holen. Er gab ihnen Beile, Nägel und andere Dinge mit, durch welche sie sich, seiner Einsicht nach, die Freundschaft der Eingebornen am leichtesten würden erwerben können. Mittlerweile kam vom Lande her eine große Anzahl Kähne ans Schiff, die Brodfrucht, Platanen, eine Frucht, die einem Apfel ähnlich sah, aber ungleich wohl- schmeckender war, und auch Federvieh und Schweine brachten. Alles dieses überließen sie den Engländern für Nägel, Messer und andere dergleichen Waaren, und diese bekamen gleich diekmal Schweinefleisch genug, um ihre ganze Schiffsmannschaft zwei Tage lang so damit zu speisen, daß ein jeglicher ein Pfund bekam.



Als die Boote zurückkamen, brachten sie nur etwas wenig Wasser mit: denn mehr hatten sie füglich nicht bekommen können, weil die Anzahl von Leuten auf dem Strande so groß war, daß sie es nicht wagen wollten, ans Land zu gehen, ohnerachtet die jungen Frauenpersonen sich es angelegen seyn ließen, sie durch eben dergleichen Lockungen zu bewegen, als sie den Tag zuvor schon angewandt hatten, und solche heute mit noch muthwilligern und noch weniger zweydeutigen Geberden wiederholten. Die Einwohner suchten alles hervor, um die Engländer zum Landen zu reizen: sie brachten Früchte und Lebensmittel von allerley Art herab, legten solche auf den Strand nieder, und ludeten sie durch Zeichen ein, ihnen diese Vorräthe verzehren zu helfen. Aber die den Tag zuvor gestohlenen Gefäße konnten die Engländer nicht wieder erhalten. Als die Boote wieder abfuhrn, warfen die Frauenpersonen mit Pfeiseln und Bananas hinter ihnen drein, lachten sie tüchtig aus, und ließen alle ersinnliche Merkmale von Hohn und Verachtung gegen sie blicken.

Die Engländer fanden nicht lange darauf einen guten Hafen, wo ihr Schiff vor Anker liegen

liegen konnte. Bald darauf stellte sich eine große Menge von Rähnen an dessen Hintertheile ein; und da Capitain Wallis sah, daß sie Schweine, Federvieh und Früchte an Bord hatten, so befahl er dem Constabel und zwey Schiffsofficieren, diese Vorräthe gegen Messer, Nägel, Glasforallen und andere kleine Waare einzutauschen. Zugleich verbot er, daß niemand im ganzen Schiffe, außer den benannten Personen, sich mit dem Handel abgeben sollte. Indessen hatte sich die Anzahl der Rähne sehr vermehrt, und diejenigen, welche zuletzt heran kamen, waren sehr große, gedoppelte Rähne, in deren jedem sich zwölf bis fünfzehn starke Männer befanden. Capitain Wallis sah zu seinem größten Mißvergnügen, daß sie eher zum Kriege, als zur Handlung ausgerüstet schienen, indem sie fast nichts als runde Kieselsteine an Bord hatten. Mittlerweile kamen ohne Aufhören von der Küste immer mehrere Rähne heran, welche eine ganz andere Ladung, als alle übrigen am Bord hatten, nämlich eine Anzahl von Frauenpersonen, die in einer Reihe saßen, und als sie nahe ans Schiff kamen, alle nur erdenkliche unglückliche Geberden machten. Unterdessen daß



diese ihre Reize zur Schau ausboten; zogen sich die mit Kieselsteinen beladenen Rähne sehr nahe rings um das Schiff zusammen; einige von den darin befindlichen Leuten sangen mit heiserer Stimme, andere bliesen auf großen Muscheln, und noch andere spielten auf Flöten. Es währte nicht lange, so gab ein Mann, welcher auf einer Art von Traghimmel saß, der auf einem der größten gedoppelten Rähne befestiget war, ein Zeichen, daß er neben das Schiff zu kommen wünsche. Capitain Wallis bezeugte sogleich seine Einwilligung, und als jener hierauf dicht an das Schiff kam, gab er einem von den Matrosen einen Bündel rother und gelber Federn, und verlangte durch Zeichen, daß er ihn dem Capitain Wallis überliefern sollte. Dieser nahm denselben mit vielen Freundschaftsbezeugungen an, und ließ sogleich einige Kleinigkeiten herbey bringen, um ihm solche dagegen reichen zu lassen. Aber zu seiner größten Verwunderung hatte er sich während dieser Zeit schon wieder vom Schiffe entfernt, und warf den Zweig eines Cocosbaumes in die Luft. Dieß war, wie man sogleich erfuhr, das Zeichen zum Angriff: denn in demselben Augenblick erhob sich auf allen ihren Räh-



Rähnen ein allgemeines Jauchzen; sie ruderten schnell gegen das Schiff an, und ließen von allen Seiten her einen Hagel von Steinen in dasselbe regnen. Da sie die Engländer auf solche Weise förmlich angegriffen hatten, und nichts als die Waffen gegen eine solche Menge schützen konnte, und das um so mehr, da ein großer Theil des englischen Schiffsvolks krank und schwächlich war: so befahl Capitain Wallis der Wache, Feuer zu geben. Zwoy von den auf dem Ueberlaufe befindlichen Kanonen, die Capitain Wallis mit kleinen Kugeln hatte laden lassen, wurden ebenfalls fast zu gleicher Zeit abgefeuert, und die Indianer geriethen dadurch in eine kleine Bestürzung. Doch in wenigen Minuten hatten sie sich wieder von derselben erholt, und griffen zum zweytenmale an. Mittlerweile hatte sich ein jeder, der nur auf das Verdeck kommen konnte, auf seinem angewiesenen Platz eingefunden. Capitain Wallis befahl also, daß die großen Kanonen abgefeuert, und einige derselben allezeit nach einem gewissen Orte an der Küste gerichtet werden sollten, wo eine große Menge von Rähnen noch immer frische Mannschaft einnahmen, und in der größten Eilfertigkeit gegen



das Schiff heran segelte. Als das schwere Geschütz zu spielen anfieng, waren gewiß nicht weniger als dreyhundert Rähne um das Schiff, welche zusammen bey zwey tausend Mann an Bord haben mochten. Viele Tausende waren noch auf der Küste, und eine Menge andrer Rähne kam außerdem von allen Seiten auf das Schiff los. Das Feuer trieb endlich die Rähne, welche nahe am Schiffe waren, hinweg, und schreckte auch die andern ab, näher zu kommen. Sobald Capitain Wallis also sah, daß sich einige zurückzogen, und daß die übrigen ruhig waren, ließ er augenblicklich mit Schießen aufhören, in der Hoffnung, daß sie jetzt hinlänglich überzeugt seyn würden, wie sehr die Engländer ihnen überlegen wären, und daß sie daher das Gefecht nicht wieder erneuten würden. Hierin irrte er sich aber zum Unglück. Eine große Anzahl von Rähnen, die sich zerstreuet hatten, stießen wieder zusammen, lagen eine Zeit lang stille, und sahen das Schiff in einer Entfernung von ohngefähr einer Viertelmeile an; alsdann steckten sie plötzlich weiße Bimmel auf, ruderten gegen das Hintertheil des Schiffs los, und fiengen wie zuvor an, aus einer beträchtlichen Entfernung



nung mit großer Stärke und Geschicklichkeit Steine hinein zu schleudern. Jeder von diesen Steinen wog ohngefähr zwey Pfund, und viele von den Engländern am Bord wurden durch sie verwundet: sie würden auch ohne Zweifel noch mehr Schaden angerichtet haben, wenn nicht ein Segeltuch, um die Steine abzuhalten, über das ganze Verdeck ausgespannt, und die Hängematten mitten im Schiffe in Reihen wären aufgehangen gewesen. Zu gleicher Zeit näherten sich verschiedene stark bemannte Rähne dem Bug des Schiffes, vermuthlich weil sie bemerkt hatten, daß von diesem Theile desselben noch kein Schuß war abgefeuert worden. Capitain Wallis ließ daher einige Kanonen hervor bringen, solche wohl richten, und auf diese Rähne abfeuern, und zugleich ließ er zwey Kanonen am Hintertheile heraus führen, und auf die Angreifenden richten. Unter denjenigen Rähnen, die gegen den Bug hinkamen, befand sich einer, der irgend einen von ihren Anführern am Bord haben mußte, weil von diesem Rahne aus die Zeichen zum Zusammenziehen der Rähne waren gegeben worden. Es traf sich, daß ein Schuß eben diesen Kahn so genau traf, daß er ihn ganz



ganz entzwey schoß. Sobald die übrigen dieß sahen, zerstreuten sie sich so geschwind, daß in einer halben Stunde kein einziger Kahn mehr zu sehen war. Auch das Volk, welches sich vorher an den Strand herab gedrängt hatte, entfloß ebenfalls mit der äußersten Eilfertigkeit über die Gebürge.

Herr Journeaux gieng hierauf mit allen bemanneten und bewaffneten Böten ans Land, richtete eine Stange auf, ließ von derselben ein aufgestecktes Wimpel wehen, und nahm im Namen Sr. Majestät des Königs davon Besitz. Er erblickte jenseit eines Flusses zwey alte Männer, die aber, so bald sie bemerkten, daß sie gesehen wären, eine fliehende Stellung annahmen, und sehr bestürzt und erschrocken zu seyn schienen. Herr Journeaux winkte ihnen, daß sie über den Fluß herüber kommen sollten, und einer von ihnen that es. Als er dießseits des Flusses ans Land stieg, kroch er auf Händen und Füßen zu Herrn Journeaux heran: dieser hob ihn aber gleich auf, zeigte ihm, als er zitternd da stand, einige von den Steinen, die ins Schiff waren geschleudert worden, und bestrebt sich, ihm zu verstehen zu geben, daß wenn nur die Eingebornen nicht
suchen



suchen wollten, uns Schaden zu thun, wie denselben unsrer Seite gewiß kein Leid zuzufügen würden. Er ließ zwey von den Wasserfüßern anfüllen, um den Indianern zu zeigen, daß wir Wasser verlangten, und wies ihnen einige Felle und andere Dinge, um ihm zu versetzen zu geben, daß er Lebensmittel dagegen einzuhandeln wünschte. Während dieser pantomimischen Unterredung sagte der alte Mann wieder einen Wuth, und Herr Joureau schenkte ihm zur Bestätigung seiner Freundschaftsversicherungen ein Beil, etliche Nägel, Glascorallen und andere Kleinigkeiten. Hierauf fleg er mit seinen Leuten wieder in die Bote, und ließ seine Wimpel wehend am Lande zurück. Sobald die Bote vom Strande abgestoßen hatten, gieng der Greis an das Wimpel hin, und tanzte eine geraume Zeit um dasselbe herum; alsdann gieng er weg, kam aber bald nachher mit einigen grünen Zweigen zurück, welche er hinwarf, und sich dann zum zweytenmale entfernte. Es währte nicht lange, so kam er in Begleitung von zwölfen seiner Landeleute abermals zum Vorschein; sie nahmen insgesammt eine demüthige Stellung an, und näherten sich allmählig dem Wimpel.

Beil



Weil es aber ohngefähr im Winde flatterte, als sie demselben nahe kamen, so flohen sie in der größten Bestürzung plötzlich zurück. Nachdem sie eine kleine Zeit lang von ferne gestanden und es angesehen hatten, giengen sie hinweg, kamen aber bald mit zwey lebendigen Schweinen wieder zurück, und legten solche unten an der Stange nieder. Endlich saßen sie Ruth, und fiengen an zu tanzen. Als diese Cerimonie geendiget war, brachten sie die Schweine an den Strand herab, stießen einen Kahn vom Lande in die See, und legten die Schweine in denselben hinein. Der Greis, welcher einen großen weißen Bart hatte, setzte sich sodann ganz allein zu diesen Thieren, und brachte sie aus Schiff. Als er neben dasselbe kam, hielt er eine ordentliche Anrede, reichte alsdann etliche grüne Platanenblätter eins nach dem andern hinein, und sprach bey Ueberreichung eines jeden derselben in einem feierlichen langsamen Tone ein paar Worte her, und als er damit fertig war, schickte er die zwey Schweine an Bord, drehete sich sodann herum, und wies aufs Land. Capitain Wallis befahl, daß man ihm einige Geschenke geben sollte; er wollte aber nichts nehmen, und kurz darauf stieß



er seinen Kahn vom Schiffe ab, und gieng wieder ans Land. Bald nachdem es am Abend dunkel geworden war, hörten die Engländer das Getöse von vielen Trommeln, großen Muscheln und andern blasenden Instrumenten, sahen auch eine Menge Lichter längst der ganzen Küste hin. Um sechs Uhr des Morgens sahen sie keinen von den Eingebornen an der Küste, bemerkten aber, daß das Wimpel war hinweggenommen worden, welches sie vernuthlich, wie die Frosche in der Fabel ihren königlichen Klotz, verachten gelernt hatten. Einige Engländer giengen ans Land, um Wasserfässer zu füllen. Unterdessen daß sie sich damit beschäftigten, erschienen etliche von den Eingebornen jenseits des Flusses, unter Anführung eben des Greises, den sie den Tag vorher gesehen hatten. Es währte nicht lange, so kam dieser Mann herüber, und brachte einige wenige Früchte und etwas Gebovieh mit sich, welches an Bord geschickt wurde. Weil Capitain Wallis krank war, so gebrauchte er seine Ferngläser, um vom Schiffe aus zu sehen, was am Lande vorgieng. Er sah, daß eine Menge von Eingebornen über einen Berg her marschirt kam, welcher ohngefähr eine Meile von dem



dem Strome entfernt liegen mochte. Zu gleicher Zeit entdeckte er eine große Anzahl von Kähnen, welche um die westliche Landspitze herum kamen, und längst der Küste dicht an dieselbe hinflogen. Hinter der Wasserstelle, wo die Aussicht frey war, bemerkte er eine sehr zahlreiche Parthey von Eingebornen, welche unter den Gebüschern hinschlichen, und er entdeckte zugleich eine unzählbare Menge von etlichen Tausenden, welche in den Wäldern gegen die Wasserstelle anrückten, und noch mehrere Kähne, die sehr schnell um die andere Landspitze der Bay gegen Osten herum kamen. Der Officier am Lande hatte auch bereits entdeckt, was Captain Wallis gesehen hatte, und gieng am Bord seines Bootes zurück. Sobald er inne ward, daß die Indianer sich den Schatten des Waldes zu Ruhe machten, um heimlich gegen ihn heran zu schleichen, schickte er sogleich den Greis an sie ab, und gab ihnen durch Zeichen zu verstehen, daß sie in einer gewissen Entfernung bleiben sollten, und daß er nichts als Wasser verlange. Als sie merkten, daß sie entdeckt waren, hingen sie an zu schreyen, und rückten noch geschwinder als zuvor auf ihn los. Er zog sich also augen-

blick.

blicklich mit seiner Mannschaft in die Bötz zurück. Während seines Rückzuges waren die Indianer über den Fluß gegangen, und nahmen mit vielem Frohlocken von den Wasserschiffen Besitz. Ihre Kähne ruderten nunmehr aufs eifertigste längst der Küste nach dem Wasserplatze zu, und alles Volk am Lande lief ebenfalls dahin; eine Menge von Weibern und Kindern aber räumten auf einen Berg, von da sie den Meerbusen und den Strand überschauen konnten, und setzten sich daselbst nieder. Sobald die Kähne von beyden Landspitzen der Bay her in die Gegend kamen, wo das Schiff vor Anker lag, stiegen sie ans Land, und nahmen noch mehr Leute ein, welche große Säcke in den Händen hatten, die, wie sichs nachher erwies, mit Steinen gefüllt waren. Nunmehr näherten sich alle Kähne, welche theils um die beyden Landspitzen herum gekommen waren, theils innerhalb des Meerbusens vom Lande gestoßen hatten, unserm Schiffe. Capitain Wallis konnte also wohl nicht länger daran zweifeln, daß sie im Sinne hätten, ihr Glück in einem neuen Angriffe zu versuchen. Da es nun seiner Einsicht nach zur Verminderung des Unheils das sicherste Mittel war,

I Band. S wenn



wenn man den Kampf so kurz als möglich zu machen suchte, so beschloß er, dieß Gefecht entscheidend, und allen Feindseligkeiten auf einmal ein Ende zu machen.

Er befahl daher seinen Leuten, daß sie zuerst auf die Rähne feuern sollten, die sich in verschiedenen Haufen zusammengezogen hatten. Dieß geschah auch augenblicklich mit solchem Nachdrucke, daß alle gegen Westen hin befindliche Rähne so geschwind als möglich nach dem Strand eilten, und die gegen Osten hin liegenden gleich um die Reihe von Klippen herum liefen, und bald von den Kanonen nicht mehr erreicht werden konnten. Hierauf richtete man das Feuer nach verschiedenen Gegenden des Waldes, wodurch die Indianer bald heraus getrieben wurden, und den Berg hinauf liefen, wo die Weiber und Kinder sich niedergesetzt hatten, um der Schlacht zuzusehen. Auf diesem Berge befanden sich nunmehr ihrer viele Tausende, die sich daselbst vollkommen sicher hielten. Um sie aber vom Gegentheile zu überzeugen, befahl Capitain Wallis, einige von den Kanonen so niedrig als möglich hinabzulassen, und vier Schüsse gegen sie hin zu feuern. Er dachte, wenn die Indianer

sehen,



sehen, daß die Kugeln weiter reichen, als sie es für möglich halten, so werden sie vielleicht auf die Gedanken gerathen, daß man sie, wenn es nöthig seyn sollte, überall treffen könne, sie mögten auch noch so weit entfernt seyn. Zwey von den dorthin gefeuerten Kugeln fielen hart an einem Baume nieder, wo eine große Menge von diesen Leuten saß, und jagte ihnen einen solchen Schrecken und Entsetzen ein, daß in weniger als zwey Minuten keine Seele mehr zu sehen war. Als die Küste auf die Art vollständig gereinigt war, bemannte und bewaffnete Captain Wallis die Böte, schickte unter einer starken Bedeckung seine Zimmerleute mit ihren Netzen ab, und befahl ihnen, alle Kähne, so viel deren auf dem Strand waren gejagt worden, entzwey zu hauen. Noch vor Mittag war diese Arbeit vollendet, und mehr als fünfzig Kähne, wovon viele 60 Fuß lang und 3 breit, und je zwey an einander befestigt waren, lagen nun in Stücken da. Man fand in denselben nichts als Steine und Schleudern, ausgenommen am Bord zweyer viel kleinerer Kähne, als die übrigen, waren einige wenige Früchte, etwas Federvieh, und ein paar Schweine befindlich.



Den Nachmittag kamen ohngefähr zehn von den Eingebornen aus dem Walde hervor. Sie trugen grüne Zweige in den Händen, steckten solche am Strande in die Erde, und giengen alsdenn zurück. Bald nachher kamen sie wieder, und brachten etliche Schweine, welchen sie die Füße gebunden hatten; sodann holten sie aus dem Walde her verschiedene Bündel von dem Zeuge, dessen sie sich zur Kleidung bedienen, und welches dem indianischen Papiere einigermaßen ähnlich sehet. Diese legten sie gleichfalls auf den Strand, und rufen den Engländern zu, daß sie diese Sachen abholen möchten. Ein Boot wurde also aus Land geschickt, und man fand da außer einigen Hunden und dem Zeuge, neun tüchtige Schweine; die letztern wurden an Bord gebracht, die Hunde aber ließ man los, und nebst dem Zeuge am Lande zurück. Für die Schweine legten die Engländer einige Beile, Nägel und andere Dinge auf die Stelle hin, und winkten einigen von den Indianern, die sich sehen ließen, daß sie solche nebst ihrem Zeuge abholen, und mit sich nehmen sollten. Bald nachdem das Boot an Bord gekommen war, brachten die Indianer noch zwei Schweine herab, und winkten den



den Engländern, solche zu holen. Das Boot
kehrte also ans Land zurück, und brachte die
Schweine mit, das Zeug aber ließ es liegen,
ohneachtet die Indianer zu versichern gaben,
daß es dasselbe auch mitnehmen sollte. Die
Leute berichteten, daß die Indianer von allen
den Sachen, die man für sie auf den Strand
hingelegt hatte, nichts angerührt hätten, und
einer war der Meinung, daß sie diese Geschen-
ke deswegen nicht nehmen wollten, weil man
ihr Zeug nicht angenommen hätte. Capitain
Wallis befahl also, daß man dasselbe gleich-
falls holen sollte. Der Ausgang bewies die
Richtigkeit dieser Ruthmaßung; denn sobald
das Boot das Zeug eingenommen hatte, ka-
men die Indianer herab, und trugen alles,
was ihnen geschickt worden war, unter den
größten Freudenbezeugungen mit sich fort in
den Wald.

Am folgenden Morgen schickte Capitain
Wallis die Boote mit einer Wache ans Land,
um Wasser zu holen. Bald nachdem die Mann-
schaft gelandet hatte, kam ebenderselbe Kreis,
welcher am ersten Tage über den Fluß zu ih-
nen gekommen war, wieder an das jenseitige
Ufer desselben, und hielt von da aus eine lan-



ge Anrede an die Engländer, und bey Endigung derselben kam er über das Wasser zu ihnen herüber. Als er nahe heran kam, zeigte ihm der Officier die Steine, welche wie Kanonenkugeln am Strande aufgehäuft, und seit der Landung dahin gebracht worden waren. Er wies ihm auch einige Säcke voller Steine, welche man in den Rähnen gefunden hatte, die in Stücken gehauen waren. Er gab sich Mühe, dem alten Mann begreiflich zu machen, daß die Indianer der angreifende Theil gewesen wären, und daß die Engländer aus Nothwehr ihnen hätten schaden müssen. Der Greis schien zu begreifen, was er sagen wollte, aber über den Punkt des Angriffs nicht einerley Meynung mit ihm zu seyn. Er hielt indessen sogleich eine Rede an das Volk, wies mit großer Rührung auf die Steine, Schlenbern und Säcke, und bisweilen waren seine Geberden, Blicke und Stimme ganz wüthend und fürchterlich. Indessen legte sich der Sturm seiner Leidenschaften doch wieder nach und nach, und der Officier, der es herzlich bedauerte, daß er von der ganzen Rede des alten Mannes nicht ein einziges Wort verstehen konnte, bestrebte sich, ihn durch Beyhülfe aller nur ersinnlichen

Zeichen zu bereben; daß die Engländer in Freundschaft mit ihnen zu leben, und von Herrn gern ihnen alle möglichen Beweise ihrer Freundschaft zu geben wünschten. Zur Versicherung dessen reichte er ihm die Hand, umarmte ihn, und schenkte ihm zugleich verschiedene solche Kleinigkeiten, verglichen ihm, seinem Bedünken nach, am angenehmsten seyn mögten. Er fand auch Mittel, dem Greise begreiflich zu machen, daß er Lebensmittel einzuhandeln wünschte, ingleichen, daß die Indianer nicht in großer Anzahl herabkommen, und auf der einen Seite des Flusses, so wie die Engländer auf der andern bleiben sollten. Hierauf gieng der Greis, dem Ansehen nach sehr vergnügt, hinweg, und noch vor Mittag wurde ein ordentlicher Handel zu Stande gebracht, vermittelt dessen die Engländer Schweine, Früchte und Federvieh genug bekamen, so daß das ganze Schiffsvolk reichlich, und so viel davon hatte, als es nur verzehren konnte.

Der Schiffsarzt gieng kurz darauf am Lande mit seiner Kugelbüchse spazieren, und schoß eine wilde Ente, die über seinen Kopf wegflog, so, daß sie mitten unter die Eingebornen, die jenseit des Flusses waren, todt niederfiel.



Dies jagte den Indianern einen solchen Schrecken ein, daß sie im Augenblicke alle davon liefen. Als sie ein gut Stück fortgerannt waren, standen sie stille, und der Schiffarzt winkte ihnen zu, daß sie ihm die Ente herüber bringen sollten. Einer von ihnen wagte sich endlich, kam über den Fluß, und legte das Thier blaß und zitternd zu seinen Füßen nieder. In eben dem Augenblicke flogen noch verschiedene andere Enten von ohngefähr in der Gegend, wo sie standen; er schoß also wieder, und traf glücklicherweise noch drey davon. Dieser Vorfall flößte den Eingebornen eine solche Furcht vor dem Feuergewehr ein, daß, wenn man Tausenden von ihnen eine Kugelbüchse wies, sie alle wie eine Herde Schafe davon liefen. Da die Engländer sie in der Folge sich so leichtlich vom Leibe abhalten konnten, und wahrnahmen, daß die Indianer sich im Handel so ordentlich aufführten; so zweifelten sie nicht daran, daß sie diese Unnehmlichkeit denselben Umstände zu verdanken hätten, daß jene bey dieser Gelegenheit das Gewehr, das sie zuvor nur empfunden, nun selbst mit Augen gesehen hätten.

Die Eingebornen stahlen zwar bisweilen etwas; doch durch die bloße Furcht vor einer Kugelbüchse, und ohne dieselbe jemals zu gebrauchen, konnte man sie allezeit nöthigen, das Entwandte zurückzubringen. Eines Tages schlich sich ein Mann unvermerkt über den Fluß, und stahl ein Beil. Sobald der Constabel es vermistete, gab er dem Greise zu verstehen, was vorgegangen war, und that, als ob er mit allen seinen Leuten sich fertig machen wollte, in den Wald zu marschiren, und dem Diebe nachzusehen. Aber der Greis deutete ihm durch Zeichen an, daß er ihn dieser Mühe überheben wolle. Er gieng auch gleich darauf allein fort, und es währte nicht lange, so kam er mit dem Beile zurück. Der Constabel drang darauf, daß ihm auch der Dieb ausgeliefert werden sollte; und ob zwar der alte Mann sich anfangs dazu nicht gern zu entschließen schien, so that er es endlich dennoch. Als der Kerl herbey gebracht wurde, erkannte ihn der Constabel für einen alten Verbrecher, der sich schon mehrmals straffällig gemacht hatte, und schickte ihn daher gefangen an Bord. Capitain Wallis war aber nicht gesonnen, sein Verbrechen anders, als durch die bloße Furcht der



Verurtheilung zu ahnden, und setzte ihn daher nach vielen Bitten und Fürbitten wieder in Freiheit, und schickte ihn ans Land.

Ob die Eingebornen über seine glückliche Zurückkunft nicht erstaunt oder erfreut waren, ließ sich schwer entscheiden; sie empfingen ihn indessen mit allgemeinem Frohlocken, und führten ihn mit sich fort in die Wälder. Den folgenden Tag kam er freiwillig wieder, und brachte dem Constabel einen beträchtlichen Vorrath von Brodfrucht, und ein großes gebratenes Schwein, vermuthlich, um ihn wieder zu versöhnen.

Als die Engländer sich am Lande aufhielten, erlaubte man verschiedenen jungen Frauenpersonen, über den Fluß herüber zu kommen. Sie waren zwar nicht ungeneigt, persönliche Günstbezeugungen zu bereithalten, aber sie kannten doch den Werth derselben zu wohl, als daß sie sich nicht eine Erkenntlichkeit dagegen hätten ausbedingen sollen. Der Preis, den sie darauf zu setzen pflegten, war zwar nicht hoch, aber doch von der Beschaffenheit, daß die Schiffleute nicht allemal im Stande waren, ihn zu bezahlen. Da sie indessen der Versuchung nicht widerstehen konnten, so zahl-

ten

len sie Nägel und anderes Eisen aus dem Schiffe weg, wo sie nur konnten. Zu den Nägeln, welche man des Handels wegen mitgenommen hatte, konnten sie nicht allezeit hinkommen; sie zogen also dergleichen an verschiedenen Orten des Schiffes aus, hauptsächlich diejenigen, mit welchen die Seitentammern am Schiffe befestigt waren. Hieraus entstand aber ein doppeltes Unheil, das Schiff litt dadurch Schaden, und der Marktpreis mußte auf solche Art natürlicherweise steigen. Wenn also der Constabel, wie gewöhnlich, für Schweine von mittlerer Größe kleine Nägel anbot, so weigerten sich die Einwohner, sie zu nehmen, zogen ungleich größere hervor, und gaben ihm zu verstehen, daß sie dergleichen erwarteten. Man stellte die eifrigste Nachforschung an, um die Verbrecher zu entdecken, aber vergebens, und ohnerachtet Capitain Wallis eine große Belohnung darauf setzte, wer die Thäter auffinden machen könnte, so kam doch nichts heraus. Es trankte ihn, daß er nicht besser zu seinem Zwecke kommen konnte; er wurde aber noch ärgerlicher, als er fand, daß einige von seinen Leuten die Einwohner bei dergleichen Vorfällen gar betrogen hatten. Wenn sie nämlich

keine



keine Nägel bekommen konnten, so hatten sie Blei gestohlen, und aus demselben Nägel geschnitten. Viele von den Eingebornen, welche mit dieser falschen Münze waren bezahlt worden, brachten treuhertzig dumm dieselben dem Constabel, und baten sich eiferne dagegen aus. So billig auch diese Bitte war, so konnte sie doch ohne Schaden nicht gewähret werden.

Verschiedene Indianer, die ihrer Kleidung und Aufführung nach Standespersonen zu seyn schienen, kamen zu den Engländern an Bord. Capitain Wallis war besonders höflich gegen diese Leute, und um zu erfahren, was für ein Geschenk ihnen am angenehmsten wäre, legte er ihnen einen Johannes (eine portugiesische Goldmünze), eine Guinee, einen Kronthaler, einen spanischen Thaler, einige englische Schillinge, einige neue Halbspennigstücke, und sechs große Nägel vor, und gab ihnen sodann durch Zeichen zu verstehen, daß sie nehmen sollten, was ihnen am besten gefiele. Sie griffen zuerst sehr begierig nach den Nägeln, und nahmen alsdenn ein paar Halbspennigstücke; das Gold und Silber aber ließen sie unangerührt liegen. Er schenkte ihnen darauf noch etliche
Nägel



Nägel und einige Halbpennigstücke, und schickte sie damit höchstvergnügt ans Land zurück.

Nach einiger Zeit kam der Constabel mit einem Frauenzimmer an Bord, die von großer Statur war, ohngefähr 45 Jahr alt seyn mochte, und nebst einer angenehmen Gesichtsbildung einen wirklich majestätischen Anstand hatte. Er sagte, sie sey erst kürzlich in diese Gegend des Landes gekommen, und da er beobachtet hätte, daß die andern Einwohner viele Ehrfurcht gegen sie bezeigten, so habe er ihr einige Geschenke gemacht. Um diese zu erwiedern, habe sie ihn in ihre Wohnung eingeladen, und habe ihm einige recht große Schweine geschenkt. Nachher sey sie mit ihm zurückgekehrt, und habe Verlangen gezeigt, an Bord des Schiffs zu gehen. Sie schien gleich beym ersten Eintritte in das Schiff ganz ohne Mißtrauen und Furcht, überhaupt aber ganz ungezwungen zu seyn, und die ganze Zeit über, da sie an Bord war, betrug sie sich mit einer ungetrübten Freymüthigkeit, die man bey allen Personen zu bemerken pflegt, die sich ihrer Vorzüge bewußt, und der Herrschaft gewohnt sind. Capitain Wallis gab ihr einen großen blauen Mantel, der ihr von der Schulter



ter bis auf die Füße herabreichte, hing ihn
 solchen um, und band ihn mit Bändern fest;
 auch gab er ihr einige Glaskerallen, einen
 Spiegel und viele andere Sachen mehr. Al-
 les dieses nahm sie auf die anständigste Art an,
 und bezeugte ihr Wohlgefallen darüber. Sie
 bemerkte, daß er krank gewesen war, und wies
 aufs Land. Er deutete dieß so aus, daß sie
 meynte, er sollte dahin gehen, um seine Ge-
 sundheit wieder vollkommen herzustellen, und
 gab ihr also durch Zeichen zu verstehen, daß
 er den andern Tag dahin kommen wolle. Als
 sie endlich Lust bezeugte, wieder zurückzukeh-
 ren, ließ er sie durch den Constabel zurückbe-
 gleiten.

Den folgenden Morgen gieng Capitain Wal-
 lis also zum erstenmal ans Land, und seine
 Fürstinn, oder vielmehr Königin, (denn ihrem
 Ansehen nach schien sie einen dergleichen Rang
 zu haben,) kam bald nachher mit einer großen
 Begleitung zu ihm. Da sie bemerkte, daß er
 von seiner Krankheit her noch sehr schwächlich
 war; so befahl sie ihren Leuten, daß sie ihn
 auf die Arme nehmen, und nicht nur über den
 Fluß, sondern auch den ganzen Weg bis an
 ihr Haus hin tragen sollten. Weil sie auch
 beob-



beobachtete, daß einige von den Personen, die bey ihm waren, insbesondere der erste Lieutenant und der Schiffszahlmeister, gleichfalls krank gewesen waren; so ließ sie diese ebenfalls auf die nämliche Art tragen. Capitain Wallis hatte, da er aus Land gieng, eine Leibwache mit sich genommen, und diese folgte ihnen bey diesem Aufzuge nach. Unter Wegs drängte sich eine große Menge Volks um sie herum; sobald die Fürstin aber, ohne ein Wort zu sprechen, bloß mit der Hand winkte, reichten sie zurück, und machten ihnen Platz. Als sie sich ihrem Hause näherten, kam ihr eine große Anzahl von Personen beyderley Geschlechts aus demselben entgegen. Sie stellte dem Capitain Wallis alle diese Leute vor, und gab ihm durch Zeichen zu verstehen, daß solches lauter Anverwandte von ihr wären. Hierauf faßte sie seine Hand, und reichte sie der ganzen Verwandtschaft zu küssen dar. Endlich traten sie in das Haus hinein, das der Länge nach 327 Fuß einnahm, und 42 Fuß breit war. Es bestand aus einem mit Palmyrweiden gedeckten Dache, das auf Pfosten ruhte, deren auf jeder Seite 39, und in der Mitte 14 befindlich waren. Bis an die oberste Dachspitze



spitze gerechnet, war das Schände inwendig 30 Fuß hoch, die Pfosten aber, auf welchen das Dach ruhte, waren bis an den Rand desselben 12 Fuß hoch, und unterhalb dem Dache war an den Seiten alles frey und offen. Sobald sie in dies Haus hineingetreten waren, nöthigte die Fürstin sie zum Niedersitzen, rufte gleich vier junge Mädchen, und ließ sich von ihnen helfen, um dem Capitain Wallis Schuhe, Strümpfe und den Rock auszugiehen. Sodann befahl sie ihnen, daß sie ihm die Haut herabwärts streichen, und mit ihren Händen sanft reiben sollten. Eben dieses ließ sie mit dem ersten Lieutenant und dem Schiffszahlmeister auch vornehmen, die übrigen aber, die alle gesund zu seyn schienen, mußten sich am Ansehen genügen lassen. Während daß diese Operation mit ihnen vorgenommen wurde, suchte sich der Schiffsarzt, der sich auf dem Gange hieher sehr erhitzt hatte, ein wenig abzukühlen, und nahm in dieser Absicht seine Peruque vom Kopfe. Einer von den Indianern bemerkte solches, und schrie überlaut, und dieß zog die Aufmerksamkeit aller übrigen dergestalt auf den guten Chirurgus hin, daß in einem Augenblicke alle Augen auf das Wunderding

berding geheftet, und alle andere Verrichtungen mit einmal unterbrochen waren. Die ganze Versammlung stand eine Zeit lang in stümm Erstaunen ganz unbeweglich da, und sie hätten sich wahrhaftig nicht erstaunter anstellen können, wenn sie auch wirklich gesehen hätten, daß der Engländer sich alle Glieder vom Leibe geschraubt hätte. Endlich giengen die jungen Mädchen, welche die andern streichelten und rieben, wiederum an diese Arbeit, und als sie solche ohngefähr eine halbe Stunde fortgesetzt hatten, kleideten sie sie wieder an; man kann sich aber leicht vorstellen, wie ungeschickt sie sich dazu anstellen mußten. Indessen bekam so wohl dem Capitain Wallis als auch dem Lieutenant und dem Schiffszahlmeister das Reiben sehr wohl. Bald darauf ließ eben die gütige Wohlthäterinn einige Ballen von hiesigem Tuche herbey bringen, und kleidete den Capitain Wallis nebst seiner ganzen Gesellschaft mit diesem Zeuge nach der Mode des Landes. Anfangs verbat der ersiere diese Gunstbezeigung; weil er indessen nicht gern das Ansehen haben wollte, als ob ihm das nicht gefiele; was man ihm doch in der Absicht bezeugte, daß es ihm gefallen sollte, so ließ er sich endlich

I Band. H



nach ihrem Sinne kleiden. Als sie weggien-
gen, befahl sie, daß ein sehr großes und kräf-
tiges Mutterschwein an das Boot gebracht
werden sollte, und sie selbst begleitete sie in Per-
son dahin. Sie hatte ihren Leuten befohlen,
daß sie den Capitain Wallis, wie zuvor, auf
den Händen tragen sollten; da er aber jetzt lie-
ber gehen wollte, so nahm sie ihn am Arm,
und so oft sie an eine Wasserpfütze oder an ei-
ne morastige Stelle kamen, hob sie ihn selbst
hinüber, und ließ dem Anfschweine nach mit so
geringer Mühe, als er in gesunden Tagen ge-
braucht haben würde, um ein Kind hinüber
zu heben.

Am folgenden Morgen schickte Capitain
Wallis ihr durch den Constabel sechs Beile,
sechs Schnittmesser, und noch verschiedene an-
dere Dinge. Bey seiner Zurückkunft meldete
er dem Capitain, daß er sie bey der Mahlzeit
angetroffen habe, und daß sie in ihrem Hause
eine erstaunende Anzahl von Leuten, die seinem
Bedürfen nach sich wenigstens auf ein tausend
Personen belief, mit einem Gastmahle bewir-
thet habe. Die Speisen wurden bey dieser
Gelegenheit alle von den Leuten, welche sie zu-
berichtet hatten, herbegebracht. Das Fleisch
war



war in Cocosschalen eingefüllt; diese waren in hölzerne Tröge gesetzt, die den Schlächtermulden einigermaßen ähnlich sahen; und die Regentin theilte die Speisen eigenhändig an die Gäste aus, die in dem Hause rund herum in Reihen saßen. Als sie mit Ausbeihung der Gerichte fertig war, setzte sie sich selbst auf einen über die übrigen etwas erhabenen Sitz nieder; zwei Frauenspersonen stellten sich ihr sodann zu beiden Seiten, und reichten ihr die Speisen dergestalt zu, daß sie nur den Mund aufzumachen brauchte, um solche zu genießen. Sobald sie den Constabel ansichtig wurde, ließ sie ihm auch sogleich Essen bringen. Er konnte nicht eigentlich sagen, was es gewesen war, hielt es aber für Hehn gekochtes Hühnerfleisch mit darunter geschnittenen Aepfeln, und mit Salzwasser zurechte gemacht, und er versicherte, daß es sehr schwachhaft zugerichtet gewesen wäre. Die Geschenke, die Capitain Wallis ihr geschickt hatte, hatte sie mit großem Vergnügen angenommen. Da die Engländer nur auf die Art mit der Königin in gutem Vernehmen standen, so fanden sie auch, daß weit mehrere und verschiednere Lebensmittel, als zuvor, auf den Markt gebracht wurden.



Einſtmals ſah der Conſtabel, der immer wegen des Handels am Lande blieb, eine alte Frau jenseit des Flusses, welche bitterlich weinte. Sobald ſie merkte, daß ſie ſeine Aufmerkſamkeit rege gemacht hätte, ſchickte ſie einen Jüngling, den ſieben ihr ſtand, mit einem Platanenzweig über den Fluß zu ihr herüber. Als dieſer zu ihm kam, hielt er eine lange Rede, legte ſeinen Zweig zu des Conſtabels Füßen nieder, gieng ſodann zurück, und brachte die alte Frau auch herüber. Ein anderer Mann ſchleppte zu gleicher Zeit zwei große gemästete Schweine herbei; die Frau ſah die Engländer einen nach dem andern mit großer Aufmerkſamkeit an, und brach endlich in Thränen aus. Als der Jüngling, der ſie über den Fluß gebracht hatte, das Mitleiden und Erſtaunen des Conſtabels bemerkte, hielt er eine zweyte Anrede, die länger als die vorhergehende war, nach deren Endigung man aber die Urfache, warum die Frau ſo jämmerlich that, eben ſo wenig wußte, als zuvor. Endlich gab ſie zu verſtehen, daß ihr Mann und drei von ihren Söhnen im Angriffe des Schiffs umgekommen wären. Während dieſer Erklärung war ſie ſo innerlich bewegt, daß ſie zuletzt nicht mehr reden



reden konnte, und ohnmächtig darnieder sank, und die zwey Jünglinge, die sie in den Armen hielten, schienen beynahe in eben dem Zustande zu seyn. Vermuthlich waren es zwey andere Söhne von ihr, oder wenigstens sehr nahe Verwandte. Der Constabel that alles, was nur möglich war, um ihre Betrübniß zu lindern, und sie zu trösten. Sobald sie hierauf nur einigermaßen wieder zu sich gekommen war, befahl sie, daß man ihm die beyden Schweine überliefern sollte, und reichte ihm die Hand zum Zeichen ihrer Freundschaft; sie wollte aber nichts dagegen annehmen, ohnerachtet er ihr zehnmal so viel anbot, als die Schweine auf dem Markte gekostet haben würden.

Capitain Wallis schickte den zweyten Lieutenant mit allen Böten und mit 60 Mann nach Westen, um das Land in Augenschein zu nehmen, und zu sehen, was man etwa von dort her bekommen könnte. Er kam bald zurück, und war ohngefähr 6 Meilen weit längst der Küste hin marschirt. Er fand das Land sehr anmuthig und volkreich, auch mit einem Ueberflusse von Schweinen, Federvieh, Früchten und andern Pflanzen gesegnet. Die Einwoh-



ner thaten ihm zwar nichts zu leide, sie schienen aber auch nicht geneigt zu seyn, ihm irgend einige von den Lebensmitteln zu verkaufen, welche er am liebsten eingehandelt hätte; doch überließen sie ihm etliche Cocosnüsse und Platanen, und verkauften ihm zuletzt auch neun Stück Schweine und etwas Federvieh. Er sah eine beträchtliche Anzahl sehr großer Kähne, welche die Einwohner auf den Strand gezogen hatten, und andere, an welchen noch gebaut wurde. Er fand, daß alle ihre Werkzeuge aus Steinen, aus Muschelschalen und aus Knochen verfertigt waren, und schloß sehr richtig daraus, daß sie gar kein Metall haben mußten. Auch fand er keine andere vierfüßigen Thiere, als Schweine und Hunde, dergleichen keine irdene Gefäße, weshalb alle ihre Speisen entweder gebacken oder gebraten werden mußten. Weil sie nun auf solche Weise keine Art von Geschirre hatten, in welchen man Wasser härte siedend machen können, so hielten sie ohne Zweifel dafür, es sey eben so unmöglich, das Wasser heiß zu machen, als demselben die Flüssigkeit zu benehmen. Als daher die Königin eines Morgens mit den Engländern an Bord des Schiffes frühstückte, sah

sah einer von ihren Begleitern, der ein angesehen Mann, und einer von denen war, die die Engländer für Priester hielten, daß der Schiffsarzt den Hahn an einer Theemaschine umdrehete, und auf diese Weise eine Theekanne, die auf der Tafel stand, mit Wasser anfüllte. Nachdem er dieses mit großer Neugierde und Aufmerksamkeit angesehen hatte, gieng er, um die Sache näher zu untersuchen, selbst hin, drehete den Hahn um, und sieng das Wasser mit der Hand aus. Man kann sich vorstellen, daß er sich tüchtig verbrannte. Kaum empfand er den Schmerz davon, so sieng er in vollem Schrecken ganz rasend an zu schreien, und sprang für Schmerz mit den ausschweifendsten und lächerlichsten Geberden in der Kajüte umher. Die andern Indianer konnten gar nicht begreifen, was ihm fehlte, starrten ihn daher mit Verwunderung an, und ließen das äußerste Entsetzen blicken. Indessen legte ihm der Schiffsarzt, welcher unschuldigermassen die Ursache dieses Zufalls gewesen war, ein kühlendes Mittel auf; es währte aber doch eine ganze Zeit lang, ehe der arme Schelm Linderung bekam.



Ein andermal, da die Königin an Bord kam, brachte sie zwey große Schweine zum Geschenk mit, denn zu einem Tauschhandel ließ sie sich niemals herab. Capitain Wallis gab ihr den Schiffer zur Begleitung mit, und händigte ihm ein Geschenk für sie ein, welches er ihr überreichen sollte. Sobald sie angelandet waren, nahm sie ihn bey der Hand, hielt eine lange Anrede an das Volk, welches sich rings um sie her versammelte, und führte ihn hierauf nach ihrem eigenen Hause. Dasselbst kleidete sie ihn, so wie sie es ehemals dem Capitain Wallis gethan hatte, nach dortiger Landesart. Etliche Tage hernach besuchte sie die Engländer abermals, und als sie wieder weggehen wollte, bezeigte sie ein Verlangen, daß Capitain Wallis mit ihr ans Land gehen mögte. Er willigte daren, und nahm verschiedene von seinen Officieren mit sich. Als sie in ihrem Hause ankamen, ließ sie sie insgesammt niedersitzen, nahm dem Capitain Wallis seinen Hut ab, und steckte einen Busch von bunten Federn auf denselben, dergleichen in diesem Lande seines Wissens niemand als sie selbst trug, und welcher gar nicht häßlich aussah. Sie band auch um seinen Hut und um die Hü-

Hüte bereit, die bey ihm waren, eine Schnur von geflochtenen Haaren, und gab ihnen zu verstehen, daß sowohl das Haar, als die Arbeit ihr eigen sey. Sie beschenkte sie ferner mit etlichen sehr künstlich geflochtenen Matten. Am Abend begleitete sie sie bis an den Strand zurück, und als sie in ihr Boot einstiegen, ließ sie ein schönes, großes und trächtiges Mutterschwein, nebst einer großen Menge Früchte, an Bord desselben bringen. Als sie hierauf Abschied von ihr nahmen, winkte ihr Capitain Wallis, daß sie die Insel in Zeit von sieben Tagen verlassen würden. Sie verstand seine Meynung sogleich, und gab ihm durch Zeichen zur Antwort: sie wünschte, daß er wenigstens noch zwanzig Tage bleiben mögte; indessen könnte er ja eine kleine Reise ins Land thun, sich einige Tage daselbst aufhalten, und von dort aus eine Menge von Schweinen und Zedervieh an den Strand herab bringen lassen, und hernach fortsegeln. Er gab ihr aber dagegen zu verstehen, daß er nach sieben Tagen unfehlbar abreisen müßte. Hierüber brach sie in eine solche Thränenfluth aus, daß es Mühe und Kunst kostete, sie wieder zufrieden zu stellen.



Ein andermal zeigte Capitain Wallis ihr ein reflectirendes Teleskop, und suchte ihr den Gebrauch davon deutlich zu erklären. Er richtete es auf verschiedene in weiter Ferne befindliche Gegenstände, die ihr wohl bekannt waren, die man aber von ihrem Hause aus ohne Schrohr nicht erkennen konnte, und ließ sie alsdann durch dasselbe hinschauen. Sobald sie die Dinge so nahe und so deutlich erblickte, sprang sie für Erstaunen zurück, alsdann wandte sie ihre Augen dahin, wohin das Schrohr gerichtet war, und stand eine Zeit lang unbeweglich still. Darauf sah sie zum zweytenmale hindurch, und bemühte sich von neuem, wiewohl vergebens, die Gegenstände, welche sie durch dasselbe gesehen hatte, mit den bloßen Augen zu erkennen. So wie sie dieselben wechselsweise bald sah, wenn sie durch das Schrohr blickte, bald wieder aus den Augen verlor, wenn sie mit bloßen Augen dahin sah, so drückten auch ihre Mieneu jedesmal eine Vermischung von Erstaunen und von Entzücken aus, die keine Sprache beschreiben kann. Endlich ließ Capitain Wallis das Teleskop hinwegbringen, und lud sie nebst verschiedenen Standespersonen, die bey ihr waren, ein, daß sie

sämmt-

sämmtlich mit ihm an Bord des Schiffes gehen möchten. Er that dieses hauptsächlich zur Sicherheit einer von ihm ausgeschiedten Parthey; denn er stellte sich vor, daß, wenn jemand auf der Insel wüßte, daß sich die Königin und die vornehmsten Personen des Landes in seiner Gewalt befänden, niemand wider die ins Land geschickte Parthey von seinen Leuten das Geringste unternehmen würde. Die Königin wollte aber auf dem Schiffe weder essen noch trinken; ihre Begleiter hingegen ließen sich alles, was ihnen zu essen vorgesetzt wurde, herzlich gut schmecken, doch wollten sie nichts als bloßes Wasser trinken.

Als die Engländer zurückgekehrt waren, ließ Capitain Wallis auch die Königin und ihre Begleiter wieder ans Land bringen. Indem jene von dem Schiffe herunter stieg, fragte sie den Capitain Wallis durch Zeichen, ob er noch immer bey seinem Entschlusse beharre, und die Insel zu der von ihm bestimmten Zeit zu verlassen gedächte? Als er ihr hierauf zu verstehen gab, daß er sich unmöglich länger aufhalten könnte, zeigte sie ihm durch eine Fluth von Thränen, welche ihr einige Zeit lang die Sprache benahm, wie schmerzlich sie solches



solches bedauere. Sie kam vor seiner Abreise noch einmal zu ihm, begleitete ihn eine Strecke in die See hinaus, und nahm endlich mit großer Betrübniß von ihm und allen seinen Leuten Abschied, woran ihre Begleiter gleichfalls vielen Antheil nahmen.

Die Einwohner der Insel Otateite sind starke, wohlgebildete, muntere und ansehnliche Leute. Die Männer sind meistens 5 Fuß 7 bis 10 Zoll lang, und es giebt einige wenige, die länger, so wie auch andere, die kürzer sind. Das Frauenzimmer ist 5 Fuß bis 5 Fuß 6 Zoll lang. Die Männer sind von dunkelbrauner Farbe, doch sind diejenigen unter ihnen, welche am Strande wohnen, und daher oft auf die See gehen, ungleich röther von Farbe als die andern, die sich im Lande aufhalten. Ihr Haar ist insgemein schwarz, doch findet man auch welche darunter, bey welchen solches braun, auch wohl roth, und zum Theil flachgelb ist. Dieser Umstand verdient um deswillen angemerkt zu werden, weil alle übrige Einwohner von Asien, Afrika und Amerika durchgängig und ohne eine einzige Ausnahme nichts als schwarzes Haar haben. Die hiesigen Einwohner tragen es gemeiniglich

entwec-



entweder in einem Busche mitten auf dem Kopfe, oder in zwey dergleichen Büschen zusammengebunden, wovon dann auf jeder Seite einer herabhängt; einige pflegen es auch wohl ganz fliegend und ungebunden zu tragen, und alsdann ist es sehr kraus. Die Kinder beiderley Geschlechts haben gemeiniglich so genannte Flachshaare. Sie haben keine Kämmen, wissen aber demohntrachtet ihre Haare sehr sauber zu halten, und diejenigen, denen man Kämmen schenkte, bedienten sich nachher derselben ungemein wohl. Sie pflegten sich durchgängig den Kopf mit einem Oele zu salben, welches sie aus der Cocosnuß pressen, und ehe sie es gebrauchen, schütten sie eine Wurzel, die an Geruch einer Rose gleich ist, hinein gerieben darunter. Die Frauenzimmer sind alle hübsch, ja einige derselben ungemein schön. Die Keuschheit scheinen sie eben für keine Tugend zu halten; denn sie ließen sich gewisser persönlichen Gunstbezeugungen wegen nicht nur ganz bereitwillig und öffentlich mit den Engländern in einen Handel ein, sondern der Vater selbst brachte seine Töchter, und der Bruder seine Schwester zu dem Ende an den Strand herab. Sie kannten indessen den Werth der Schönheit gar

gar wohl, und je nachdem ein Frauenzimmer mehr oder minder schön war, je nachdem forder-
ten sie auch für den Genuß derselben einen größ-
ern oder einen kleinern Nagel, und das auf fol-
gende Art. Die Männer kamen an das Ufer des
Flusses hin, und ließen daselbst das Mädchen
sehen, welches sie anbeten; sie zeigten aber
auch gleich vermittelt eines kleinen Steckens,
wie groß der Nagel seyn müsse, den sie dage-
gen verlangten. Bewilligten nun die Engländer
den Preis, so wurde das Mädchen zu ih-
nen herüber geschickt; denn die Männer durf-
ten nicht über den Fluß kommen. Dieser Han-
del ward eine geraume Zeit hindurch getrieben,
ehe die Officiere solches inne wurden; denn
wenn einer von den Matrosen sich ein wenig
entfernte, um seine Schöne in Empfang zu
nehmen, so hielten seine Cameraden unterdes-
sen Wacht. Als Capitain Wallis es endlich
erfuhr, so wunderte er sich nicht mehr, daß
das Schiff der Nägel und des Eisens wegen,
welche dasselbe zusammenhielten, Gefahr lief,
gänzlich zertrümmert zu werden, zuvor aber
hatte er sich vergebens den Kopf zerbrochen,
um zu errathen, wozu sie nur die Nägel ge-
brauchen müßten. Denn alles Schiffsvolk
bekam

bekam täglich so viele frische Lebensmittel, als sie nur immer verzehren konnten.

Sowohl die Männer als die Frauenspersonen sind nicht nur anständig, sondern wirklich herrlich gekleidet. Diese Kleidung besteht aus einer Art von weißem Zeug, welches aus der Rinde einer Stange gemacht wird, und starkem chinesischem Papiere sehr ähnlich sieht. Zu einem ordentlichen Kleide brauchen sie zwey Stücke dieses Zeuges. In das eine derselben wird in der Mitte ein Loch geschnitten, und durch dieses der Kopf hindurch gesteckt, so daß die beyden Ende vorn und hinten von den Schultern bis an die Mitte des Schenkels herab hängen. Das andere Stück, welches 12 bis 15 Fuß lang, und ohngefähr 3 Fuß breit ist, winden sie auf eine sehr ungezwungene Art um den Leib herum. Dieses Zeug wird nicht gewebt, sondern fast so wie Papier aus den mürbe gemachten Fibern der innern Baumrinde verfertigt, welche ausgebreitet und zusammengeknüpft werden. Ihr Schmuck besteht aus Federn, Blumen, Stücken von Muscheln und Perlen. Vornehmlich trugen die Frauenspersonen Perlen, und Capitain Wallis kaufte ihnen ohngefähr zwey Duzend Stück davon ab.



Sie waren zwar von einer guten Farbe, aber alle klein, und auch alle im Durchbohren verderben worden. Herr Journeaux sah verschiedene solche Perlen, er konnte aber mit allem, was er bey sich, und dagegen anzubieten hatte, keine einhandeln. Capitain Wallis beobachtete, daß es hier sowohl unter den Männern als Frauen eine allgemeine Mode ist, sich den hintern Theil des Beines und der Lenden sehr dick mit schwarzen Streifen, die allerhand Gestalten vorstellen, bezeichnen zu lassen. Um diese Zeichen zu machen, brauchen sie ein mit Zähnen versehenes Werkzeug, das einem Kamme einigermaßen ähnlich sieht, ein wenig in die Haut ein, und reiben alsdann in die Stiche eine Art von Salbe ein, die aus Ruß und Oel zusammengerührt ist, und unauslöschliche Flecken zurückläßt. Vor dem zwölften Jahre werden weder die Knaben noch Mädchen gezeichnet. Unter den Mannspersonen bemerkt man einige wenige, welche sich das ganze Bein auf die erwähnte Art würflicht hatten bezeichnen lassen, so daß es einem Bretspiele gleich sah, und diese schienen vornehme Standespersonen und Leute von großem Ansehen zu seyn. Einer der vornehmsten unter

dem Gefolge der Königin war ungleich mehr als die übrigen geneigt, die englischen Sitten nachzuahmen, und die Engländer, die ihn bald lieb gewannen, gaben ihm den Namen Jonathan. Herr Journeaux kleidete diesen Mann ganz nach englischer Weise, und diese Kleidung stand ihm sehr ungezwungen und wohl an. Weil das Wasser am Landungsplatze sehr seicht war, so daß die Bote nicht dicht an die Küste hinan fahren konnten, so ließen sich die Officiere immer vom Bote ab ans Land tragen. Jonathan, der dafür hielt, daß ihm sein höherer Platz auch einen höhern Rang gebe, ließ sich also von seinen Leuten auf die nämliche Art ans Land tragen. Er ließ es auch nicht lange unversucht, bey seinen Mahlzeiten, gleich den Engländern, Messer und Gabel zu gebrauchen; aber im Anfange, wenn er einen Bissen auf die Gabel gesteckt hatte, und damit nach dem Munde wollte, ruckte er gar nicht, wie er dieß neue Instrument lenken sollte, sondern seine Hand sahe aus bloßer Gewohnheit gerade nach dem Munde, und das Stück Fleisch an der Spitze der Gabel gerieth ans Ohr.

Ihre Kost besteht aus Schweinefleisch, Ferkelvieh, Hundefleisch und Fischen; ferner aus

Brodfrucht, Bananas, Platanen, Yamswurzeln, Aepfeln und einer sauern Frucht, die, ob sie gleich an sich selbst eben nicht schmackhaft ist, doch der gerösteten Brodfrucht einen angenehmen Geschmack giebt, wenn sie mit derselben zusammengeknetet wird. Es giebt eine Menge von Ratten alhier, aber so viel man bemerken konnte, pflegen sie diese nicht zu genießen. Sie finden große und kleine Muscheln und andere Schalsfische mehr auf einer Reihe von Klippen, wo sie solche zur Ebbezeit auflesen, und mit der Brodfrucht gleich auf der Stelle roh essen, noch ehe sie wieder ans Land zurück kommen. Sie haben auch sehr schöne Krebse, und nicht weit von der Küste fangen sie mit Angeln, deren Haken aus Perlemutter verfertigt sind, allerley Fische, von welchen sie so große Liebhaber sind, daß sie und dann und wann den Engländern einige wenige überließen, ob sie gleich sehr erbsüchtig waren, ihnen dafür zu geben, was sie verlangten. Die Netze, deren sie sich bedienen, sind erstaunlich groß, und haben sehr enge Maschen, daher sie eine Menge kleiner Fische in denselben fangen, die ohngefähr von der Größe einer Sardelle sind. So glücklich sie indessen im Fischen wa-



ten, es mochte mit dem Netze oder mit der Angel seyn; so konnten die Engländer doch zu eben der Zeit mit keinem von beyden auch nur einen einzigen Fisch fangen. Diese glaubten daher, die Schuld läge an ihren Werkzeugen und verschafften sich also einige von ihren Angels; weil sie aber den Vortheil nicht wußten, den die Eingebornen vermuthlich bey Handhabung derselben anwenden, so waren sie dennoch nicht besser daran als zuvor.

Ihre Speisen bereiten sie auf folgende Art. Um zuerst Feuer anzuzünden, nehmen sie ein Stück dürrer Holz, reiben das Ende desselben gegen die breite Seite eines andern Stück Holzes, fast auf eben die Art, wie die Jintmetleute ihre Meißel zu wechen pflegen. Alsdenn graben sie ein Loch, das ohngefähr einen halben Fuß tief ist, und 6 bis 9 Fuß im Umfange hat, in die Erde. Den Boden desselben pflastern sie mit großen Kieselsteinen, die sie ganz gerade und eben neben einander legen, und zünden hierauf mit trockenem Holze, mit Blättern und mit Hälsen von Cocoshüssen ein Feuer in denselben an. Sobald die Steine heiß genug sind, nehmen sie die Kohlen heraus, und lehren die Asche rund an die Seiten der Höhlung



amher. Hierauf bedecken sie die Steine mit einer Lage grüner Cocosblätter, und wickeln das Thier, welches gebraten werden soll, in Platanenblätter ein. Ist es ein kleines Schwein, so wickeln sie es unzerstückt ein; ist es aber ein großes, so hauen sie es der Länge nach von einander. Wenn es dann in die Grube gelegt ist, decken sie es mit der heißen Asche zu, und legen Brodfrucht und Yamwurzeln, die gleichfalls in Platanenblätter eingewickelt werden, oben darauf. Ueber diese schütten sie den Rest der heißen Asche, nebst etlichen von den durchgehitzen Steinen hin, legen einen guten Haufen Cocosblätter darauf, und bedecken alles dieses mit Erde, damit die Hitze recht beisammen bleibe. Nach Verlauf einer kürzern oder längern Zeit, je nachdem das Thier, welches gebraten werden soll, groß oder klein ist, wird der Ofen wieder geöffnet, und das Fleisch herausgenommen, welches dann mürbe, saftig und schmackhafter ist, als wenn es auf irgend eine andere Art zubereitet worden ist.

Außer den Früchten haben sie nichts als Salzwasser, um ihre Speisen zu würzen. Statt der Messer bedienen sie sich scharfer Muschelschalen, und mit diesen wissen sie ihre Speisen sehr geschickt zu zerlegen, und schneiden solche

che nicht, wie wir thun, gegen sich, sondern von sich weg. Man kann das Erstaunen schlechterdings nicht begreifen, welches diese Leute blicken ließen, als sie sahen, wie der Constabel, der, so lange er Markt hielt, am Lande zu essen pflegte, das Schweinefleisch und das Federvieh in einem Topfe kochen ließ; denn da sie, wie bereits angemerkt worden, kein Geschirr haben, welches das Feuer aushalten kann, so hatten sie auch nicht den mindesten Begriff von heißem Wasser oder dessen Wirkungen. Sobald indessen der alte Mann zum Besiz eines eisern Topfes gelangte, aß auch er von der Zeit an mit seinen Freunden täglich gesottenes Fleisch. Die eisern Töpfe, welche Capitain Wallis nachmals der Königin und einigen andern Standespersonen schenkte, wurden von ihren neuen Besizern ebenfalls beständig gebraucht, und brachten eben so viel Leute zusammen, als irgend eine Mißgeburt oder ein Puppenspiel auf einem Dorfahernmarkte zu thun pflegt. Sie schienen kein andres Getränk als Wasser zu haben, und zu ihrem Glück gar nichts von der Kunst zu wissen, den Saft von irgend einer Pflanze dergestalt gähren zu lassen, daß er berauschend würde. Sie

J 3



haben zwar Zuckerrohr; sie scheinen aber solches auf keine andere Art zu genießen, als daß sie je zuweilen ein wenig daran kauen: doch sind sie auch daran nicht gewöhnt; sondern sie brechen nur alsdann ein Stück davon ab, wenn sie von ohngefähr an einem Orte vorbeys kommen, wo dergleichen wächst.

Was ihr häusliches Leben und ihre Zeitvertreibe betrifft, so hatten die Engländer nicht Gelegenheit genug, davon viel zu beobachten. Es scheint, daß sie bisweilen Krieg mit einander führen müssen, weil sie nicht nur Waffen, sondern weil auch mehrere von ihnen Narben aufzuweisen hatten, welche, so viel noch davon zu sehen war, von arsfähnlichen Wunden herrühren mußten, die sie einander mit Steinen, Stöcken, oder sonst einem andern stumpfen Gewehr beygebracht haben mochten. Aus diesen Narben ließ sich zugleich schließen, daß sie in der Wundarzneykunst auch ziemlich weit gekommen seyn mußten, und die Engländer selbst haben noch eine Probe davon gesehen. Einer von ihren Matrosen hatte sich nämlich, als er eben am Lande war, einen großen Splinter in den Fuß getreten, und weil der Schiffsarzt nicht zugegen war, so bemühte sich einer
von

von den Cameraden des Matrosen, ihm den Splitter mit Hülfe eines Federmessers heraus zu ziehen. Nachdem er aber den armen Kerl eine Zeit lang gequält, und ihm große Schmerzen verursacht hatte, mußte er sein Vorhaben dennoch aufgeben. Der gute alte Indianer war zum Glücke bey diesem Vorfall gegenwärtig, und als er sah, daß der andre Kerl mit dem Herausziehen nicht fertig werden konnte, rufte er einen von seinen Landesleuten, der an dem andern Ufer des Flusses stand, herüber. Dieser befah den Fuß des Matrosen, lief sogleich an den Strand hinab, und holte sich von dort her eine Muschelschale; diese brach er mit seinen Zähnen spitzig ab, öffnete alsdenn mit diesem Instrumente in weniger als einer Minute den Fleck, wo der Splitter steckte, und zog ihn heraus. Unterdeffen war der alte Mann, so bald er den andern herbey gerufen hatte, nach dem Walde zu gegangen, und brachte von da her eine Art Gummi, strich dieses auf ein kleines Stück Zeug, welches er von seinem Kleide abriß, und legte dieß auf die Wunde, die in Zeit von zwey Tagen vollkommen durch geheilet ward. Die Engländer erfuhren nachher, daß dieses Gummi an dem Apfelbaume



gesundend wird. Der englische Schiffarzt verschaffte sich ein wenig davon, und gebrauchte solches nachher mit sehr gutem Erfolge statt eines Wundbalsams.

Die Engländer sahen verschiedene mit einem Erdwall umgebene Schoppen. Außerhalb des Walls waren hölzerne Pfosten in die Erde gesteckt, und an diesen sah man allerhand unförmliche Figuren von Männern, Frauen, Schweinen und Hunden ausgeschnitten. Verschiedene von den Eingebornen giengen von Zeit zu Zeit mit langsamen Schritten und niedergeschlagener Miene an diese Oerter hin, und die Engländer vermutheten daher, daß solches Todtenbehältnisse seyn mögten. Innerhalb den Wänden war der Fußboden mit großen runden Steinen ordentlich gepflastert, er schien aber nicht oft betreten zu werden, weil allenthalben zwischen den Steinen Gras hervorwuchs. Capitain Wallis war ganz besonders aufmerksam, um zu entdecken, ob sie nicht eine Art von Gottesdienst unter sich hätten, er konnte aber niemals das geringste Merkmal davon finden.

Die Böte oder Rähne dieser Leute sind von verschiedenen Gattungen. Einige werden aus
einem

einem einzigen Baume gemacht, und in diesen können zwey bis sechs Mann sitzen. Diese Art wurde vornehmlich zum Fischen gebraucht, und die Engländer sahen auch beständig viele auf einer Reihe von Klippen beschäftigt. Andere von diesen Rähnen waren aus Brettern gebauet, welche sie überaus geschickt zusammenzunähen wissen. Es gab deren von verschiedener Größe, so daß von zehn bis 40 Mann in einem dergleichen Rahne Platz hatten. Zwey derselben waren immer an einander befestigt, und zwischen beyden zwey Masten aufgestellt; wenn sie aber einzeln waren, so hatten sie auf der einen Seite einen Rahmen, und in der Mitte nur einen Mast. Mit diesen Fahrzeugen gehen sie so weit in See, daß sie das Land völlig aus dem Gesichte verlieren; vermuthlich segeln sie auch in denselben nach andern Inseln hin, um Plantanen, Bananas und Yamswurzeln von dorthier zu hohlen, welche nicht überall auf dieser Insel in großer Menge wachsen. Es gab deren zum Beyspiel nicht viel auf der Stelle, wo das englische Schiff vor Anker lag. Eine dritte Gattung ihrer Fahrzeuge scheint vorzüglich zum Staat und zum Vergnügen bestimmt zu seyn. Diese sind sehr groß,



groß, aber ohne Segel, und an Gestalt einer venetianischen Gondel ähnlich. Mitten in denselben ist ein verdecktes Behältniß, und wenn sie darin fahren, so sitzen die Leute zum Theil unter dieser Decke, zum Theil oben auf derselben. Von diesen Fahrzeugen kam keines nahe an das Schiff, ausgenommen gleich am ersten und zweyten Tage nach dessen Ankunft. Die Engländer sahen aber drey bis viermal wöchentlich eine Proceßion, die aus acht bis zehn dergleichen Rähnen bestand. Sie waren bey dergleichen Feyerlichkeiten mit fliegenden Wimpeln geziert, eine große Menge kleiner Rähne folgte ihnen in einer gewissen Entfernung nach, und viele hundert Leute ranneten zu gleicher Zeit, diesen Böten gegenüber, längst der Küste hin. Sie ruderten gemeiniglich nach der äußersten Spitze einer Reihe von Klippen hin, welche ohngefähr vier Meilen westwärts hin lag; hier hielten sie sich ohngefähr eine Stunde lang auf, und kehrten alsdenn zurück. Dergleichen Proceßionen aber stellten sie nur bey schönem Wetter an, und alle an Bord dieser Rähne befindlichen Leute waren völlig gekleidet, da hingegen die Leute in den hinterher folgenden Rähnen nur ein Stück Tuch

Nach mitten um den Leib gebunden trugen. Diejenigen, welche steuerten und ruderten, waren ganz weiß gekleidet; die andern, welche auf und unter der Decke saßen, hatten weiße und rothe, und zwei Männer, welche oben auf dem Vordertheile saßen, hatten ganz rothe Kleider an. Die Engländer ließen bisweilen in ihren Bötten aus, um diese Feierlichkeit recht mit anzusehen; und ohnerachtet sie ihnen niemals näher als auf eine Meile kamen, so konnten sie sie doch mit ihren Ferngläsern eben so deutlich erkennen, als wenn sie auf der Stelle selbst gewesen wären.

Die Bretter, woraus diese Fahrzeuge zusammen gesetzt sind, werden aus Bäumen verfertigt, die, der Länge und Alder des Holzes nach, in so viele dünne Bohlen gespalten werden, als sich will thun lassen. Zuerst hauen sie den Baum mit einer Art von Axt oder Beile um, das aus einem grünlichen sehr festen Steine gemacht, und sehr geschickt an einem Stiele befestigt ist. Alsdann zerhauen sie ihn in Blöcke, die so lang sind, als es das gewöhnliche Maas ihrer Bohlen erfordert; das eine Ende dieser Blöcke wird hierauf gegen ein Feuer gehalten, bis es anfängt Risse zu bekommen.

In



In diesen treiben sie alsdann Keile von hartem Holze herein, und spalten sie auf solche Weise der Länge nach durch. Einige von diesen Bretern sind 2 Fuß breit, funfzehn bis zwanzig Fuß lang, und sie zimmern solche auf beyden Seiten mit eben dergleichen, jedoch kleinern Beilen recht artig glatt. Bisweilen arbeiten sechs bis acht Mann an einem Breter, und weil ihre Werkzeuge alle Augenblicke stumpf werden, so hat ein jeder von ihnen eine Cocosnusschale voll Wasser, und einen flachen Stein neben sich stehen, auf welchem er seine Axt alle Augenblicke von neuem wehset. Diese Breter sind gemeiniglich einen Zoll dick, und sie wissen solche so geschickt und so eben zu bearbeiten, als man nur von einem geschickten Tischler erwarten sollte. Um die Breter mit einander zu verbinden, bohren sie vermittelst eines spitzigen Knochens, der deshalb in einem hölzernen Stiele befestigt ist, Löcher darein, und sie bedienen sich in der Folge der eisern Nägel mit großem Vortheile zu eben diesem Endzwecke. Durch diese Löcher ziehen sie eine Art von geflochtenen Stricken mit solcher Gewalt an, daß die Breter fest zusammenhalten. Die daraus entstehenden Jagen werden mit getrock-

neten

neten Rinsen calfatert, und die ganze äußere Seite des Fahrzeuges mit einer Art von Harze überzogen, welches einige von ihren Bäumen in großer Menge hervorbringen, und das man in der That sehr wohl anstatt des Theers gebrauchen kann.

Zur Erbauung ihrer großen Kähne nehmen sie das Holz des Apfelbaums, weil dieser sehr hoch und gerade wächst. Die kleinen Kähne sind weiter nichts, als der ausgehöhlte Stamm des Brodfruchtbaums, welcher noch leichteres und lockteres Holz hat.

Ihre Waffen sind mehrentheils Steine, die sie entweder mit der Hand oder mit Schlegeln werfen, und außerdem noch kurze Stöcke. Ob sie gleich Pfeile und Bogen haben, so kann man doch damit nichts, als höchstens einen Vogel herabschießen, indem sie nicht zugespitzt, sondern nur an dem einen Ende mit einem runden Stein versehen sind.

Der hiesige Himmelsstrich scheint sehr gut, und die Insel an sich ist eines der gesündesten und anmuthigsten Länder in der Welt. Die Engländer bemerkten gar keine Art von Krankheit unter den Einwohnern derselben. Die Berge sind mit Holz, und die Thäler mit Kraut
und



und Gras bewachsen, und die Luft ist überhaupt so rein, daß der Hise ohnerachtet das Fleisch von einem geschlachteten Thiere sich zwei Tage und die Fische einen Tag lang frisch erhielten.

Von der innern Gestalt des Landes und von den Wohnungen dieser glücklichen Menschen brachte ein ausgeschickter Officier dem Capitain diesen Bericht. Sobald er mit seinen Leuten gelandet war, hat er einen alten Mann auf der Insel, mit ihnen zu gehen. Er theilte darauf seine Leute in zwei Partheien, und so giengen sie, an jeder Seite eine, längst dem Flusse hin. Die ersten zwei Meilen floß der Strom durch ein ziemlich breites Thal, in welchem sich viele Wohnungen und Gärten befanden, welche letztern mit einem Walle von Erde umgeben waren. Es gab auch überall eine Menge von Schweinen, Federvieh und Früchten. Das Erdreich schien in dieser Gegend fett und fruchtbar zu seyn, und war von schwärzlicher Farbe. Als sie zwei Meilen zurückgelegt hatten, wurde das Thal sehr enge; und da auf der einen Seite des Flusses der Berg plötzlich sehr steil wurde, so mußten sie alle auf dem andern Ufer marschiren. An den
 jenigen

jenigen Orten, wo dieser Fluß von irgend einem Berge herabstürzte, hatten die Einwohner, vermittlest ordentlicher Gräben, das Wasser in ihre Gärten und in Haine von Fruchtbäumen geleitet. In den Gärten besand sich eine Art von Kraute, das die Engländer noch nicht gesehen hatten. Die Indianer aßen es roh, und es war von angenehmem Geschmacks, welcher einigermaßen dem westindischen Spinarte, den man Cassave nennt, gleich kam; doch waren die Blätter des Krauts von diesem sehr verschieden. Das Erdreich war in gewissen Abtheilungen ordentlich umäunt, und dieß machte die Aussicht ungemein anmuthig. Die Brodfrucht und die Apfelsbäume waren an den abhängigen Seiten der Berge in schönen Reihen, die Cocos- und Platanenbäume aber, weil solche mehr Feuchtigkeitz erfordern, in die Ebene gepflanzt. Unter den Bäumen, sowohl auf den Bergen als in den Thälern, wuchs sehr gutes Gras, aber kein Gesträuch. Als die Engländer tiefer ins Land hinein kamen, fanden sie, daß sich der Fluß dort in unzähligen Krümmungen schlängelte. Bisher hatten sie zu beyden Seiten des Berges nur Hügel gefunden, izt aber wurden hohe Berge dar-



daraus, und große Felsenklumpen ragten allenthalben von den Bergen hervor, und hingen gleichsam über ihren Köpfen. Das stete Hinaufsteigen hatte sie so ermüdet, daß sie sich auf einem anmuthigen Fleck lagerten, um zu frühstücken. Plötzlich wurden sie durch einen großen Lärm gestört, und gleich darauf sahen sie eine Menge von Leuten oben auf dem Berge, an dessen Fuße sie saßen. Sie standen also eilfertig auf, und griffen zu den Waffen; aber der alte Mann, der die Engländer begleitete, winkte ihnen, daß sie stille sitzen bleiben sollten, und gieng zu den Leuten, die sie überrascht hatten, hin. Sobald er an sie heran kam, hörte der Lärm auf, und die Leute verschwanden bald darauf alle. Kurz darauf kamen sie wieder, und brachten dem alten Manne ein großes gebratenes Schwein, nebst einem großen Vorrathe von Brodfrucht, Pampurwurzeln und andern Erquickungen, die dieser unter die Engländer austheilte. Diese gaben den Leuten dafür einige Nägel, Knöpfe, und mehr dergleichen Sachen, über die sie sich herzlich freuten. Hierauf giengen die Engländer das Thal, so weit als sie kommen konnten, weiter hinaus, und untersuchten alle Wasser-
 bäche,



bäche, ja sogar alle Stellen, auf welchen, dem Anscheine nach, ehemals Wasser geflossen war, ob sie etwa eine Spur von Metallen oder Erzen finden könnten: aber man fand nur wenig. Der Officier zeigte das Stück Salpeter, welches auf der Insel gefunden worden, allen Leuten, die ihm begegneten; aber keiner sah es mit einiger Aufmerksamkeit an, und er konnte in Ansehung desselben nichts erfahren. Der alte Mann war indessen müde geworden, und gieng nach Hause zurück, nachdem er erst noch einige von den Leuten, die die Lebensmittel gebracht, überredet hatte, den Engländern ihre Geräthschaften und Lebensmittel nachzutragen. Diese brachen von den benachbarten Bäumen grüne Zweige ab, und legten sie mit vieler Feierlichkeit vor den Engländern nieder. Die Engländer fiengen darauf an, einen Berg hinauf zu klettern, und konnten diese Zeit über den alten Mann auf seinem Rückwege noch immer sehen. Dieser sah sich auch nach ihnen um; und da er bemerkte, daß die Dornen und Gesträuche ihnen den Weg sehr beschwerlich machten, so kehrte er wieder um, und rufte ihren Führern mit ernstlicher und lauter Stimme etwas zu.



Dieses fruchtete gleich so viel, daß zwanzig bis dreißig von ihnen sich aufmachten, und vor ihnen her giengen, um einen bequemen Fußsteig zu bahnen. Sie reichten auch den Engländern von Zeit zu Zeit einige Erquickungen, bald an frischem Wasser, bald an Früchten; ingleichen halfen sie ihnen an den beschwerlichsten Orten hinauf klettern, die sie ohne diese Hülfe gar nicht würden haben ersteigen können. Der Fuß des Berges, den sie hinan stiegen, mochte etwa sechs Meilen weit von der Küste entfernt liegen, auf der sie gelandet hatten, und der Gipfel lag ohngefähr eine Meile höher, als der unten im Thale befindliche Fluß. Während dem Hinaufklettern hatten sie noch immer gehofft, von diesem Gipfel aus die ganze Insel übersehen zu können; aber da sie hinauf gekommen waren, sahen sie andre Gebirge vor sich, die um so viel höher waren, als dieser Berg, daß sie in Ansehung ihrer nur in einem Thale zu seyn schienen. Gegen das Schiff hin war die Aussicht in der That entzückend. Die Rücken der Berge waren mit Holz bewachsen, und sahen reizend aus; allenthalben lagen Dörfer umher zerstreut: die Thäler zwischen den Bergen stellten dem Auge noch einen schönern An-



Uaublick dar, indem sie noch dichter mit Häusern bebauet waren, und die Flur daselbst noch fetter schien. Ueber sich erblickten sie sehr wenige Wohnungen, sahen aber, daß von oerschiedenen Orten zwischen den obersten Spitzen hier und da Rauch aufstieg, woraus man vermuthen konnte, daß selbst die höchsten Gegenden des Landes keineswegs unbewohnt sind. Indem sie den Berg hinauf stiegen, sahen sie, daß aus mehreren an dessen Seite befindlichen Rigen Wasserquellen hervor sprudelten; und als sie den obersten Gipfel erreicht hatten, entdeckten sie viele Häuser, die sie im Hinauffleigen nicht gesehen hatten, ob sie gleich an denselben vorüber gekommen seyn mußten. Auf allen den Bergen, die man von hier aus sehen konnte, gab es nirgends einen ganz eben Fleck. Die Gipfel der höchsten Berge waren mit Holz gekrönt, und die andern, welche mit densjenigen, worauf sie standen, von gleicher Höhe seyn mochten, waren an den Seiten waldig, auf dem Gipfel aber felsig, und mit Farrenkraut bedekt. Auf den darunter befindlichen Ebenen wuchs eine Art von Riedgras und Unkraut: überhaupt aber schien das Erdreich, auf den Bergen sowohl als im Thale, fett und frucht-



bar zu seyn. Man sah verschiedene Büsche von
 Zuckerrohr, welches sehr hoch und sehr gut war,
 und ohne den geringsten Anbau ganz wild wuchs.
 Ingleichen fand man Ingwer und Turneric,
 oder Curcuma. Nun stiegen die Engländer
 den Berg wieder hinunter, und wurden noch
 immer von den Leuten, in deren Sorgfalt sie der
 alte Kantenpsohlen hatte, begleitet. Allent-
 halben, wo sie hinkamen, waren die Einwoh-
 ner bereit und willig, ihnen mit allem, was sie
 nur hatten, zu dienen. Man traf keine an-
 dern Thiere als Schweine, auch keine Vögel,
 als große und kleine Papagayen, nebst einer
 Art grüner Tauben, hier an. Auf dem Flusse
 aber gab es viele Enten, und alle bepflanzte
 und angebante Striche dieses Landes waren so-
 gar mitten in den Gegenden, die von weitem her
 müßte aussahen, sehr blühend und fruchtbar.
 Am Tage vor der Abreise der Engländer
 kam eine größere Anzahl der hiesigen Einwohner,
 als die Engländer sonst je gesehen hatten, aus
 Schiff. Diese schienen aus dem Innern des
 Landes zu seyn, und es waren viele darunter,
 die, der ihnen erwiesenen Ehrerbietung nach,
 Standespersonen seyn mußten. Des Nach-
 mittags kam auch die Königin im größten
 Staa-



Staate und in Begleitung eines sehr zahlreichen Gefolges und des alten Mannes, und besuchte die Engländer an Bord des Schiffes. Sie brachte einige sehr schöne Früchte mit, erneuerte ihr Anliegen, daß Capitain Wallis noch zehn Tage länger hier bleiben möchte, und gab ihm zu verstehen, daß sie ins Land reisen, und ihm eine Menge von Schweinen, Federvieh und Früchten von dort her mitbringen wolle. Er bezeugte ihr dafür seine Erkenntlichkeit, versicherte aber, daß er den folgenden Tag unausbleiblich absegeln müsse. Sie brach darüber, wie gewöhnlich, in Thränen aus, und als sie sich wieder gefaßt hatte, erkundigte sie sich durch Zeichen, wann er wieder zurückkommen würde. Er gab sich Mühe, ihr die Zeit von funfzig Tagen anzuzeigen, und sie sagte darauf durch Gegenzeichen, daß er nicht länger als dreyßig Tage wegblieben mögte; da er aber gegen alle ihre Einwendungen unerbittlich blieb, schien sie endlich damit zufrieden zu seyn. Sie blieb, bis es Nacht wurde, am Schiffe, und alsdann auch kostete es noch viele Mühe und Künste, daß man sie bewegte, ans Land zu gehen. Als man ihr sagte, daß das Boot auf sie wartete, warf sie sich auf die Gewehrläufe hin.



und weinte eine lange Zeit so, daß sie nicht wieder zu sich zu bringen war. Endlich bequeme sie sich doch, und gieng, wiewohl sehr ungern, ins Boot, wohin ihr alle ihre Begleiter, und auch der alte Mann, nachfolgten. Dieser hatte oft zu verstehen gegeben, daß sein Sohn, ein Knabe von ohngefähr 14 Jahren, mit den Engländern wegreisen sollte, wozu er auch Lust zu haben schien; aber nun hatte man ihn schon seit zwey Tagen nicht gesehen. Der alte Mann sagte, er habe ihn ins Land geschickt, um von seinen Freunden Abschied zu nehmen, er würde aber noch frühzeitig genug wieder kommen, um mit abzureisen. Vermuthlich aber hatte den Vater sein Versprechen gereuet, und er hatte ihn mit Fleiß versteckt: denn man bekam ihn hernach nicht wieder zu sehen.

Am Morgen des Tages der Abreise ließ die Königin noch Schweine und Früchte an Bord des Schiffes bringen, und kam selbst noch zweymal dahin. Sie konnte vor Wehmuth nicht sprechen, sondern setzte sich nieder und weinte. Endlich nahm sie und ihr Gefolge, nachdem die Engländer die Anker gelichtet hatten, und unter Segel gegangen waren, mit sehr vieler zärtlicher Freundschaft und rührender Betrübniß von ihnen Abschied.

Drit.



Drittes Hauptstück.

Reise des Capitain Carteret.

Philipp Carteret, Esquire, hatte bereits den Admiral Byron auf seiner Reise begleitet. Nach ihrer Zurückkunft ward er zum Befehlshaber der königlichen Schaluppe *Swallow* ernannt, um den Capitain Wallis auf seiner Reise zu begleiten. Die *Swallow* führte vierzehn Kanonen, und war mit 90 Mann, nebst einem Lieutenant und 22 Unterofficiers bewaffnet. Den 22 August 1766 segelte er mit dem Capitain Wallis aus, wurde aber den 11 April 1767 beim westlichen Eingange der magellanischen Straße in der Südsee von ihm getrennt. Nach vielen ausgestandenen Gefahren kam er endlich allein den 20 März 1769 nach England zurück.



Die Kunst des Schreibens

Die Kunst des Schreibens ist eine der wichtigsten Fähigkeiten, die ein Mensch besitzen muss.

Es ist die Kunst, die Gedanken in Worte zu fassen und diese auf eine Weise zu schreiben, die für andere verständlich ist.

Die Kunst des Schreibens ist eine Kunst, die sich über die Jahrhunderte hinweg entwickelt hat.

Es ist eine Kunst, die sowohl die Form als auch den Inhalt des Schreibens betrifft.

Die Kunst des Schreibens ist eine Kunst, die den Menschen ermöglicht, seine Gedanken zu veranschaulichen.

Es ist eine Kunst, die den Menschen ermöglicht, seine Gedanken zu veranschaulichen.

Die Kunst des Schreibens ist eine Kunst, die den Menschen ermöglicht, seine Gedanken zu veranschaulichen.

Es ist eine Kunst, die den Menschen ermöglicht, seine Gedanken zu veranschaulichen.

Die Kunst des Schreibens ist eine Kunst, die den Menschen ermöglicht, seine Gedanken zu veranschaulichen.

Es ist eine Kunst, die den Menschen ermöglicht, seine Gedanken zu veranschaulichen.

Die Kunst des Schreibens ist eine Kunst, die den Menschen ermöglicht, seine Gedanken zu veranschaulichen.

Es ist eine Kunst, die den Menschen ermöglicht, seine Gedanken zu veranschaulichen.

Die Kunst des Schreibens ist eine Kunst, die den Menschen ermöglicht, seine Gedanken zu veranschaulichen.

Erster Abschnitt.

Einwohner auf der Königin Charlotte Inseln.

Dies ist ein ganzer Haufen von Inseln, und Capitain Carteret gab ihnen den allgemeinen Namen der Königin Charlotten Inseln. Einigen davon ertheilte er besondere Namen. So nannte er die eine Egmontsinsel, und diese ist dieselbe, die die Spanier Santa Cruz genannt haben. Das Cap Byron, welches die nordöstliche Spitze derselben ausmacht, liegt in der südlichen Breite von 10 Grad 40 Minuten, und in der östlichen Länge von 164 Grad 49 Minuten. Eine andere nannte er Portlandseiland, eine andere Trevanionsseiland, eine andere Lord How's Insel. Die südliche Breite der letztern ist 11 Grad 10 Minuten, ihre östliche Länge 164 Grad 43 Minuten.

Capitain Carteret schickte den Schiffer nebst
fünfzehn Mann, die sämmtlich gut bewaffnet
und ausgerüstet waren, in einem Boote ab.



um einen guten Ankerplatz aufzusuchen. Zugleich gab er ihm einige Glaskorallen, Sand- und andere Kleinigkeiten mit, und befahl ihm, sich in keine Gefahr zu wagen. Aber er hatte diesen Befehl übertreten, und wie man von den Leuten, die mit ihm gewesen waren, erfuhr, so hatten die Indianer sich Anfangs sehr vertraut und freundschaftlich bewiesen, bis der Schiffer ihnen gerechte Ursache zum Zorn gegeben hatte. Er befahl nämlich einigen von seinen Leuten, die er mit aus Land und in ein Haus genommen hatte, wo sie waren bewirthet worden, einen Cocosbaum anzubauen, und er bestand darauf, daß dieß geschehen sollte, obgleich die Indianer sehr ernstlich äußerten, daß sie es nicht gerne sähen. Sobald der Baum fiel, giengen die Indianer insgesamt weg, bis auf einen Mann, der gewissermaßen eine Art von Ansehen unter ihnen zu haben schien. Nicht lange darnach bemerkte ein Unterofficier, daß sich eine große Anzahl der Einwohner zwischen den Bäumen auf einem Haufen versammelte; er zeigte dieß augenblicklich dem Schiffer an, und sagte ihm, daß diese Leute gewiß einen Angriff auf sie wagen würden. Aber dieser schlug die Warnung in den

den Wind, und statt daß er sogleich nach dem Boote hätte zurückkehren sollen, feuerte er sogar eine von seinen Pistolen nach einem gewissen Ziele hin. Als der Indianer, welcher bisher bey ihnen gewesen war, dieß sah, gieng er plötzlich fort, und begab sich zu dem im Walde versammelten Haufen von seinen Landsleuten. Dem allen gleichsam zum Troste fuhr der Schiffer in einer ganz unbegreiflichen Verblendung noch immer fort, seine Zeit am Lande zu vertändeln, und machte nicht eher Ernst daraus, an das Boot zurückzukehren, als bis der Angriff bereits wirklich angefangen war. Denn ehe er noch wieder ans Boot kommen konnte, griffen die Indianer sowohl ihn, und die bey ihm waren, zu Lande, als auch die übrigen, die im Boote zurückgeblieben waren, zu Wasser und zu Lande an. Ihre Anzahl belief sich auf 3 bis 400 Mann, ihre Waffen waren Rembrasse und Pfeile. Jene mochten 6 Fuß 5 Zoll, und diese 4 Fuß 4 Zoll lang seyn, und sie drückten sie pelotonweise, und in einer ebenso regelmäßigen Ordnung ab, als die geübtesten Truppen in Europa bey'm Feuern nur beobachten können. Die Engländer gaben auf die Indianer Feuer. Dieses tödtete zwar viele von



von ihnen; sie ließen sich aber dadurch nicht abschrecken, sondern drangen immerfort auf die Engländer ein, und schossen ihre Pfeile noch immer wie vor, ohne einzuhalten, Pelotonweise ab. Endlich kamen die Engländer vom Lande glücklich ins Boot; aber der Schiffer wurde nebst der Hälfte seiner Leute tödlich verwundet. Die Indianer, welche am Lande waren, wagten sich bis an die Brust in die See, um ihnen nachzusehen, und die in den Rähnen verfolgten sie gleichfalls. Endlich bohrten die Engländer einen von denselben in Grund, und verwundeten auf den andern viele, worauf sie alle endlich ans Land zurückkehrten.

Die Einwohner von Portlandseyland sind bis zur Verwegenheit kühn, und bezeigen eine Hartnäckigkeit, die man unter ungelübten Völkern sonst selten anzutreffen pflegt. Die Engländer sahen auf Egmontsinsel viele regelmäßig gebaute Häuser. Hart am Gestade stand eins, das viel länger als irgend eines von den andern war. Es schien eine Art von Rath- oder Versammlungshause zu seyn, und war schön gebauet und gedeckt. Dieß war eben das Gebäude, in welchem die hiesigen Ein-

Einwohner die Leute, welche mit dem Schiffer hier ans Land gegangen waren, aufgenommen hatten. Sie erzählten bey dieser Gelegenheit, daß sowohl die Wände als der Fußboden mit einer Art feiner Matten wären bedeckt gewesen, und es hätte eine große Anzahl von Pfeilen, in Bündeln gebunden, darin umher gehangen, die zum Gebrauche ganz fertig gewesen wären. Sie sagten auch, daß es an diesem Orte viele Gärten oder angebaute Flecken Erdrich gäbe, die mit einer Mauer von Steinen umgeben, und mit Cocosbäumen, Platanen, Bananas, Yamwurzeln und andern Gewächsen besetzt wären. Die Cocosbäume standen, wie man vom Schiffe aus sehen konnte, in großer Anzahl zwischen den Häusern des Dorfs. Ohngefähr 3 Meilen westwärts von diesem Dorfe lag eine ziemlich weilsüftige Stadt, welche gegen das Gesiade hin mit einer steinernen Brustwehr versehen war, die ohngefähr fünfzeß Fuß hoch, und nicht in gerader Linie gebauet war, sondern aus lauter Winkeln bestand, und unsern Festungswerken einigermaßen gleich sah. Aus den Waffen dieser Leute und ihrem kriegerischen Muth, der größtentheils die Wirkung der Gewohn-



wohnheit seyn muß, läßt sich mit Grunde be-
 haupten, daß sie öfters unter einander Kriege
 führen müssen. Bald darauf sah man eine
 andere große und wehläufige Stadt, die gleich
 einem Bienenkorbe von Einwohnern wimmelte.
 Als das Schiff bey derselben vorbey segelte,
 kam eine unglaubliche Anzahl von ihren Bewoh-
 nern heraus, und an den Strand herab. Sie
 hielten etwas in den Händen, das einem Bü-
 schel grünen Grases ähnlich sah. Mit diesem
 schienen sie einander zu streicheln, und tanzen
 oder rauten dabei in einem Kreise herum.
 Bey einer andern Landspitze sah man einen groß-
 en Kahn auf dem Strande unter einem dazu
 erbauten Wetterdache; und ein wenig weiter
 hin erblickte man eine andere große Stadt, die
 gleich der vorigen an der Seeseite, und ver-
 muthlich auch rings umher mit einer steinernen
 Brustwehr umgeben war. Als das Schiff
 vorbey segelte, drängte sich das Volk hier eben-
 falls an den Strand herab, und tanzte auf die
 nämliche Art im Kreise herum. Es währte
 nicht lange, so stießen sie einen von ihren Käh-
 nen in die See, und ruderten gegen das Schiff
 her. Dieß legte also bey, um ihnen Zeit zu
 geben, daß sie heran kommen konnten; ja man
 schmei-

schmeichelte sich schon, daß man sie würde bewegen können, an Bord zu kommen. Als sie sich aber dem Schiffe so weit genähert hatten, daß sie solches deutlicher sehen und betrachten konnten, hielten sie stille und staunten uns aus ihren Rähnen an, ohne daß sie Lust bezeigt hätten, näher zu kommen. Das Schiff segelte also fort, und ließ sie hinter sich.

An einem Orte schien die Küste der Trematious- und Egmontsinsel nur eine Stadt auszumachen, und das Land war mit einer unzahligen Menge von Einwohnern bevölkert. Als die Eingebornen sahen, daß eines von den Booten sich vom Schiffe entfernte, schickten sie verschiedene bewaffnete Rähne ab, die dasselbe angreifen sollten. Sobald sich der erste von diesen Rähnen dem Boote bis auf einen Bogenschuß genähert hatte, drückten die darin befindlichen Leute ihre Pfeile gegen die Engländer ab: diese aber hielten sich fertig, und gaben gleich eine Salve aus dem kleinen Gewehr, wodurch einer von den Indianern getödtet, und ein anderer verwundet wurde. Zu gleicher Zeit feuerte man eine mit Traubenschüssen geladene Kanone von dem Schiffe aus unter sie ab; und dieß war von so guter Wirkung, daß



daß sie sämtlich in großer Eilfertigkeit nach dem Lande zurückruderten, ausgenommen der Kahn nicht, welcher den Angriff angefangen hatte; denn dessen hatten sich die Leute im Boot bemächtiget, und der verwundete Indianer war dabey mit in ihre Gewalt gerathen. Sie brachten ihn ans Schiff. Capitain Carteret ließ ihn sogleich an Bord nehmen, und seine Wunden durch den Schiffsarzt besichtigen. Dieser fand, daß er einen Schuß in den Kopf bekommen, und daß eine andere Kugel ihm den Arm zerschmettert hatte. Die Wunde im Kopfe hielt er für tödlich; man ließ ihn also wieder in seinen Kahn setzen, und er ruderte alsdann, so elend er auch war, weg, und wieder nach dem Lande hin. Er war ein junger Mann, hatte wolliges Haar, wie die Neger zu haben pflegen, und etwas wenigens von einem Barte; sonst aber war er von einer schönen Gesichtsbildung, und nicht so schwarz, als die Eingebornen von Guinea sind. Er war von gewöhnlicher Leibesgröße, und wie seine übrigen Landesleute, so viel wir deren gesehen hatten, ganz nackt. Sein Kahn war sehr klein, grob und schlecht gebaut. Er bestand nämlich bloß aus einem Stücke Stammholzes, wel-

welches ausgehöhlt war, indessen hatte er doch eine Seitenrahme; aber keiner von allen diesen Rähnen führte Segel.

Die Einwohner von Egmontsinsel sind ungemein hurtig, stark und geschäftig. Es scheint, als ob sie fast eben so gut im Wasser als auf dem Lande leben können; denn sie waren alle Augenblicke bald in Rähnen, bald wieder in der See. Die Rähne, welche gegen das Boot angerudert kamen, waren alle demjenigen ähnlich, den unsere Leute wegnahmen, und an Bord brachten. Sie waren etwa für 12 Mann groß genug; wenn aber ihrer nur drey bis vier darinnen sind, so wissen sie solche mit einer erstaunlichen Geschwindigkeit fortzurudern und geschickt zu lenken. Man sah noch eine andere Gattung von Fahrzeugen auf dem Strande, die viel größer, und mit einer Art von Wetterdache versehen waren.

In dem Rähne, den die Engländer mitß dem verwundeten Manne in ihre Gewalt bekommen hatten, fanden sie zwey von ihren Bögen, und einen Bündel von ihren Pfeilen. Wie diesen Waffen treffen sie in einer unglaublichen Entfernung. Einer von den Pfeilen fuhr durch das Wetterbret des Bootes, und verwun-



bete einen Schiffsofficier gefährlich in den Schenkel. Ihre Pfeile sind mit Feuersteinen zugespitzt; man fand auch im übrigen keine Anzeigen, daß sie irgend eine Art von Metall hatten.

Zweyter Abschnitt.

Einwohner an der Küste von Neubritannien und Neuirland.

Vor dem Capitain Carteret hatte man diese beyden Inseln für eine gehalten, und ihnen den Namen Neubritannien gegeben. Dieser aber entdeckte eine Straße zwischen beyden, die er den St. Georgenscanal nannte, ließ der südlichen und größten von den zwey Inseln den alten Namen, und gab der nördlichen den Namen Neuirland.

Die Einwohner von Neuirland machten sich, da die Engländer durch die Straße segelten, eine Windmühle zu Nutze, und setzten zehn von ihren Rähnen in See, auf welchen ohngefähr 150 Mann gegen das Schiff zu ruderten. Sie wagten sich nahe genug heran, daß man einige Kleinigkeiten von ihnen tauschen konnte.

konnte, welche man ihnen am Ende einer langen Stange herab reichte, und die übrigen auf gleiche Weise an Bord bekam. Indessen wollte es doch keiner von ihnen wagen, ans Schiff zu kommen. Das Eisen, welches man ihnen gab, zogen sie allen andern Sachen vor, ohne erachtet, außer den Nägeln, nichts davon verarbeitet war; denn man hatte keine Messerschmiedswaren an Bord. Ihre Kähne waren sehr lang und sehr schmal mit einer Seitenrahme versehen, und einige derselben waren sehrzierlich gebaut. Einer davon konnte nicht weniger als neunzig Fuß lang seyn; denn er war nicht viel kürzer als das Schiff, und dieser Länge ohnerachtet war er aus einem einzigen Baume gemacht. Er war mit etwas Schnitzwerk geziert, und es ruderten 33 Mann darin; man fand aber nicht, daß sie etwas vom Gebrauche der Segel wußten. Die Leute sind gleich den Negern schwarz, ihr Haar ist auch eben so wollig, aber die flachen Nasen und die dicken Lippen haben sie nicht. Sie sind bey nahe eben dieselbe Art von Leuten, als die Einwohner der Egmontsinsel. Sie gingen gleich denselben nackend, hatten aber hier einige wenige aus Muscheln verfertigte Zierrathen um



die Arme und Beine befestigt: Die Engländer fanden auch zu ihrer Verwunderung eine Mode unter ihnen, ohne welche keines von unsern schönen modischen Frauenzimmern und süßen Herren ihren Puz für vollständig hält: sie hatten sich nämlich das Haar, oder vielmehr die Wolle auf ihren Köpfen, ganz weiß gepudert. Die Mode, Puder zu tragen, ist also vermuthlich nicht nur älter, sondern auch viel ausgebreiteter, als man dafür hält, und hier wird sie noch weiter getrieben, als irgend in Europa; denn hier in Niederland pudert man sich nicht nur den Kopf, sondern auch den Bart. Außer dieser Kopfzierde haben die hiesigen Einwohner noch eine andere: die meisten unter ihnen hatten nämlich gerade über dem Ohre eine Feder stecken, welche den Schwanzfedern unsers gemeinen Haushahns völlig ähnlich war; vermuthlich müssen diese Herren auch Federbüch für ihre Tafeln haben. Ihre Waffen waren Spieße und lange Stäbe oder Stangen, dagegen sah man keine Pfeile oder Bogen bey ihnen; vielleicht mochten sie aber dergleichen wohl in ihren Köhnen bey sich haben, und hielten es blos für rathsam, sie zu verstecken. Capitain Garteret hielt es dagegen auch für

rath.



rathsam, daß von allen seinen Leuten jeder auf seinem Platze wäre, so lange die Röhre in der Nachbarschaft des Schiffes herum ruder-ten. Er merkte, daß sie ein sehr wachsames Auge auf die Kanonen hatten, als wenn sie Gefahr von denselben zu befürchten hätten, daher ihnen, allem Anschein nach, die Wirkung des Schießgewehrs nicht ganz unbekannt seyn mußte. Sie hatten Fischerneze bey sich; und diese sowohl als ihre Streife schienen sehr artig gearbeitet zu seyn. Nachdem sie solchergestalt eine Zeit lang bey dem Schiffe geblieben waren, erhob sich ein Wind, und sie kehrten nach dem Lande zurück.

Dritter Abschnitt.

Einwohner auf den Admiralitätsinseln.

Diese Inseln, die Capitain Carteret also benannte, zählte er zwanzig bis dreyßig. Sie sind von beträchtlicher Größe, insonderheit ist eine darunter, die für sich allein ein großes Königreich ausmachen könnte. Sie haben eine überaus reizende Aussicht, das Land ist mit dem schönsten Grün bekleidet, die Wälder sind hoch und groß, mit dazwischen ge-



genen Stellen, wo das Holz ausgereutet, und das Land angebaut ist. Die Eingebornen schienen hier sehr zahlreich zu seyn, und ihre Häuser lagen in anmuthigen Hainen von Cocornüssen. Die Mitte der größten von diesen Inseln liegt, wie Capitain Carteret davor hält, in der südlichen Breite von 2 Graden 18 Minuten, und in der östlichen Länge von 146 Graden 44 Minuten.

Eine beträchtliche Anzahl von Rähnen, die etliche hundert Leute am Bord hatten, kamen von diesen Inseln auf das Schiff zu gerudert. Die Leute in denselben machten allerhand Zeichen, deren Bedeutung man nicht vollkommen verstehen konnte; die Engländer ahmten aber solche, ihnen so gut als es möglich war, nach, um anzudeuten, daß sie eben so gegen sie gesinnt wären, als sie gegen die Engländer zu seyn schienen. Um ihnen aber noch deutlicher zu verstehen zu geben, wie gut diese es meinten, und um sie zu bewegen, daß sie an Bord kommen mögten, zeigte man ihnen vom weiten einige von den wenigen kleinen Waaren, die man bey sich hatte. Sie ruderten hierauf dem Schiffe näher, und Capitain Carteret schmeichelte sich

sich schon, daß sie ohne Fehlbar an Bord kommen würden; aber kaum waren sie so nahe heran gekommen, daß sie die Engländer erreichen konnten, so warfen sie ihre Wurfspeise aus aller Macht nach dem Orte auf dem Verdecke hin, wo sie am dicksten standen. Es war also außer Zweifel, daß sie feindselige Absichten gegen die Engländer hegten. Ob diese nun gleich Mittel hatten, ihrem Angriffe bald ein Ende zu machen, so war es doch ratsamer, die Sache nicht so weit kommen zu lassen, weil es nur desto mehr Blutbergießen würde gekostet haben, je größer die Menge der Angreifenden war. Capitain Carteret wollte daher einem allgemeinen Gefechte vorbeugen, und feuerte zu dem Ende mit einigen Musqueten und mit einer von den Drehbassen unter sie. So bald sie sahen, daß einige von ihnen dadurch getödtet oder verwundet wurden, zogen sie sich zurück, und stießen zu den andern Rähnen, deren zwölf bis vierzehn waren, und zusammen etliche hundert Mann an Bord hatten. Man legte hierauf bey, um den Ausgang vollends abzuwarten. Nachdem sie sich lange mit einander berathschlagen hatten, hielten sie es für das Beste, nach der



Küste zurückzuführen. Um sie in diesem klugen Gedanken desto mehr zu bestärken, und ihnen ein wenig Ehrfurcht beizubringen, feuerte man eine sechspfündige Kugel dergestalt ab, daß sie über die Rähne hinweg strich, und jenseits derselben ins Wasser fiel. Dieses Mittel war von der besten Wirkung; denn sie ruderten nicht nur gleich noch einmal so hurtig, sondern spannten auch Segel auf, und eilten nach der Küste zurück. Es wahrte indessen nicht lange, so stießen verschiedene andere Rähne in einer entlegenern Gegend der Insel vom Strande ab, und kamen sehr schnell gegen das Schiff heran. Sie blieben anfänglich ohngesähr in eben derselben Entfernung vom Schiffe, als die vorigen, und einer derselben kam nach einer kleinen Weile auf die nämliche Art herbei, als die erstern. Die Engländer machten gegen die am Bord dieses Fahrzeuges befindlichen Leute alle Freundschaftszeichen, die man nur erdenken konnte; sie zeigten ihnen alles, was ihnen ihres Erachtens nur gefallen konnte. Sie breiteten ihre Arme aus, und luden sie ein, an Bord zu kommen; doch alle diese pantominische Beredsamkeit half zu nichts: denn sobald sie sich

sich dem Schiffe auf einen Steinwurf gendert hatten, ließen sie einen Hagel von Wurfspießen und Lanzen herein stürzen, die jedoch keinen Schaden thaten. Die Engländer ahndeten diese Feindseligkeit, indem sie einige Musketen auf sie losfeuerten, und einen von ihren Leuten dadurch tödteten. Sobald seine Kameraden dieß sahen, sprangen sie in großer Bestürzung in die See, und schwammen nach den andern hin, die nicht weit davon auf den Erfolg des ersten Angriffs zu warten schienen, bey diesem Anblicke aber alle mit einander eiligst dahin wieder zurückkehrten, woher sie gekommen waren. Da sie auf solche Weise den einen Kahn gänzlich im Stiche gelassen hatten, hoben die Engländer ihr Boot aus, und brachten denselben an Bord. Er war vollkommen 50 Fuß lang, aber dennoch einer von den kleinsten unter allen denen, die gegen das Schiff kamen, und er war sehr plump aus einem einzigen Baume verfertigt, hatte aber eine Seitenrahme. Man fand in demselben sechs schöne Fische und eine Schildkröte, einige Damwurzeln, eine Cocosnuß und einen Sack voll einer Art von Aepfeln oder Pflaumen, wie man es nen-



nen mögte, die von süßlichem Geschmacke, aber nicht groß und sehr mehlig waren. Diese Frucht enthielt einen flachen Kern, die Engländer aber hatten weder vorher noch nachher je etwas gesehen, das ihr gleich gekommen wäre. Sie war roh zu genießen, wenn sie aber gesotten oder am Feuer gebraten wurde, war sie viel schwachhafter. Man fand auch zwey irdene Töpfe, die einem großen Krüge ähnlich sahen, aber eine weite Mündung und keine Handhaben hatten. Ingleichen lag eine beträchtliche Partey von Watten in dem Kahne, deren sich diese Leute statt der Segel und der Wetterdecken bedienen, zu welchem Behufe sie solche über gebogene Reisse fast auf eben die Art ausspannen, wie die Decken der Londner Fahren beschaffen sind. Aus allem dem, was sich in diesem Fahrzeug befand, schloß man, daß sie gefischt haben mußten. Sie hatten auch ein Feuer darein gemacht, und an demselben stand einer von ihren Töpfen, darinne sie ihre Speise kochten.

Diese Indianer waren von eben der Art als jene, welche man zuvor auf der Küste von Neuland und Egmontsinsel gesehen hat.

hatte, nämlich von sehr dunkler Kupferfarbe, beynahe schwarz, und hatten wolliges Haar. Sie pflegen Betelnüsse zu kauen, und gehen ganz nackend, doch tragen sie um die Arme und Beine einen elenden Putz von zusammengereibeten Muscheln. Sie waren auch, wie die Leute, die das Schiff besucht hatten, gepudert, und hatten sich überdem das Gesicht mit weißen Streifen bemalt; so viel man aber sah, hatten sie keine Bärte. Ihre Lippen waren mit einer Art bläulicher Feuersteine zugespißt.

Vierter Abschnitt.

Einwohner auf Joseph Freewillsinseln.

Die größte von diesen Inseln, die nahe bey einander liegen, nennen die Eingebornen Pegan, und sie hat nicht über fünf Meilen im Umfange. Sie liegt der Linie 50 Minuten ostwärts, und im 137 Grade 51 Minuten östlicher Länge.

Verschiedene Rähne voller Indianer ruderten gegen das Schiff heran. Sie gaben durch



durch Zeichen zu verstehen, daß sie nichts Ed-
 ses im Sinne hätten, und kamen sodann
 gleich, ohne den geringsten Anschein von
 Furcht oder Mißtrauen, an Bord. Sie hat-
 ten weiter nichts, als einige wenige Cocos-
 nüsse bey sich, überließen aber diese mit tau-
 send Freuden gegen ein Stückchen von einem
 alten eisernen Meißel. Man merkte bald, daß
 ihnen dieses Metall nicht unbekannt war.
 Sie nannten es Parram, und gaben durch
 Zeichen zu verstehen, daß ein Schiff, wie das
 englische, bisweilen zu ihnen käme, um Er-
 frischungen einzunehmen. Capitain Carteret
 schenkte einem von ihnen drey Stückchen eines
 alten eisernen Meißels, deren jedes ohngefähr
 vier Zoll lang war; darüber gerieth er in ei-
 ne Art von Entzückung und Freude, die ihn
 fast von Sinnen brachte. Capitain Carteret
 konnte sich nicht enthalten, an dieser Freude
 Theil zu nehmen, und es war ein wahres
 Vergnügen, zu sehen, wie sonderbar sich
 seine Gesichtszüge bey dieser Gelegenheit ver-
 änderten, und durch was für seltsame Ge-
 berden er sein Vergnügen auszudrücken such-
 te. Die Bewohner dieser Inseln schienen in
 der That das Eisen höher zu schätzen, als al-
 le

le übrigen Indianer, und sie würden den Engländern für eiserne Werkzeuge alles gegeben haben, was sie nur aus ihren Inseln hätten hinweg bringen können. Sie sind von der gewöhnlichen Kupferfarbe der Indianer, doch waren den Engländern in diesen Gegenden außer ihnen noch gar keine Leute von dieser Farbe zu Gesichte gekommen. Sie hatten auch schönes langes Haar, aber nur kleine Bärte, welches letztere davon herrühren mochte, daß sie, wie man sah, das Haar aus dem Kinn und den Oberlippen beständig und mit sammt der Wurzel ausraufen. Ihre Gesichtszüge sind angenehm, und ihre Zähne ungemein weiß und eben. Sie waren von der gewöhnlichen Leibesgröße, aber erstaunlich hurtig, stark und geschäftig; sie liefen zum Beyspiel viel geschwinder als die Engländer an den Mastford hinaus. Ihre Gemüthsart war freymüthig und offenherzig; sie aßen und tranken alles, was ihnen gegeben wurde, gingen ohne das geringste Bedenken überall im Schiffe herum, waren auch so vertraulich und aufgeräumt mit dem Schiffsvolke, als ob sie lange und vertraute Bekannte gewesen wären. Sie waren zwar nicht, wie die Leute in allen andern



andern Inseln, welche die Engländer besucht hatten, ganz nackend; doch hatten sie auch nicht mehr als den Unterleib mit einem schmalen Stücke feiner Matten ganz leicht bedeckt. Ihre Kähne sind sehr gut und artig gebaut; der Boden besteht aus einem hohlgemachten Baume, und die Seitenwände sind ordentlich aus Brettern verfertigt. Sie führen auch Segel von feinen Matten, desgleichen eine Seitenrahme. Ihre Stricke und Netze waren ebenfalls sehr gut. Sie lagen die Engländer eifrig an, daß sie ans Land gehen mögten, und erbeten sich, eine gleiche Anzahl von ihren eigenen Leuten zur Sicherheit als Geiseln an Bord des Schiffes zu lassen. Capitain Carteret würde auch in der That diese Einladung gern angenommen haben, wenn es nur in seiner Macht gestanden hätte. Aber der Seestrom trieb ihn so weit und so geschwind von diesen Inseln hinweg, daß er keinen Ankerplatz suchen konnte; und da noch überdem die Nacht bereits einbrach, so setzte er seinen Lauf weiter fort. Als die Indianer dieß sahen, bestand einer darauf, daß er mit reisen wolle, und alles, was man ihm dagegen sag-

te oder vorstellte, half nichts; er blieb bey seinem Vorsatz, und weigerte sich schlechterdings, wieder nach der Insel zurückzukehren. Nun hielt man es eben nicht für unmöglich, daß man mit Beyhülfe dieses Mannes einige nützliche Entdeckungen machen könnte, und Capitain Carteret wollte ihn also nicht zwingen, aus Land zurückzukehren, sondern er ließ es sich gefallen, und nahm ihn mit. Sie erfuhren nach und nach von ihm, daß es noch andere Inseln nach Norden hin gebe, deren Einwohner seiner Aussage nach Eisen hätten, und seine Landleute, so oft sie dieselben auf der See anträfen, allezeit ermordeten. Weil dieser Mann so viele Bereitwilligkeit bezeugt hatte, mit zu gehen, so nannte man ihn Joseph Freewill (Joseph Freywillig). Es that dem Capitain Carteret leid, wie er sehen mußte, daß er auf der Seereise von hier aus je länger je kränklicher wurde. Er lebte, bis man die Insel Celebes erreichte, und starb daselbst. Da die Inseln, von welchen man ihn mitgenommen hatte, sehr klein und niedrig sind, so wunderte sich Capitain Carteret, als er sah, daß

er so viele von den Landesfrüchten der Insel Celebes kannte. Die Charte, die dieser von jenen Inseln mitgebracht hat, ist nach seiner Anweisung aufgenommen. Er zeichnete dem Capitain nämlich ihre Lage auf dem Verdeck mit Kreide vor, und um die Tiefe des Wassers anzudeuten, streckte er so oft die Neme aus, als er Klaffern anzeigen wollte.

Auszüge aus le Naire Beschreibung, der 1682 zu Brest an Bord gieng, und verschiedene Jahre in den Gegenden zwischen der Sanaga (oder dem Senegal) und der Gambia (oder Gambia), deren Einwohner er beschrieb, zugebracht hat. Seine Reisebeschreibung ward 1695 zu Paris gedruckt, und kam im folgenden Jahre zu London englisch heraus. Dancourt, Generaldirector der afrikanischen Compagnie, ein Mann, der die meisten Theile der Welt durchreiset, und unter dessen Aufsicht le Naire als Wundarzt seine Reise gethan hatte, gab die Versicherung, daß seine Beschreibung vollkommen richtig sey, und besondere Umstände enthalte, welche die vorhergehenden Schriftsteller nicht berührt hätten. Seine Nachrichten von den Einwohnern an der Sanaga und Gambia haben die Verfasser der allgemeinen Historie der Reisen zu Lande und zu Wasser, (dritter Band, Leipzig 1748 S. 162 und ff.) mit Anmerkungen andrer Reisenden in diesen Gegenden, in eine einzige Beschreibung zusammengezogen.

I Band.

II

Der



Der Theil von Afrika, den die Faloser, Fu-
lier und Mandingott bewohnen, liegt zwischen
dem achten und achtzehnten Grade norder
Breite, und zwischen der dreißigsten Minute
und dem siebzehnten oder achtzehnten Grade
östlicher Länge.

Erster Abschnitt.

Von den Jalofern oder Jolloisern.

Die Jalofer oder Jolloiser wohnen an der Nordseite des Gambia und weiter landwärts. Ihr Land ist von einem weiten Umfange, und erstreckt sich sogar bis an den Fluß Sanaga. Dieses Volk ist schwärzer und schöner als die Mandingoer, und hat die breiten Nasen und dicken Lippen nicht, die diesen eigen sind. Keiner von den Einwohnern dieser Länder kommt den Jalofern an Schwärze der Haut und Schönheit der Gesichtszüge bey.

Sie sind überhaupt den Waffen ergeben, und haben viele Gewohnheiten, wodurch sie ihr natürliches wildes und hartes Wesen zu erhalten suchen. Sie sind von einer starken und muntern Leibesbeschaffenheit. In ihren Ausdrücken haben sie etwas Ausschweifendes. Man beschuldigt sie der Bosheit, Rachsucht, Betrügerey und Wollust. Im Stehlen sind sie sehr verschmitzt. Sie ziehen das, wozu sie Lust haben, mit einem Tuge weg, und heben



es hinterwärts auf. Man muß daher nicht sowohl auf ihre Hände, als auf ihre Füße Acht geben. Sie heben mit ihren Zehen eine Nadel von der Erde auf. Wenn ein Stück Eisen, ein Messer, eine Schere, oder sonst etwas auf dem Boden oder einer niedrigen Bank liegt; so treten sie hinzu, und kehren gegen die Sache, die sie stehlen wollen, den Rücken, sehen einwärts ins Gesicht, halten die Hände weit auf, und heben unterdessen die Sache mit ihren Zehen auf, beugen das Knie, und heben den Fuß bis an den Gürtel, so daß das Gefiehene den Augenblick unter ihrem Kleide verborgen ist. Darauf fassen sie mit der Hand auf den Rücken, nehmen es aus den Zehen heraus, und verstecken es unter den Kleidern.

Mit ihren Landesleuten, den inländischen Schwarzen, oder den Gebirgern, wie sie sie nennen, gehen sie nicht ehrlicher um. Denn unter dem Scheine, daß sie ihnen ihre Güter fortschaffen helfen, oder als Dolmetscher dienen wollen, stehlen sie ihnen die Hälfte von dem, was sie haben.

Manche verkaufen ihre eigenen Kinder, Anverwandten oder Nachbarn. Ein Sohn verkaufte seinen Vater, weil dieser merkte, daß jener



jener mit ihm eben das Willens war. Sie flehen den Nachbarn ihre Kinder, wo sie können. Ja, wenn eine Hungersnoth eintritt, so verkaufen viele sich selbst, damit sie nicht Hungers sterben.

Das Wahrsagen ist das Geschäft ihrer Priester, die vorgeben, daß die Schlangen zu ihren Befehlen ständen.

Sie trinken den Branntwein in so großer Menge, daß sie häufig trunken sind. Sie wissen nicht, was die Pflicht der Wiedererstattung zu bedeuten hat, und haben keinen Begriff von Höflichkeit. Ihre Unwissenheit ist so groß, daß sie kaum begreifen, daß zwei und zwei vier macht. Sie wissen auch nicht, wie alt sie sind, noch etwas von den Wochentagen, wozu sie gar keine Namen haben. Ihre einzige gute Eigenschaft ist die Gastfreundschaft. Niemals lassen sie einen Fremden ihrer Nation ohne Essen und Trinken weggehen, und thigen ihn auch, etliche Tage zu bleiben. Doch verstecken sie mit großer Vorsicht den Branntwein vor ihren Gästen, weil sie ihn sonst der Ehre halber denselben nicht abschlagen könnten.

Sie sind alle äußerst arm, und ihr ganzer Reichthum besteht in ein wenig Vieh. Der

Reichste unter ihnen hat nicht über vierzig oder fünfzig Stücke, zwey bis drey Pferde, und ohngefähr eben so viel Sclaven. Es ist etwas sehr seltenes, wenn sie Stücken Gold haben, die eils oder zwölf Pistolen werth sind.

Unter den Schwarzen ist in manchen Ländern die Krone erblich; in andern beruhet sie auf der Wahl. In manchen Königreichen hat der König nicht seinen Sohn, sondern seinen Bruder zum Nachfolger. Wenn aber der Bruder stirbt, so besteigt des vorigen Königs Sohn den Thron, und nach ihm wieder sein Bruder. In andern Reichen folgt der Schweftersohn in der Regierung, und die Ursache davon ist, weil sie nur bey diesem gewiß seyn können, daß er von königlichem Geblüte abstamme.

In den Wahlreichen wählen nach des Königs Absterben drey oder vier von den Größten im Reiche einen König, und behalten sich die Gewalt vor, ihn nach ihrem Gutbefinden abzusetzen, oder ins Elend zu jagen. Dieß erregt oft bürgerliche Unruhen, indem die Unverwandten des Königs, der Reichsversaffung ohnerachtet, den Thron zu besteigen suchen.

Zu Kayor, dessen König Damel betitelt wird, empfängt der Prinz, der nach dem Tode seines Vaters den Thron bestiegt, von jedermann Glückwünsche, als über eine besondere Glückseligkeit. Denn es wird allezeit von den Brüdern über das Reich gestritten, welches demjenigen zufällt, welcher die meiste Stärke oder das meiste Glück hat.

Keine Prinzen in der Welt sind unumschränkter, und werden mehr gefürchtet als die Regensürsten. Die Ehrerbietung der Unterthanen rühret von der Strenge ihrer Herren her. Denn die geringste Uebertretung, wodurch man in des Königs Ungnade fällt, wird mit der Enthauptung, Einziehung der Güter, und Verdammung der ganzen Familie, die zur Sklaverey verkauft wird, bestraft. Das gemeine Volk ist dabey nicht so übel daran, als die Großen, indem es bey dergleichen Gelegenheiten nur das Gefängniß zu fürchten hat. Ohne auf Rang oder Stand zu sehen, verkaufen die Könige ihre Unterthanen, ja selbst die Priester. Da ihr Wille ein Gesetz ist, so legen sie so viele Abgaben an, als sie wollen; und dieß ist die Hauptursache, warum die



Schwarzen durchgehends so arme und elende Leute sind.

Diese Könige haben ein sehr stolzes und gebieterisches Wesen. Kein Zalosier in Barsalla, den König und seine Familie ausgenommen, hat, bey Strafe der Sklaverey, die Erlaubniß, unter Tüchern zu liegen, die zur Abhaltung der Fliegen und Musquitos dienen. Eine gleiche Strafe drohet demjenigen, welcher die Kühnheit hat, sich auf eben das Küssen zu setzen, auf dem eine Person von der königlichen Familie sitzt, wenn es ihm nicht befohlen wird.

Niemand wird ohne große Geschwürlichkeit vor den Damm gelassen, und wenigen ist es vergönnt, die innern Zimmer von seinem Palaste zu sehen. Wenn ein großer Herr, und wenn es gleich einer von den königlichen Anverwandten ist, eine Audienz erlangt: so legt er, so bald er in den Hof kommt, seinen Kittel ab, und geht ganz nackend bis an den Gürtel. Wenn er sich dem Könige nähert, so fällt er mit beyden Knien auf die Erde; alsdann bückt er sich mit dem Kopfe, und streuet sich zu verschiedenenmalen mit beyden Händen Sand ins Gesicht und auf den Kopf. Dar-
auf



auf steht er auf, und wiederholt etlichemal eben diese Carimonté, indem er immer näher hinzutritt, bis er endlich Sr. Majestät auf zwei Schritte nahe kommt. Dann bleibt er stehen, und eröffnet die Ursachen, warum er um Schöz angesucht habe. Wenn er dieses Compliment geendigt hat, welches er kniend vorbringt; so richtet er sich auf, ohne daß er sich erläubet, einen Blick auf den König zu werfen, läßt die Hände auf die Knie fallen, und streuet sich von Zeit zu Zeit Sand auf die Stirne.

Seine Majestät, die ihre Unterthanen sehr gering schähet, scheint nicht auf das Achtung zu geben, was man ihr sagt, sondern vertribt sich die Zeit unterdessen mit etwas anderm. Doch unterläßt er nicht, zu Ende der Rede, mit einer ungemein abgemessnen Ernsthaftigkeit etwas zu sagen, worauf der Bittende unter die Hofleute, welche die Auswartung haben, zurücktritt.

So sehr aber die Gewalt der Könige an der Sambre unumschränkt ist, so sind sie doch in ihrem Betragen und in ihrer Kleidung von den gemeinen Schwarzen wenig unterschieden, außer bey feierlichen Gelegenheiten. Ihr

Reichthum besteht meistens nur in Kameelen, Dromedaren, Rindern, Ziegen, Hirsche und Frächten.

Wenn sie Gesandten oder Europäern Gehör geben, so ruhen sie sich mehr als zu anderer Zeit. Alsdann legen sie ein rothes oder blaues Tuch oder Zeug an, und behängen sich mit Schweifen von Elephanten oder andern wilden Thieren, kleinen Schellen, gläsernen Perlen und Korallen. Auf dem Kopfe haben sie Mützen aus Bast gemacht, mit kleinen Hörnern von Ziegen, Antelopen oder Gemsen. Sie haben alsdann ein ansehnliches Gefolge von Schwarzen, und gehen mit großem Sprünge und vieler Ernsthaftigkeit, wobei sie gemeiniglich eine Tabackspfeife im Munde haben, an den Platz, der zur Audienz bestimmt ist. Dieser ist an manchen Orten unter einem hohen ansehnlichen Baume. Sie sind bey dieser Gelegenheit von ihrer Leibwache umgeben, die mit Wurfspeeren oder Uffagapen bewaffnet ist.

Wenn ein Europäer zu dem Damael geht, um ihm seine Ehrerbietung zu bezeigen, so reicht ihm derselbe zuerst seine Hand. Darauf setzt oder legt er sich, nach Gewohnheit

der

der Schwarzen, auf ein Bett, das mit einem Polster bedeckt, und mit rothem Leder überzogen ist, und hat eine Tabackspfeife im Munde. Alsdann läßt er den Fremden neben sich niedersitzen, und fragt ihn, was er mitbringt. Denn man darf zu keinem von diesen Königen ohne Geschenke kommen. Das Geschenk, das ein Europäer dem Könige von Barsali und Bar, oder seinen Abgeordneten, in Abwesenheit desselben, zu überreichen hat, besteht in zehn, funfzehn bis zwanzig Stangen Eisen, einigen Maassen Branntwein, einem Degen, einem Hute, einem Feuerschlosse und dergleichen. Guter Branntwein aber ist insgemein das allerangenehmste, und manchmal pflegt der König schon davon betrunken zu seyn, ehe noch die Audienz zu Ende ist. Man hält hier die Könige für außerordentliche Zauberer und Wahrsager. So glaubt man, daß Nagre, ein ehemaliger König in Großkassan, eine große Erfahrung in der Zauberey, und ein Bündniß mit den Teufeln gehabt habe, und durch deren Hülfe mit dem Munde so stark blasen können, als ob alles um ihn herum in Stücken gehen sollte.



Es ist gleichfalls gewöhnlich, die Könige zu beschenken, so oft sie jemand besuchen. Diese Besuche werden denen zur Last, welche nahe bey dem Könige wohnen. Man muß sehr behutsam seyn, daß man keine neue Mode unter ihnen ausbringt; denn ein einziger Fall ist ihnen ein zureichender Vorwand, bekändig hernach bey dergleichen Gelegenheiten ein Geschenk zu fordern.

Die Prinzen der Jalosier an der Sanaga sollen große Bettler, ja noch unverschämter als alle Bettler seyn. Im Anfange bitten sie nur um Kleinigkeiten, die sie oft nicht nöthig haben. Finden sie dann jemanden willig zum Geben, so werden sie den Augenblick ungestümer, und man muß entweder geben, was sie verlangen, oder mit ihnen brechen. Sieht man ihnen nichts, so versuchen sie es mit Vorgehen. Ist man auch da ihnen nicht zu Willen, so verbieten sie die Handlung, oder thun einem sonst etwas zum Lort. Die Franzosen haben sich oft mit Gewalt wegen dessen, was sie ihnen gelehnt hatten, dadurch bezahlt gemacht, daß sie einige ihrer Dörfer plünderten, und ihre Unterthanen zu Sklaven machten, sodann aber Abrechnung mit ihnen hielten.

Wenn

Wenn ein Gesandter etwas an sich trägt, das dem Könige gefällt, so bittet er um Erlaubniß, es anzuprobiren, und dieß thut er mit einem nach dem andern. Dieß begegnete einmal einem Gesandten, der nackend würde wieder haben nach Hause gehen müssen, wenn er nicht eine andre Kleidung von geringerm Werthe bey sich gehabt hätte.

Die Jalofer haben eine Art von Adel, den sie Sabibobos nennen, so wie die Großen des Reichs und die Prinzen vom Gebirge Tenhalas heißen. Diese letztern sind der Pflanzgarten der Könige, welche aus ihren Mitteln erwählt werden, aber niemals unter dreyszig Jahre alt sind. Der König hat verschiedene Staatsbedienten unter sich, die ihm in der Regierung und in der Verwaltung der Gerechtigkeit beystehen. Einer ist Oberbefehlshaber der Armeen, ein anderer oberster Richter, der von Zeit zu Zeit im Lande herum reiset, und ein dritter Schatzmeister. Diese drey Stammen haben ihre Unterbeamten durchs ganze Land, wohnin besonders die Madsis oder Befehlshaber in den Städten und Dörfern gehören. Ueberhanpt rühmt man die bürgerliche Ordnung bey diesen Schwarzen sehr. Sie
üben



üben gleich auf der Stelle Gerechtigkeit aus. Wer des Diebstahls überführt ist, wird zum Sklaven verkauft, und selten deshalb am Leben gestraft. Ein Schwarzer, der eines Verbrechens halber angeklagt ist, dessen man ihn nicht leicht überweisen kann, muß dreyimal ein glühendes Eisen belecken. Wenn es ihn verbrennt, so wird er für schuldig erkannt; wo nicht, so hat der Proceß ein Ende. Er wird ohne Kosten losgegeben, muß aber zugleich mit dem Ankläger das Land räumen. In einigen Orten gebraucht man auch statt des glühenden Eisens heißes Wasser.

Indessen lassen sich auch hier die Richter und der König selbst oft durch Gunst, Vorurtheil oder Bestechung verleiten, den Armen und Elenden zu verdammen, und den reichen und mächtigen Schuldigen loszusprechen.

Die Negerkönige fangen aus geringen Ursachen Krieg an. Ihr Heer besteht aus Reiteren und Fußvolf, und ist selten über funfzehnhundert Mann stark. Der König und das Heer werden in den Dörfern, wo sie durchziehen, von den Frauenpersonen versorgt. Die Reiteren führt eine Art von sehr langen Wurfspießen und drey oder vier Lanzen, welche



die größere Spitzen als die Pfeile, und kleine Widerhaken haben, die die Wunde aufreißen, wenn man sie heraus zieht. Ueberdies haben sie einen Säbel und ein afrikanisches Messer, eine Elle lang und zwey Daumen breit. Den Stoß der Feinde halten sie durch ein rundes Schild von sehr starkem Leder ab. Das Fußvolk führt einen Säbel, einen Wurfspeil und einen Köcher mit funfzig bis sechzig vergifteten Pfeilen. Die Wunden, die diese machen, sind unfehlbar tödtlich, wenn man sie nicht auf der Stelle mit heißem Eisen brennet. Der Bogen ist von Rohr gemacht, und die Sehne aus einem Holze, das sie sehr künstlich zubereiten wissen.

Sie sind so geschickt im Bogenschießen, daß sie auf funfzig Schritte weit ein Ziel treffen, das nicht größer ist als ein Kronstück. Sie marschiren selbst im feindlichen Lande ohne Ordnung und Kriegszucht. Die Suirioten ermuntern sie durch den Schall ihrer Instrumente zum Streite.

Sie schonen ihrer Feinde so viel als möglich, um desto mehr Sklaven machen zu können, wovon Personen von Stande nicht ausgenommen sind. Da sie nackt sechten, und sehr



sehr geübt sind, so wird bey ihren Kriegen viel Blut vergossen; zumal da sie sehr muthig sind, und lieber ihr Leben verlieren, als sich für feig schelten lassen. Ihre Tapferkeit wird also durch Furcht vor Verlust der Freyheit und vor Sklaverey sehr angefeuert. Die Gefangnen werden auch beym Frieden nicht ausgewechselt, sondern bleiben Sklaven.

Zweiter Abschnitt.

Von den Fuliern, die längst der Gambia wohnen.

Die Fulier, die an der Sanaga wohnen, leben unter ihren eigenen Königen, und haben einen sehr großen Strich Landes inne. Die aber, welche um die Gambia an beyden Seiten derselben wohnen, sind den Mandingoen unterwürfig, unter welchen sie sich ohnmäßig niedergelassen haben, nachdem sie vielleicht durch Krieg oder Hunger aus ihrem Lande vertrieben worden sind.

Diese Fulier an der Gambia haben eine schwarzbraune Haut und lange schwarze Haare, die bey weitem nicht so kraus sind, als
der

der Negern ihre. Ihre Frauen sind schlank und sehr schön gebildet; sie haben sehr gute Gesichtszüge, und wissen ihr Haar gut zu putzen; doch tragen sie eben solche Kleidung, als die andern Schwarzen. Die Männer sind in ihrer Art überhaupt nicht so schön, als die Frauen; dieß kam aber ihrer Art zu leben zugeschrieben werden, indem sie Viehhirten sind. Sie haben einige Ziegen. Die Heerden aber, die sie hüten, sind Rinder, und diese haben sie im Ueberflusse. In manchen Gegenden haben sie ihre gewissen Städte, meistens aber sind sie Landstreicher. Es treibt nämlich eine ganze Familie zusammen, entweder in hohe oder niedrige Länder, nachdem es die Beschaffenheit des Wetters erfordert: und wo sie nur einen guten Fleck für ihr Vieh finden, da bleiben sie eine Zeit lang, und bauen sich mit des Königs Erlaubniß Hütten.

Diese Leute führen ein mühsames Leben, wegen der vielen Löwen, Luchse und dergleichen Thiere, die innerhalb des Landes, und wegen der Krokodille, die an dem Flusse sind. Des Nachts verschließen sie das Vieh neben ihren Hütten, machen um und neben demselben



Getier, und bleiben selbst im freyen Felde zu seiner Bewahrung liegen.

Außer ihrem Viehe verkaufen sie frische Milch, saure Milch, Quark und zwey Arten von Butter. Die eine ist frisch und weiß, die andre hart und von einer unvergleichlichen Farbe. Diese ist eben so gut als die englische, nur allzu kühl. Sie halten sie sehr nett und reinlich, und die Frauen schämen sich, wenn nur ein Haat in der Butter zu finden ist. Sie verkaufen sie für gläserne Perlen, Messer, und dergleichen Kleinigkeiten.

Die Mandingoer überlassen ihnen diese Art von Hauswirtschaft ganz und gar. Das Land ist überaus voll von ihnen, da sie familienweise hin und her zerstreut sind. Tiefer im Lande aber haben sie die Schwarzen ausgetrieben, und sich selbst zu Herren gemacht; doch haben sie beständig Kriege mit ihnen. Ihre Sprache ist von der Schwarzen ihrer unterschieden. Sie haben eine große Aehnlichkeit mit den Arabern, deren Sprache in ihren Schulen gelehret wird, und die sie, außer ihrer eignen, meistens auch sprechen.

Sie haben ihre eigenen Obrigkeiten, welche mit sehr vieler Mäßigung regieren. Sie sind



sind keinen Königen des Landes unterworfen. Wenn ihnen von einer Völkerschaft übel begegnet wird, so reizen sie ihre Dörfer nieder, und ziehen zu einer andern. Sie sind ein Volk von sehr ruhiger Gemüthsart, und dasjenige, was recht und billig ist, wissen sie so gut, daß ein Mensch, der Uebel thut, allen zum Abscheu ist, und niemand ihm gegen die Obrigkeit beyspringen wird.

Die Könige sind sehr bereitwillig, den Europäern Aufenthalt in ihren Ländern zu gestatten, und ihnen Feld zum Anbau zu geben. Sie pflanzen Taback um ihre Häuser, und Baumwolle rings um die Dörfer her, die ihnen zugleich zum Zaune dienet. Ueberdieß säen sie alle vier Arten von dem hier gewöhnlichen Getraide, nämlich indianisch Korn, Reis, das größere guinesische Korn und das kleinere, welches Mansaroke heißt.

Sie bauen das Land am meisten an, ob sie gleich Fremde sind. Sie sind sehr fleißig und haushälterisch; und weil sie mehr Baumwolle und Korn bauen als sie brauchen, so verkaufen sie das Uebrige um einen billigen Preis. Sie sind sehr gastfrey und freundlich; so daß die einheimischen Einwohner es für ein Glück



schätzen, ein Dorf von Zultern in der Nähe zu haben. Ihr Verhalten hat ihnen eine solche Hochachtung zuwege gebracht, daß es für eine Schande gehalten wird, sie zu beleidigen oder zu verletzen. Ihre Leutseligkeit erstreckt sich auf alle; doch sind sie doppelt freundlich gegen die von ihrem eigenen Geschlechte, so daß sich, wenn einer von ihnen zum Sklaven gemacht wird, alle vereinigen, ihn zu erlösen. Sie ernähren alle Alte, Blinde und Lahme unter sich, und lassen keinen von ihrer Völkerschaft Mangel leiden. So weit ihr Vermögen reicht, helfen sie auch den Wandringern in ihrem Mangel, von denen sie eine große Menge in Hungersnoth erhalten haben. Sie werden nicht leicht zornig, und man hat nicht gehört, daß sie jemand betrogen hätten. Dabey sind sie ein so tapferes Volk, als irgend eines in Afrika, und wissen die Beleidigungen, die ihnen widerfahren, zu rächen. Die Jalofer selbst sind nicht lähn genug, sich mit ihnen einzulassen. Ihre Waffen sind Lanzen, lange Wurfspeile, Bogen und dazu gehörige Pfeile, kurze Hirschfänger, und auch wohl Flinten, mit welchen allen sie sehr geschickt umzugehen wissen. Sie lassen sich ge-

meini.

meistlich bey einer Stadt der Wandingoer nieder, und es ist schwerlich eine zu finden, die einigermaßen groß und ansehnlich wäre, die nicht eine Stadt der Julier in der Nähe hat. Sie sind strenge Muhammedaner. Es wird keiner, bis auf etliche wenige, Brauntwein oder sonst etwas trinken, das stärker ist, als Wasser und Zucker.

Der Preis eines Stück Viehes ist ein oder zwey Stangen Eisen. In einigen Stücken sind sie sehr abergläubisch. Wenn sie zum Exempel erfahren, daß jemand, der ihnen Milch ablaust, diese lochet, so verkaufen sie ihm keine mehr, weil sie glauben, daß dieß die Kuh trocken macht.

Sie kleiden sich nur in weißes Zeug von ihrer eignen Arbeit. Sie sind beständig sehr reinlich, besonders die Frauen, welche die Häuser beständig sauber erhalten. Diese sind regelmäßig gebaut, und zwar in ziemlicher Entfernung von einander, um die Gefahr des Feuers zu vermeiden. Sie machen auch sehr gute Straßen und Wege, eine Sache, worauf die Wandingoer nicht sehen. Ihre meisten Städte sind nach einerley Muster gebaut.



Sie sind endlich gute Jäger. Sie tödten Löwen, Tiger und andere wilde Thiere, und oft gehen ihrer zwanzig oder dreßzig auf die Elephantenjagd, deren Zähne sie verkaufen. Das Fleisch räuchern und trocknen sie, und haben es etliche Monate zur Speise auf.

Dritter Abschnitt.

Von den Mandingoern.

Die zahlreichste Völkerschaft an der Sambra, und auch an der ganzen Küste, sind die Mandingoer oder Mundingeer. Sie sind vollkommen schwarz, und reden durchgängig nur eine Sprache. Sie sind scherzhaft und lustig, und können nach einer Trommel vier und zwanzig Stunden hinter einander tanzen, manchmal regelmäßig, und zu anderer Zeit in wunderlichen Stellungen, da es dann einer dem andern an Biegsamkeit und Hurtigkeit zuvor zu thun sucht. Dem Zanken sind sie sehr ergeben, welches sie Fechten nennen; und wenn zwei Leute einander recht tapfer schimpfen, so nennen sie es eine große Schlacht. Doch währet es sehr lange, ehe es zu Schlägen

gen foramt; und wenn dieß geschieht, so setzen sie in rechtem Ernste, mit allem Gewehr, das ihnen in die Hände fällt, und schlagen einander oft todt. Wenn sich dieß zuträgt, so flieht der Mörder in ein andres Königreich, wo der König ihn allezeit beschützt, und für seinen eigenen Unterthanen erkennt.

Die Männer tragen meistens Degen, die von der rechten Schulter hängen. Andre tragen lange Wurffspieße oder Lanzen, die drey Ellen lang sind; andre führen Pfeile und Bogen; alle aber haben ein Messer an der Seite. In allen den Waffen, die sie tragen, sind sie auch geübt.

Sie sind durch das ganze Land zerstreut, und die strengsten Muhammedaner unter den Negern. Sie trinken weder Wein noch Brantwein. Sie sind gesitteter als die andern Negern, und die vornehmste Handlung des Landes geht durch ihre Hände. Sie sind arbeitsam und fleißig, und bauen den Acker wohl an. Sie ziehen Rinder, Schafe und Ziegen, aber keine Schweine. Einige von ihnen machen eine Art von Republik aus, und haben keinen König. Sie lesen und schreiben ziem-



lich gut arabisch, und sind ein gutes und gast-freies Volk.

Ein anderer Reisender hingegen behauptet, sie führten ein müßiges Leben. Die bloße Selbsterhaltung nöthige sie zu säen und zu erndten, welches zwey Monate lang im Jahre währet. Und ihre Arbeit wird ihnen desto saurer, weil sie keine geschickten Werkzeuge haben. Die übrige Zeit im Jahre thäten sie nichts, als daß sie in einem Hause nach dem andern schmauseten, und bey der Tageshitze unter einem schattigten Baume saßen, um der Luft zu genießen.

Ihr vornehmster Zeitvertreib ist eine Art von Spiele mit einem Stücke Holzes, in welches verschiedene Rinnen eingeschnitten sind, und mit ohngefähr dreyßig Steinchen, welche, durch eine besondere Art zu rechnen, zwischen zweyen durchgehen, bis einer sie alle gewonnen hat. Hierin sind sie sehr geschickt; aber zum Fischen, Vogelstellen und Jagen sind sie zu bequem, ob sie gleich sehr viel von allen Arten Wildpret haben, und die beyden letztern Verrichtungen beynahe vor ihrer Thüre thun können.



Sie rauchen beständig Taback, welches ihnen sowohl zum Zeitvertreibe dienet, als auch die Lust zum Essen ersticket. Diesen Taback bauen sie selbst. Ihre Pfeifen sind aus Thon sehr nett gemacht, und von röthlicher Farbe. Der Stiel ist ein bloßes Rohr oder dünner Stab, der mit einem glühenden eisernen Drahte durchbohret ist. Mandymal ist er sechs Fuß lang.

Die Mandingoer sind in dem Punkte der Ehre und des Herkommens sehr zärtlich und empfindlich. Ihr Gruß ist, daß sie einem die Hände schütteln. Wenn die Männer ein Frauenzimmer grüßen, so halten sie ihre Hand, anstatt daß sie solche schütteln, an die Nase, und beriechen sie zweymal. Nichts beleidigt sie so sehr, als wenn man sie mit der linken Hand grüßt. Wenn ein Mann etliche Tage vom Hause weg gewesen ist, so empfängt ihn die Frau auf den Knien, und bringt ihm in eben der Stellung Wasser zu trinken.

Die Mandingoer, welche höher hinauf an dem Flusse wohnen, sind iht weit besser, als ehemals. Sie hatten sonst, wie erzählt wird, die Gewohnheit, daß sie ihre Tabackspfeifen einem unter die Füße oder den Stuhl selbst in



seinem eignen Hause legten, damit sie zerbrochen würden. Hernach bestanden sie darauf, daß man die Sache in Natur wiedergeben, oder wohl zwanzigmal theurer, als sie werth war, bezahlen sollte. Da das erste unmöglich war, so mußte man ihnen das letzte einräumen, wenn man sich nicht durch sehr gute Freunde von dieser Anforderung befreien konnte.

Noch hat man in dieser Gegend eine Gewohnheit, die zwar schon ziemlich abgekommen, aber doch noch nicht gänzlich abgeschafft ist. Sie besteht darin, daß einer, der etwas des Morgens verkauft, es noch vor Sonnenuntergange wieder fordern kann, wenn er das Geld zurückbringt.

Diese Mandingoer sind an den dicken Lippen und platten Nasen kennlich, so wie die Jalofer und Julier an einer schönen Gesichtsbildung. Diese Bildung ihrer Nasen und Lippen rührt von der Gewohnheit her, ihre Kinder über die Schultern säugen zu lassen, wenn sie arbeiten. Andre sagen, die Mütter drückten die Nasen nach ihrer Phantasie zusammen. Denn breite Brüste, dicke Lippen und platte Nasen,

Rafen, würden in diesem Theile der Welt für eine Schönheit gehalten.

Ein neugebornes Kind tauchen sie des Tags drey bis viermal bis über die Ohren in kaltes Wasser. Wenn es wieder trocken ist, so überreiben sie es mit Palmöl, besonders den Rückgrad, die Ellbogen, den Nacken, die Knie und die Hüften. Bis ins achte oder neunte Jahr gehen die Kinder ganz nackend, und manche rigen zur Zierrath ihr Gesicht und ihre Brüste.

Die Mandingoer sind von gesunder Natur, und vermehren sich immer mehr. Doch sind sie verschiedenen Krankheiten unterworfen, als Fiebern, Blattern, Kröpfen, Würmern, Kopfwach und Geschwulst an dem einen Beine. Man sieht oft Leute, an denen die Beine so dick als die Lenden sind. Dieß rührt daher, daß sie verschiedene Kräuter ins Essen mischen, um Liebe zu erregen.

Der Reiß und das Federvieh gehören den Frauen, die, was sie nicht davon gebrauchen, verkaufen, und das Geld für sich behalten.

Einige von ihnen haben eine ziemliche Anzahl Hauselaven, woraus sie sich eine große Ehre machen. Diese Elaven leben so gut und bequem, daß man sie kaum von ihren Her-

ren



ren unterscheiden kann, indem sie oft noch besser gekleidet sind; besonders die Sclavinnen, die oft Korallen, Ambra und silberne Schnallen, auf zwanzig bis dreßßig Pfund Sterlinge am Werthe tragen. Viele von ihren Sclaven sind in ihren Familien geboren. Bey Beutot ist ein ganzes Dorf von zweyhundert Personen, die alle Frauen, Sclaven oder Kinder eines einzigen Mannes sind. Obgleich in einigen Ländern in Afrika die Sclaven, die in den Familien geboren sind, verkauft werden, so wird doch an der Gambia dieses für etwas sehr schändliches gehalten, ausgenommen solcher Verbrechen wegen, um deren willen auch freye Leute verkauft werden. Wenn in einer Familie, wo viele Sclaven sind, der Herr einen Verbrechen halber, ohne Einstimmung der übrigen, verkauft, so laufen sie ihm alle davon, und werden in dem nächsten Königreiche geschützt.

Die großen Regerkönige haben Unterkönige, die jenen zwar unterworfen sind, deren Reichsfolge aber eben so, wie bey jenen, beschaffen ist.

Sie haben vier Grade oder Stufen des Adels. Mansa oder König ist der erste und höch-

höchste, Jarran der zweite, Jarrambra der dritte, und So Jahn der niedrigste. Diese sind Befehlshaber und Statthalter in den Städten, und wissen sich sehr viel mit der Hoheit ihres Geblüts und ihrer Familie.

In der Kleidung ist ein König von dem gemeinen Volke nicht unterschieden, weil das Land nichts anders zur Kleidung als Baumwolle trägt. Zum Staate hat er oft zwey von seinen Frauen neben sich sitzen, auf die er sich lehnt, und die ihn zu seinem Vergnügen um die Fenden herum füzeln. Er kann sieben solcher Frauen in gesetzmäßiger Ehe haben. Andere von geringerer Herkunft hat er zu seinen Beyschläferinnen, die aber nicht so scharf an ihn gebunden sind, weil sie nur aus Noth angenommen werden. Denn wenn eine Frau schwanger geworden ist; so läßt sie ihren Mann nicht eher wieder zu sich, bis das Kind entwöhnet ist. Die Ursache, warum sie dieß während der Schwangerschaft beobachten, ist die Gefahr, die Frucht zu verschütten, indem die Regern mit der Gabe des Priaps reichlich versorgt sind.

Wenn man vor den König kommt, so fällt man beim Eingange mit einer großen Verbeugung



gung auf das eine Knie nieder. Er sitzt auf einem Polster auf der Erde, und wenn man ihm näher kommt, so legt man zuerst die Hand auf die Erde, und hernach oben auf den Kopf, welcher entblößt seyn muß, und zuletzt auf den Schenkel des Königs, worauf man wieder einige Schritte zurückgeht. Einige streuen sich zwey oder dreyimal den Staub von der bloßen Erde auf den Kopf, ehe sie die Schenkel des Königs berühren, der ihnen mit einem geringen Kopfbeugen danket. Wenn ein Priester in der Gesellschaft mit ist, so fallen alle auf die Knie, indem der Priester für des Königs Wohlfahrt betet, und ihm seinen Segen ertheilet, wozu der König, der sich die Hände über die Schultern legt, *Amena, Amena*, das ist: *Amen* sagt.

Der Reichthum der Mandingoer wird nach der Anzahl ihrer Sklaven gerechnet. Sie befehlen aber alle vom Könige bis zum Sklaven. Den Branntwein trinken sie mit der äußersten Unmäßigkeit.

Der König versorgt die Europäer sehr gern mit Sklaven. Er schickt einen Haufen Leute in ein Dorf aus, welches sie umzingeln. Als dann ergreifen sie so viele, als ihnen befohlen ist,



ist, binden und schleppen sie zu den Schiffen, wo, wenn sie einmal das Zeichen der Slaverrey bekommen haben, niemand weiter etwas von ihnen hört. Die Kinder tragen sie in Säcken, und die erwachsenen knebeln sie, damit sie nicht die Dörfer, wo sie durchgeführt werden, in Aufruhr bringen. Es geschieht öfters, daß etliche entwisphen, und im Laube Lärm machen, da dann die Einwohner zu den Waffen greifen, und die Räuber verfolgen. Wenn sie diese gefangen nehmen, so führen sie sie vor den König, der sich stellt, als ob er keinen Antheil an der Sache hätte, und sie anstatt der Slaven verkauft. Erscheint einer von den gestohlenen Leuten zur Bekräftigung der Sache, gebunden vor dem Könige; so wird er auch noch als ein Slave angesehen und verkauft.

Wenn der König von Sual eine Berathschlagung wegen eines bevorstehenden Krieges hält; so läßt er seine Rätke in einem dicken Walde, der seinem Aufenthalte am nächsten ist, zusammenkommen. Daselbst wird eine Grube drey Fuß tief gegraben, um welche sich die Rätke herum setzen; und wenn die Berathschlagung aufgehoben ist, so wird die Grube
zuge-



zugestülzt, um anzudeuten, daß sie die Entschlüsse, die hier gefaßt worden sind, eben so heimlich halten wollen, als ob sie vergraben wären. Sonst werden sie des Hochverraths schuldig geachtet. Auf solche Art werden auch die Entschlüsse so geheim gehalten, daß sie nicht eher, als mit der Ausführung offenbar werden.

Jeder Flecken hat einen Statthalter, der Alkadi heißt, und dieser hat große Gewalt. Weil fast jeder Ort zwey Gemeinfelder hat, eines zum Korne, und das andre zum Reise, so vertheilet der Alkadi die Arbeit unter das ganze Volk. Die Männer arbeiten auf dem Kornfelde, und die Frauen und Mädchen auf dem Reisfelde; und da sie alle gleich arbeiten, so theilet er auch die Erde gleich unter sie. Der Alkadi schlichtet alle Streitsachen, und hat die erste Stimme bey den Angelegenheiten des Orts.

Die Einwohner des Landes
Das Land ist sehr fruchtbar, und die Einwohner sehr zahlreich. Sie sind sehr friedlich, und lieben den Frieden. Sie haben keine Feinde, und sind sehr glücklich. Sie haben eine sehr gute Regierung, und sind sehr zufrieden. Sie haben eine sehr gute Wirtschaft, und sind sehr reich. Sie haben eine sehr gute Bildung, und sind sehr weise. Sie haben eine sehr gute Kunst, und sind sehr geschicklich. Sie haben eine sehr gute Sprache, und sind sehr verständlich. Sie haben eine sehr gute Musik, und sind sehr schön. Sie haben eine sehr gute Tanz, und sind sehr elegant. Sie haben eine sehr gute Kleidung, und sind sehr schön. Sie haben eine sehr gute Wohnung, und sind sehr bequem. Sie haben eine sehr gute Nahrung, und sind sehr gesund. Sie haben eine sehr gute Medizin, und sind sehr heilbar. Sie haben eine sehr gute Religion, und sind sehr fromm. Sie haben eine sehr gute Philosophie, und sind sehr weise. Sie haben eine sehr gute Wissenschaft, und sind sehr geschicklich. Sie haben eine sehr gute Kunst, und sind sehr schön. Sie haben eine sehr gute Sprache, und sind sehr verständlich. Sie haben eine sehr gute Musik, und sind sehr schön. Sie haben eine sehr gute Tanz, und sind sehr elegant. Sie haben eine sehr gute Kleidung, und sind sehr schön. Sie haben eine sehr gute Wohnung, und sind sehr bequem. Sie haben eine sehr gute Nahrung, und sind sehr gesund. Sie haben eine sehr gute Medizin, und sind sehr heilbar. Sie haben eine sehr gute Religion, und sind sehr fromm. Sie haben eine sehr gute Philosophie, und sind sehr weise. Sie haben eine sehr gute Wissenschaft, und sind sehr geschicklich.

Vierter Abschnitt.

Von den Eigenschaften und Gewohnheiten, welche die Jalofer, Julier und Mandingoer unter sich gemein haben.

Alle Einwohner dieses Theiles von Afrika, die Julier ausgenommen, sind schwarz. Bey diesen Negern sind die Haare kurz und weich wie Wolle, und an dem ganzen Leibe haben sie nichts weißes, als die Zähne und Augen. Man hat über die Farbe ihrer Haut folgende Bemerkungen gemacht. Wenn sie sich verbrennen, so bleibt der Fleck, wo sie sich verbrannt haben, wenn sie eine neue Haut bekommen, weiß. Wenn sie krank sind, so verlieren sie ihre Farbe gänzlich, und werden blaß, nach dem die Krankheit lang und heftig ist. Manche sind so bleich gewesen, daß man sie von einem Weißen von blasser Farbe nicht hat unterscheiden können. Ihre Körper werden nach dem Tode noch schwärzer, als gewöhnlich, so blaß sie auch in der Krankheit gewesen sind. Ihre Kinder haben, wenn sie zur Welt kommen, einerley Farbe mit den unsrigen, nur sind ihre Schamglieder schwarz, und



ein schwarzer Zirkel ist an der Wurzel der Nägel. Man hat eine weiße Negerfrau gesehen, die von schwarzen Eltern geboren, und an einen Neger verheirathet war, mit welchem sie verschiedene schwarze Kinder zeugte.

Die Tracht der Einwohner dieses Theils von Afrika überhaupt ist sehr einfach, und bey nahe an allen Orten einerley. Der Männer ihre besteht bloß in Hemd und Hosen. Das Hemd ist von blauer und weißer Baumwolle, und geht bis auf die Knie. Mit den Füßen gehen sie bloß, außer daß sie lederne Sohlen haben, die um die große Zehe und um die Hacke zugeschnürt werden. Außer diesen Kleidern sind sie über und über, am Kopfe, Leibe, Händen und Füßen, mit Gregories behangen. Die Männer tragen gemeiniglich Degen, die von der rechten Achsel hängen. Andre tragen drey Ellen lange Wurfspeise, andre Bogen und Pfeile. Alle aber haben Messer an der Seite. Die Frauen tragen nichts, als blauen und weißen Kattun, womit sie um die Lenden aufgeschürzt sind; denn oben gehen sie nackend. Zum Staate machen sie sich Figuren in den Rücken, die wenn man die Farbe wegnimmt, wie ein weißlichtes Tischtuch aussehen. Manchmal

mal werfen sie noch ein andres baumwollenes Tuch über die Achseln.

Die Männer tragen auf dem Kopfe Krügen. Ihr Haar ist sehr artig mit Graugris, Silber, Leder, Korallen, Kupfer, gepuht; und sie haben silberne, zinnerne und kupferne Ohregehänge. Diejenigen, die von Sklaven abstammen, haben nicht die Erlaubniß, ihr Haar zu tragen. Das Haar der Frauenzimmer ist gleichfalls mit Korallen und anderm Glitterwerke gepuht. Dieser ihr Kopfsputz ist eine Art von Fontange, eine Viertelelle hoch, und je höher, desto schöner.

Die Mädchen und die Knaben gehen bis ins eilfte oder zwölfte Jahr nackend. Die Männer und Frauen tragen an den Füßen zur Zierrath Schnüre von silbernen, goldnen, zinnernen und kupfernen Perlen, nach Beschaffenheit ihres Vermögens. Sie tragen auch gern ein Gebund kleiner Schlüssel, welche sie vom Gürtel herabhängen lassen, nur damit sie für reich angesehen werden.

Das gemeine Volk ist des Tages nur einmal, nämlich nach Sonnenuntergange. Ihre gewöhnliche Speise ist gemeiner Reis, oder anderes Getreide, welches von den Frauen in



ausgehöhlten Kürbissen warm aufgetragen wird. Sie nehmen das Essen mit den Fingern heraus, und machen einen runden Bissen davon. Sie begnügen sich lieber mit diesem Essen, als daß sie sich die Mühe nehmen sollten, für Fleisch oder Fische zu sorgen. Sie ziehen zwar Fe-
dervieh, und wissen die Kunst, Kapannen zu verschneiden, aber sie vertauschen sie meistens theils gegen Eisen, gläserne Perlen und der-
gleichen Baaren.

Sie glauben, daß selten, und in der kühlen Tageszeit essen, ein gutes Mittel zur Gesun-
dheit sey. Ihr gemeines Getränk ist Wasser: doch bedienen sie sich manchmal des Palmens-
weins, und einer Art von Biere, das aus in-
ländischem Korne gemacht wird. Die geistli-
gen Getränke lieben sie so sehr, daß sie im
Stande sind, deshalb ihre Kleider vom Leibe
zu verkaufen. Wenn aber gleich die Männer
starke Säufer sind, so dürfen doch die Frauen
nicht einen Schluck thun, bis auf einige, die
besondrer Vergünstigung hierzu haben. Auch
Milch trinken sie, wenn sie welche bekom-
men können.

Sie



Sie schlachten selten ihr Vieh, außer bey großen Festen und andern außerordentlichen Gelegenheiten.

Sie essen alle sehr unsauber, indem sie auf der Erde liegen, und blos ihre Hände dabey gebrauchen. Mit dem Könige speiset niemand; als die obersten Priester, oder ein sehr vornehmer Herr. Meistentheils ist er allein. Er läßt sich aber von keinem Weißen bey Tische sehen.

Sie brauchen kein Brod, sondern sie essen das Mehl von ihrem Getreide, indem sie das Getränk damit verdicken. Das indianische Korn brauchen sie am meisten, wenn es noch grün ist, und sie rösten es in der Asche auf Kohlen, da es dann wie Schoten schmeckt. Den Reis kochen sie meistentheils nach Art der Türken, indem sie Pillaws machen. Das guineische Korn und das kleinere indianische Korn stampfen sie zu Mehl, wie auch manchmal den Reis und das größere indianische Korn. Sie backen aber niemals Kuchen oder Brod für sich; aber die Frauen, die an die Europäer gewöhnt sind, haben beides gelernt.

Der Mann verspricht sich mit einer Frau, ehe sie noch in den Jahren ist, da sie heirathen



then kann, aber nicht ohne Einwilligung der Freunde, in deren Hände er das Leibgedinge oder die Morgengabe übergiebt, zu der er sich anheischig macht. Auch der König, oder sein oberster Statthalter, fordert als Obervormund der Jungfern ein Geschenk für seine Einwilligung. Wenn sie in das Alter kommt, das zur Heirath geschikt ist; so geht er in Begleitung einiger jungen Leute bey Mondenschein in das Haus seiner Braut, und nimmt sie mit Gewalt heraus. Sie hingegen sträubt sich, und schreyt aus allen Kräften. Das Geschrey aller jungen Mädchen aus dem Dorfe kommt ihr zu Hülfe, und die jungen Männer stellen sich, als ob sie ihr Jockhelfen wollten. Doch der Bräutigam und seine Freunde führen sie im Triumphe in sein Haus. Hier bleibt sie eine Zeit lang versteckt, und einige Monate hernach geht sie niemals ohne Schleier aus, der nach spanischer Art alles, bis auf ein Auge, bedeckt. Die Morgengabe wird ihr aufgehoben, damit sie sich im Falle der Witwenschaft einen Mann kaufen könne. Denn dieß ist bey den Witwen gewöhnlich.

Sie versprechen ihre Töchter oft, so bald sie nur geboren sind, zur Heirath, und die Eltern

tern können hernach den Contract nimmermehr brechen, noch darf das Mädchen sich einen andern Mann, ohne Erlaubniß des erstern, nehmen. Der Mann hingegen hat seine völlige Freyheit. Sie holen ihre Frauen gemeiniglich sehr jung heim; ehe sie aber mitgeht, müssen sie den Eltern der Frau zwey Kühe, zwey Stangen Eisen, und zweyhundert Kolanüsse erlegen.

Der Mann stellt bey der Heimholung seiner Frau eine Gasterey an, auf welche alle Leute, die Lust haben, ohne Einladung kommen, und sich drey bis vier Tage hinter einander erlustigen.

Die Frau wird an einigen Orten aus dem Hause ihrer Eltern in das Haus ihres Mannes von Mannspersonen auf den Schultern getragen, und hat einen Schleier über das Gesicht, welchen sie bis nach vollendeter Heirath behält. Indessen singen und tanzen die Gäste, rühren die Trommel, und feuern Flinten ab.

Ein junger Reger an der Sanaga, der seine Augen auf ein Frauenzimmer geworfen hat, wendet sich zuerst an ihre Eltern, und wenn es eine Waise ist, an ihre nächsten Verwandten, um deren Einwilligung zu erhalten. Weil sich die Parteyen gemeiniglich schon verglichen



haben, ehe sie noch zusammen kommen; so hat der Vertrag seine Richtigkeit, so bald der Liebhaber sich zu einem Geschenke an die Eltern oder Verwandten versteht, welches gemeinlich Woll, baumwollene Tücher, Glasperlen und Branntwein sind. Sie heirathen insgemein jung. Wenn das Geschenk entrichtet ist, so wird die Braut zu ihrem Mönne nach Hause geführt, der sie an der Hand empfängt, und ihr unmittelbar darauf nach Wasser, Holz, und andern Nothwendigkeiten in der Haushaltung zu gehen befiehlt. Sie gehorcht seinen Befehlen, und wenn der Mann seine Abendmahlzeit eingenommen hat, so thut sie gleichfalls die ihrige, und wartet bis sie zu Bette gerufen wird.

Die Morgengabe besteht aus Kindern, welches höchstens fünf sind, die dem Vater zur Verwahrung gegeben werden. Nach geschlossenem Vergleiche gehn sie ohne Cerimonien zu Bette. Wenn die Braut sich vor eine Jungfer ausgiebt (und Jungfern giebt es hier selten); so wird ein weißes Tuch auf das Brautbett gelegt, welches zum Beweise der Jungferschaft dient, wenn es davon Merkmale enthält. Nach diesem halten sie einen Umgang mit dem
Tuche

Lichte um das Dorf herum, wobei sich die Anirioten einfanden, die das Lob der Schönen und ihre hochzeitlichen Freuden besungen. Wenn es sich aber findet, daß sie keine Jungfer ist) so ist der Vater, auf Verlangen des Mannes, verbunden, sie zurückzunehmen, und die Ochsen herauszugeben. Dieß geschieht aber selten; denn die Braut wird vor der Hochzeit scharf untersucht, und der Mann thut diese Anforderung nicht eher, als nach einer thätlichen Ueberweisung. Das Mädchen wird auch deswegen nicht verachtet; denn wenn sie gleich nicht seine Frau seyn kann, so kann sie doch bey einem andern eine Veschläferin werden, und auf diese Art kann sich der Vater immer neuen Vorthail machen.

Ein andrer Schriftsteller erzählt, daß der Mann die Braut von den Eltern nackt empfängt, und mit ihr zu dem Priester geht, der sie mit allerhand Cerimonien ein wenig Sand verschlucken läßt, und ihnen befiehlt, die Heirath diese Nacht zu vollziehen. Die Frau wird auf einem weißen Ziegenfelle gelegt, und wenn den folgenden Morgen die Zeichen der Jungferschaft nicht darauf gefunden werden, so wird sie von dem Manne verstoßen. Die



Jungfern der Schwarzen sind in diesem Punkte so gewissenhaft, daß sie eher sterben, als sich ihre Jungfrauschaft vor der Heirath rauben lassen.

Wie ein anderer Reisender erzählt, so sind die Schwarzen an der Gambia mehr geneigt, ein solches böses Geschick zu verhehlen als auszubereiten. Denn die Frau wird immer noch als eine Jungfer angesehen, wenn sie gleich ein oder zwei Kinder gehabt hat, und der Mann bleibt vergnügt. Denn er würde sich großem Aergernisse aussetzen, wenn es bekannt werden sollte, daß seine Frau keine Jungfer mehr gewesen wäre, als er sie nach Hause geführt hat.

Alle Reisebeschreiber stimmen darin überein, daß es einem Manne erlaubt sey, so viel Frauen zu nehmen, als er unterhalten kann. Nur eine davon aber hat die Rechte der Ehefrau, und ist beiläufig um ihn. Sie ist von verschiedenen mühsamen Verrichtungen ausgenommen, die für die übrigen gehören; doch darf sie nicht mit ihm, auch nicht in seiner Gegenwart essen, sondern in einem andern Hause. Er gebraucht auch niemals einige Liebeslosungen oder Küsse gegen sie, vielweniger



gegen eine von den übrigen, die bloße Beschläferinnen sind, und gegen die er keine wahre eheliche Neigung bezeugt.

Es ist merkwürdig, daß die Frauen sich niemals veruneinigen. Des Abends geht jede in ihre eigene Wohnung, und steht zu des Mannes Ruße bereit, und des Morgens begrüßen sie ihn auf den Knien, und legen die Hand auf seinen Schenkel.

Wenn gleich die Frauen in Ansehung ihres Mannes von gleichem Stande sind; so ist doch die, welche er zuerst heirathet, wenn sie Kinder hat, die vornehmste. Wird ein König seiner vornehmsten Frau überdrüssig, so weist er ihr Land und Sklaven an, und erwählt sich eine andere aus seinem Seraglio an ihre Stelle.

Im Fall des Ehebruchs werden beyde Personen, die sich desselben schuldig gemacht haben, ohne Hoffnung zur Befreyung, außerhalb Landes verkauft. Der Mann nöthigt auch die Frau, alle ihre Kinder mitzunehmen, wenn er nicht Lust hat, selbst eins davon zu behalten; und das sind gemeiniglich nur solche Kinder, die erwachsen genug sind, daß er sich ihrer zu seinem Nutzen bedienen kann. Er hat auch noch einige Jahre nach der Ehescheidung
die



die Freyheit, ihr ihre Kinder nach seinem Befehlen wegzunehmen. Wenn sie aber schwanger ist, so kann er sie nicht eher verstoßen, als bis sie niedergekommen ist. Demohnerachtet halten es sich die Männer, wenn man den Erzählungen der Reisbeschreiber glauben kann, für eine Ehre, wenn Weiße von Stände bey ihren Frauen, Töchtern oder Schwestern schlafen, und bieten sie oft selbst zuerst an. Nach einigen Nachrichten thun sie es, wenn sie etwas dadurch verdienen können.

Die Frauen sind der Buhleren sehr ergeben, und vertragen die Liebkosungen der Weißen ungemein gern; doch lassen sie sich ihre Gunstbezeugungen bezahlen. Sie sind wohlgestaltet, lang, munter, von einer sehr hell-schwarzen Farbe, muthwillig, und von einer angenehmen Mine. Ihre große Neigung zu den weißen Mannspersonen verursacht ihnen oft große Zwissligkeiten mit ihren Männern.

Die Frauen verrichten alle harten Arbeiten. Sie richten alles Essen zu, und tragen es auf den Tisch, welcher weiter nichts ist, als eine Matte, die auf den Boden ausgebreitet wird. Sie bereiten die Getränke, spinnen und färben Baumwolle, machen Kleider, pflanzen Taback und

und Getreide, halten die Häuser rein, hüten das Vieh, und holen Holz und Wasser. Kurz, die ganze schwere Arbeit im Hause ist ihnen aufgelegt. Und wenn ihre Männer in Gesellschaft sind, so gehen sie ihnen nach, um die Rücken abzuhalten, und sie mit Pfeisen und Taback zu bedienen.

Die Männer unterlassen nicht, ihnen die Unterwürfigkeit auf eine solche Art einzupredigen, daß sie derselben niemals vergessen. Ein Mann, der seiner Frau überdrüssig geworden ist, kann sie verlassen, wenn er das im Stiche lassen will; was er bey dem Ehecontracte gegeben hat. Sie kann auch den Mann nach ihrem Willen verlassen, wenn sie ihm nur sein Vieh wiedergiebt. Wenn aber der König einen von seinen Lieblingen mit einer von seinen Frauen begnadigt hat; so kann solcher diese auf keine Art und Weise wegschaffen, ohnerachtet der König sie nach seinem Gefallen zurücknehmen kann.

Den muhamedanischen Schwarzen sind gewisse Ehen verboten. Ein Mann kann nicht zwey Schwestern heirathen. Ein König, der dieses Gesetz übertreten hatte, ward deshalb von den Priestern insgeheim sehr getadelt.

Die



Die Frauen sind sehr fruchtbar, und haben, die sehr jungen ausgenommen, selten fremde Beyhülfe bey dem Gebären nöthig. Es wird für niederträchtig gehalten, wenn sie in den größten Schmerzen schreyen, oder auch nur seufzen. Nach der Entbindung baden sie sich mit dem Kinde eine geraume Zeit lang. Wenn sie die Glieder in eine solche Ordnung gelegt haben, daß sie nicht auswachsen können; so wickeln sie sie in eine Pagne ohne Bindeln. Wenn das Kind zwölf oder vierzehn Tage alt ist; so fangen sie an es auf dem Rücken zu tragen, und nehmen es bey allen Arbeiten, die sie verrichten, niemals herunter.

Es ist nichts besondres, daß man die Frauen noch an eben dem Tage, da sie entbunden sind, oder den Tag darauf, ausgehen sieht. Etwa einen Monat hernach geben sie dem Kinde einen Namen, wobey sie ihm das Haar abscheren, und den Kopf mit Oele salben, und fünf oder sechs Freunde als Zeugen zu sich bitten. Sie brauchen gemeiniglich muhamedanische Namen. Alle Morgen waschen sie das Kind mit kaltem Wasser, und reiben es mit Palmendle.



Sie machen sich mit den Kindern wenig zu schaffen, indem sie sie auf der Erde liegen lassen, wo sie den ganzen Tag herumstreicheln. Die Mütter pflegen, wenn sie das Kind waschen, den obern Theil der Nase zu beugen und niederzudrücken, woher ihre platten Nasen kommen. Sie haben eine zärtliche Liebe zu ihren Kindern, und tragen viel Sorge für sie, bis sie allein gehen können. Sodann ist es ihnen genug, denselben gut zu essen und zu trinken zu geben, und sie nehmen sich keine weitere Mühe um ihre Erziehung. So wachsen sie auf, haben eine starke Natur, und sind wenigen Krankheiten ausgesetzt, außer den Pocken. Weil sie aber im Müßiggange aufgezogen werden, so werden sie bis zur Ausschweifung faul, so daß sie nicht einmal das Feld besäen würden, wenn sie nicht die Nothwendigkeit zwänge. Sie sän aber auch nicht mehr, als zu ihrem Unterhalte zureicht; und wenn ihnen die Fruchtbarkeit des Landes nicht zu statten käme, so würden sie alle Jahre Hunger leiden, oder sich selbst denen, die ihnen zu essen geben könnten, zu Sklaven verkaufen müssen. Sie lieben keinen Zeitvertreib, als

Tan-



Tanzen und Gesellschaft, deren sie niemals müde werden.

Die Mädchen thun sehr ehrbar, besonders in Gesellschaft. Wenn man sie aber allein besucht, so sind sie sehr willfährig, und für eine kleine Korballe, oder seidenes Schnupstuch, verstaten sie, was man haben will.

Keine verheirathete Frau schläft nach ihrer Niederkunft eher bey ihrem Manne, als bis drey Jahre um sind, wenn das Kind so lange leben bleibt. Alsdann entwöhnet sie das Kind, und schläft aufs neue bey ihrem Manne. Denn sie glauben, daß sonst die Milch Schaden leidet, und das Kind vielen Krankheiten ausgesetzt wird.

Wenn jemand stirbt, so machen die Negeru durch ein lautes Geschrey und Wehklagen den Todesfall ihren Nachbarn bekannt, worauf sogleich eine große Menge in die Hütte des Verstorbenen gelaufen kommt, und mit schreyen hilft. Ihre Begräbniscerimonien sind an verschiedenen Orten verschieden.

Ihre Leichenbegängnisse geschehen mit großem Gepränge und Cerimonien. Ein Priester wäscht den Leichnam des Verstorbenen, und wickelt ihn in die beste Leinwand, die er in seinem

seinem Leben gehabt hat. Alle Anverwandten und Nachbarn kommen, um ihr Klaggeschrey zu machen, und thun lächerliche Fragen an den Leichnam. Einer fragt: ob es ihm bey ihnen nicht gefallen hätte? Was ihm jemals zu Leide geschehen sey? Ob er nicht so reich gewesen, als er es nöthig gehabt? Ob er eine schöne Frau gehabt habe? und solche Thorheiten mehr. Wenn er sieht, daß er keine Antwort erhält; so geht er fort, und macht einem andern Platz, der eben dergleichen sagt. Indessen unterlassen auch die Anrioten nicht, ein Klagelied auf ihn zu singen.

Für alle, die zum Begräbniß kommen, wird ein Schmauß angerichtet. Zu dem Ende schlachten sie einige Ochsen, und verkaufen Sklaven, um Traumwein dafür zu erhandeln. Wenn sie gut gegessen haben; so wird der Todte unter eben der Kammer, wo er gestorben ist, verscharrt, indem sie das Dach derselben abdecken.

Doch zuvor stimmen die Leidtragenden nochmals ihr Klaggeschrey an, und vier Personen, die ein viereckiges Tuch an jedem Zipfel halten, bedecken den Verstorbenen. Darauf kommt der Priester, der ihm etwas ins Ohe



sagt, und ihn hierauf zudeckt. Alsdann wird das Dach wieder aufgedeckt, und ein Tuch von der Farbe, die sie am meisten lieben, darauf gelegt. Nach diesem richten sie einen Pfahl auf, an welchem sie den Bogen, Köcher und Wurfspieß des Verstorbenen hängen. Daneben setzen sie einen Topf mit Essen, und einen Topf Wasser, die auf zwölf Monate zureichen sollen. Denn ihrer Einbildung nach kann man essen, wenn man gleich todt ist.

In einigen Orten führen sie einen Zaun von Dornen, oder einen großen Graben um die Kammer herum, damit der Leichnam vor den Raubthieren sicher sey, welche ihn dem ohnerachtet manchmal wegschleppen. Die Leidtragenden setzen ihre Cérimonien acht Tage lang fort.

Wenn ein Mann stirbt; so wird das Todtenlied von den Frauen und Mädchen abgesungen, und die Männer führen bloße Degen in der Hand, womit sie gegen einander anstoßen. Ueberhaupt unternehmen sie bey dergleichen Gelegenheiten hundert thörichte Spielwerke. Die Verwandten, die auf hundert Meilen von dem Verstorbenen entfernt sind, schreien und heulen

len eben so sehr, als diejenigen, die sich an dem Orte befinden.

Wenn ein König oder vornehmer Herr stirbt; so wird eine Zeit zum Klaggeschrey angesetzt, welches manchmal vierzehn Tage oder einen Monat nach seinem Absterben ist. Um diese Zeit versammelt sich eine große Menge Volks in dem Hause des Verstorbenen, und die Nachbarn schicken Kinder, Vögel, Reis, oder was sie sonst von Speisen haben, dahin, welche allen Leuten, die hinkommen, ausgetheilt werden. Die ganze Zeit hindurch findet also jeder freye Betörsigung, welches manchmal drey oder vier Tage lang währet. Sie sangen mit einem Klaggeschrey an, und des Nachts wird gesungen und getantz, und dieß währet, bis sie auseinander gehen.

Ein Reisender war zu dem Begräbniße eines vornehmen Herrn eingeladen, welches folgendermaßen eingerichtet war. Es wurde eine Gruft gegraben, worin der Leichnam in einem weißen baumwollenen Tuche mit vieler Anständigkeit gelegt ward, wobey alle Anwesende ihre Hüfen abzogen. Darauf legten sie dünne Stäbe über das Grab hin, und Stroh oben darüber, damit die Erde, die sie



über das Stroh herlegten, und mit den Füßen feststampften, nicht in das Grab hinein fiel.

In andern Orten wird der Leichnam, in Begleitung der Anverwandten und aller Einwohner des Orts, beyderley Geschlechts, zu Grabe getragen. Wenn sie zum Grabe kommen, so beerdigen sie ihn ganz nackend, füllen das Grab mit Erde zu, und richten bey demselben etliche runde Hütten auf.

Beym Todesfalle eines Mannes nehmen seine Brüder, Schwestern oder Anverwandten seine Güter in Besiz, und lassen den Kindern wenig übrig, wenn sie noch unmündig sind.

Alle Einwohner dieser Gegenden sind große Liebhaber der Musik. Sie haben Instrumente von allerhand Art, die mit den Europäischen überein kommen, aber zu keiner sonderlichen Vollkommenheit gebracht sind; als eine Art von Trompeten, Trommeln, Spinetten, Lauten, Flöten und Orgeln. Die Schwarzen von Galam und an der Gambia, und überhaupt an allen den Orten, wo es viel Elephanten giebt, haben eine Art von Trompeten aus kleinen Elephantenzähnen, welche sie aushöhlen. Sie machen sie von verschiedener Größe, damit sie verschiedene Arten von Schalle her-

vorbringen können. Doch machen sie nichts als ein verwirrtes Geräusch.

Ihre Trommeln sind hohle Baumstämme, die an dem einen Ende mit straffem Schaaf- oder Ziegenfelle überzogen sind. Manchmal rühren sie dieselben nur mit den Fingern, doch weit öfterer mit zwey Klöppeln von verschiedener Dicke, und mit runden Knöpfen. Sie sind von einem festen schweren Holze gemacht. Die Trommeln haben um des verschiedenen Schalles willen unterschiedene Längen und Durchmesser. Ueberhaupt aber machen sie ein wildes Gefause, das einen eher betäuben, als ergötzen und anfeuern kann. Nichtsdestoweniger ist es ihr Lieblingsinstrument, ohne welches keine von ihren Gastereyen gefeiert wird.

Sie haben noch eine andre Art von Trommeln, die sie unter dem linken Arme zu halten pflegen, die mit den Fingern von dieser Hand, und mit einem krummen Klöppel, den sie mit der rechten Hand regieren, geschlagen wird. Unterdessen singet oder heulet der Trommelschläger dazu, und die ganze Figur hat die Stellung eines Wechselbalgs oder Besessenen.

Fast in jeder Stadt haben sie etwas, das einer Trommel ähnlich ist, und Tonteng heißt.



Dieses Instrument wird nur bey der Ankunft des Feindes, oder bey andern außerordentlichen Gelegenheiten, geschlagen, um die benachbarten Dorffschaften zur Hülfe zu rufen, und es kann bey Nacht sechs bis sieben Meilen weit gehört werden.

Das gebräuchlichste unter den Instrumenten an der Gambia besteht aus einem Banche, der aus einem großen Kürbisse gemacht ist, und oben aus einem langen Halse ohne Griffe. Er hat sechs Saiten und sechs Wirbel zum Stimmen, und dieß ist das einzige Instrument, das sie mit den Fingern spielen. Es wird oft von dem Schalle der vorhin beschriebenen kleinen Trommel begleitet.

Sie haben Flöten und Flaschenets, welche von bloßem Rohre sind. Sie blasen darauf sehr schlecht, und immer in einerley Tone.

Ihr vornehmstes Instrument aber ist der Ballaso oder Ballard. Es steht einen Fuß hoch über der Erde, ist unten hohl, und oben hat es siebenzehn hölzerne Wirbel, die in einer solchen Ordnung stehen, wie die Register an einer Orgel. An diesen ist eine gleiche Anzahl Saiten von Drate befestigt, die so dick sind, als ein Federkiel, und einen Fuß in der Län-



ge haben, welches die ganze Breite des Instruments ist. An dem andern Ende unter dem Bauche oder der Höhlung hängen zwey ausgehöhlte Kürbisse, welche dienen, den Schall aufzufangen und zu verdoppeln.

Derjenige, der es spielt, sitzt auf der Erde, mitten an dem Instrumente, und rührt die Wirbel mit zwey Klöppeln, deren jeder einen Fuß lang, und oben mit Berg umwunden ist, weil das bloße Holz sonst zu sehr klappern würde. An den Armen trägt er große eiserne Ringe, aus welchen Haken mit kleinern Ringen und Schellen hervor ragen, die während dem Spielen, durch die Bewegung seiner Arme, einen musikalischen Klang geben. Ein solches Instrument zu machen, ist bey ihnen ein Meisterstück. Es giebt einen sehr lauten Schall, und man kann es eine gute englische Meile weit hören.

Diejenigen, die auf Instrumenten spielen, sind Personen von einem sehr sonderbaren Charakter, und eben sowohl die Dichter als die Tonkünstler der Nation. Sie heißen Quirioten oder Juddies, welches letztere soviel als Fiedler heißt. Quiriot heißt in der Sprache der Schwarzen ein Possenreißer, und die Quirioten



rioten sind eine Art von Schmaragden. Die Könige und die Großen des Reichs halten zwei, drei, oder mehrere, zu ihrer oder ihrer Gasse Belästigung, und führen sie zum Staate mit sich. Sie begleiten ihre Lust mit Gesängen, die gemeiniglich von dem alten Geschlechte ihrer Könige, und den Thaten ihrer Vorfahren handeln, oder sonst auf gewisse Gelegenheiten verfertigt sind. Oft singen sie aus dem Stegreife ein Gedicht zu Ehren der weißen Männer, wenn solche zugegen sind, und erwarten dafür eine Belohnung.

Obgleich die Schwarzen keinen Witz und kein Genie haben, so hören sie es doch gern, wenn man ihnen damit schmeichelt, und diesen Dienst leisten ihnen die Quiriosen. Sie haben allein die Ehre, die Olamba oder große königliche Trommel, die aus feinem Ziegenleder gemacht ist, vor dem Könige, wenn er in dem Krieg ist, herzutragen. Die Schwarzen vergnügen sich sehr an ihrem Lobe, und vergelten es ihnen reichlich. Sie ziehen wohl gar ihre Kleider ab, um diese Schmeichler zu belohnen. Erhalten diese ihren Lohn nicht, so fangen sie an zu schmähen, breiten so viel Böses, als sie können, von der Person, die ihnen

nen

nen denselben nicht gegeben hat, aus; und widerrufen alles das Gute, was sie nur von ihr gesagt haben. Dieß wird für die größte Beschimpfung gehalten, die man nur erdenken kann. Man schätzt es hingegen für eine große Ehre, wenn der Quiriot des Königs jemandes Lob besingt, und es entgeht ihm niemals eine gute Belohnung, die oft aus etlichen Kindern, oder dem besten Theile ihres Vermögens besteht.

Der ordentliche Inhalt von den Gesängen oder Reden dieser Leute, ist ohngefähr dieser: Er ist ein großer Mann, oder ein großer Herr; er ist reich, er ist mächtig, er ist edel; er hat Sangara oder Braunterwein weggeschenkt, und solch elendes Zeug mehr, welches sie mit so abscheulichen Stimmen und Gebärden wiederholen, daß ein jeder die Geduld verliert, nur die Schwarzen nicht. Man darf aber nichts an ihren Gesängen tadeln, sondern man muß alles loben. Sie werden für reich gehalten, und ihre Frauen haben mehr Krystall, blaue Steine und gläserne Korallen an sich hängen, als die Frauen des Königs. Es ist aber meistens liebedliches Gesindel. Merkwürdig ist es, daß bey aller Neigung des Volks zur



Musik, doch ein Quiriot in großer Verachtung steht, und daß man ihm ein Begräbniß mit ordentlichen Cerimonien versagt. Anstatt dessen wird sein Leichnam gerade in einen hohlen Baum gesetzt, bis er verfault. Die Ursache, die sie davon angeben, ist, daß diese Sänger einen vertrauten Umgang mit ihrem Teufel haben. Sobald sie todt sind, äußert sich diese Verachtung erst, denn bey ihrem Leben können sie ihrer nicht entbehren. Ob indessen alle Nationen in Afrika eine solche Verachtung gegen die Quirioten hegen, ist noch zweifelhaft. Denn es ist merkwürdig, daß, da die Könige und Prinzen unter den Zuluern es für eine Unanständigkeit halten, ein Instrument anzurühren, sich viele Herren von gleichem Range unter den Zuluern eine Ehre daraus machen, eiserne Instrumente zu verstehen.

Eben diese Völkerschaften haben nicht weniger Liebe zum Tanzen, als zur Musik. Wo nur der Balaso gehört wird, (denn man trifft dergleichen Instrumente nicht sehr häufig an,) da ist allezeit ein großer Zulauf, und das Volk tanzt Tag und Nacht durch, bis der Spieler müde wird.

Das Frauenzimmer liebt das Tanzen am meisten, und tanzt allezeit einzeln. Ihre Schritte thun sie mit großer Behendigkeit, mit vielem Kniebeugen und schiefen Stellungen, da unterdessen die Herumstehenden die Annehmlichkeit des Tanzes durch ihr Händeklatschen vermehren, als ob sie den Takt schlugen. Die Mannspersonen tanzen mit bloßen Degen, und schwenken dieselben, um den Tanz nach ihrer Art lustig zu machen.

Die muntern und galanten Frauenzimmer tanzen gern des Abends, besonders bey den Abwechselungen des Mondes. Sie tanzen in einem Kreise, und klatschen mit den Händen, ohne von ihrem Orte wegzukommen, und singen, was ihnen nur einfällt. Die mittelmässigen halten unter dem Tanze die eine Hand auf den Kopf, und die andre auf den Rücken, beugen sich vorwärts, und stampfen mit den Füßen auf die Erde. Ihre Stellungen sind sehr geil, besonders wenn ein Junggeselle mit ihnen tanzet. Ihre Musik besteht aus einem Kessel, denn sie lieben das Geräusch.

Eine von ihren Leibesübungen ist das Ringen. Die Kämpfer gehen dabey mit lächerlichen Stellungen auf einander los. Bey dergleichen



gleichen Gelegenheiten ist allezeit jemand, der die Stelle eines Quiriots vertritt, und um ihnen Muth zu machen, auf einen Kessel oder eine Trommel schlägt.

Sie fischen und jagen auch. Die meisten von denen, die an Flüssen wohnen, sind Fischer, und ihre Kinder halten sie von Jugend auf zu diesem Geschäfte an. Sie bedienen sich der Canoen, oder der kleinen Kähne von ausgehöhlten Bäumen, wovon die größten zehn bis zwölf Mann fassen, und dreyßig Fuß lang, oft aber nicht drey breit sind. Sie gehen mit Rudern und Segeln, werden aber bey einem starken Winde und ungestümen Wasser oft umgeworfen. Dieß lassen sich aber die Schwarzen nicht sehr anfechten, weil sie vortrefliche Schwimmer sind. Sie lehren den Kahn gleich wieder mit den Achseln auf die rechte Seite, und sind dabey so unbekümmert, als ob nichts geschehn wäre; und so rudern sie so geschwind fort, daß die leichteste französische Schaluppe ihnen nicht beykommt.

Ihr Fischen geschieht meistens mit der Angel. Die großen Fische aber, die nicht an dem Haken anbeißen, verwunden sie mit Harpunen, welche fast wie breite Pfeile, und anspizi-

spizigen Pfälen angemacht sind. Sie hängen an einer Leine, womit sie das Eisen wieder zurückziehen. Die kleinen Fische trocknen, und die großen zerschneiden sie. Da sie sie aber nicht einsalzen; so werden sie meistens zuvor stinkend, ehe sie ausdörren. Solche Fische halten sie vor etwas Gutes, und machen sich gar nichts daraus, so lange sie noch frisch sind. Sie fischen auch mit Netzen, die sowohl als die Leinen von einer haarigen zu Boden gesponnenen Baumrinde gemacht werden. Manche fischen auch in der Nacht, und halten in der einen Hand ein langes brennendes Stück Holz, von einer Art, die sehr gut Licht giebt, und eine Harpune in der andern, womit sie nach den Fischen werfen, wenn diese, ihrer Natur nach, nach dem Lichte geschwommen kommen. Andre schießen mit Pfeilen nach den Fischen, und fehlen sehr selten. Mit der Harpune sind sie auch so geschickt, daß sie selten im Wurf fehlen.

Sie sind geschickte Schützen und Jäger, ob sie gleich meistens nur Bogen und Pfeile gebrauchen, womit sie sehr geschickt Hirsche, Hasen, Hühner und anderes Wildpret schießen.

Die



Die Schwarzen haben sehr wenig Handwerke unter sich, und das sind nur unumgänglich nothwendige: als Schmiede, Sattler oder Gregorymacher, Töpfer und Weber. Das Schmiedehandwerk ist das vornehmste, weil es unter allen das nützlichste ist. Denn ohne dasselbe können sie nicht leben, ob sie gleich kein andres Eisen haben, als was ihnen zugeführt wird. Daraus machen sie ihre kurzen Schwerdter, und die Spitzen zu ihren Pfeilen und Wurfspeissen, wie auch die zackigen Spitzen ihrer vergifteten Bogenpfeile. Die Schmiedearbeit ist bey vielen von diesen Dingen ziemlich sauber. Die allernöthigste Arbeit aber ist das Werkzeug, womit sie die Erde pflügen, und welches fast wie ein Ruder aussieht.

Die Irgerschmiede haben weder Werkstätte noch Schmiede. Sie führen ihre Werkzeuge mit sich, und zu Hause arbeiten sie unter einem Baume bey ihrer Wohnung. Ihre Werkzeuge sind: ein kleiner Amboss, eine Ziegenhaut, die ihnen zum Blasbalge dienet, eine Zange und etliche Hammer und Feilen. Ihre Faulheit zeigt sich selbst in ihrer Arbeit; denn diese verrichten sie sitzend, und dazwischen plaudern sie eine Zeit lang, und rauchen Taback.

baß. Weil ihr Amboss auf der Erde oder im Sande liegt, ohne fest gemacht zu seyn; so fällt er auf etliche Schläge um, und sie verderben viele Zeit damit, ihn wieder gerade zu setzen. Gemeiniglich arbeiten drey zugleich, der eine bey'm Blasebalge, die beyden andern bey'm Schmieden. Sie machen auf diese Art allerhand künstliche Sachen in Gold und Silber, besonders in allerley Figuren, Haarschmuck, Hals- und Armänder für das Frauenzimmer. Sie machen auch Messer, Beile, Sensen, Scheeren, Degenhefte, Blech zur Zierrath der Schriden, und andere Dinge, wozu sie eben so viele Geschicklichkeit haben, als die Europäer. Dieß beweiset genugsam, daß sie gute Handwerksleute seyn würden, wenn es ihnen nicht am Unterricht und am Fleiß fehlte. Sie verfertigen auch Spaden, womit die Schwarzen ihre Pflanzgärten umgraben, und die die Gestalt eines halben Mondes haben.

Der nächste nach den Schmieden ist in der Ordnung der Sepatero oder Sattler, der die Gregories macht. Dieß sind kleine Säckchen oder Futterale, wo gewisse auf Papier von einem Marbuten oder Priester geschriebene Zauberworte hinein genähet sind. Sie sind aus

Leder



Leber von allerhand Figuren gemacht. Diese Arbeitsleute verfertigen auch ihre Sättel und Zäume, welche letztere sie fast so gut, als in England ausschneiden. Sie befügen auch die Kunst, Ziegen- und Rehfelle zu gerben, denen sie auch eine Farbe zu geben wissen. Mit größern Häuten aber wissen sie nicht umzugehen.

Die dritte Classe von Künstlern sind diejenigen, welche mit Erde zu thun haben, und die Wände zu ihren Häusern, und den Hausrath zum Kochen und andern solchem Gebrauche verfertigen. Bey allen andern Gelegenheiten aber bedienen sie sich der Kürbisse. Alle ihre Gefäße sind sehr reinlich, ein einziges ausgenommen, welches ihr vornehmster Hausrath ist, nämlich die Tabackspfeifen, ohne welche man sowohl die Männer als die Frauen nicht leicht gehen sieht. Der Kopf, der aus Erde besteht, ist groß genug, ein Loth Taback zu fassen. Beydes der Kopf und die Röhre, welche von gleicher Materie ist, haben eine ganz saubere Form und Glättung. Diese Pfeife wird in ein Rohr gesteckt, welches eine Elle lang ist, und wodurch sie den Rauch an sich ziehen. Alle ihre Töpfe und Gefäße sind rund, und haben einen engen Hals. Sie können nicht

nicht von selbst stehen, und zerbrechen leicht, weil sie keine Brennöfen haben. Ihr größtes Kunststück sind die Tabackspfeifenköpfe.

Hiernit haben sie auch Weber. Diese bestehen aus Frauen und Mädchen, die ihre baumwollene Zeuge vollkommen gut spinnen und weben, und sie blau oder schwarz färben, oder auch weiß lassen; denn dieß sind alle Farben, die sie zu machen wissen. Ihre Weberstühle sind klein und einfach; so daß sie keine Lächer über fünf bis sechs Zoll breit, und zwei bis vier Ellen lang machen können. Wenn sie eine größere Länge oder Breite haben wollen; so nähen sie solche zusammen. Selten zerschneiden sie diese Lächer. Eine Frauensperson wickelt ein solches Tuch um die Lenden, und sie weiß es so zu falten, daß ein Zipfel über die Füße herunter reicht, und ihr zugleich zum Unterrock und zu Strümpfen dienet. Ein ander Tuch wickelt sie über die Lenden und Achseln, und das Ende davon schlägt sie über den Kopf.

Nach einer andern Nachricht machen die Jasofer die feinsten baumwollenen Lächer, und in großer Menge. Ihre Stücke sind gemeinlich sieben und zwanzig Ellen lang, und neun Zoll breit. Sie zerschneiden sie, wie sie wollen, und na-



hen sie so sauber wieder zusammen, daß sie hierdurch den Mangel breiterer Tücher ersetzen. Die Wolle säubern sie mit der Hand, und spinnen sie auch damit; woben sie auch Spindel und Rocken gebrauchen. Zum Weben haben sie Schifflein und Stuhl von sehr grober schlechter Arbeit. Zur Kleidung schneiden sie sich ein paar Tücher zu. Das eine ist ohngefähr drey Ellen lang, und anderthalb breit, zur Bedeckung der Achseln und des Leibes. Das andre ist fast von gleicher Breite und zwey Ellen lang, womit sie sich von den Knien an bis auf die Füße bedecken. Ein solches Paar Tücher ist die Kleidung der Männer und der Frauen. Der einzige Unterschied besteht in der Art sie zu tragen. Ein Reisender versichert, er habe ein solches paar Tücher gesehen, die so fein und so helle gefärbt gewesen wären, daß man sie hätte dreyßig Pfund Sterling werth schätzen können. Ihre Farben sind entweder blau oder gelb, und manchmal sehr lebhaft. Jenes machen sie aus Indigo, und dieses aus Baumrinden.

In solchen Nothwendigkeiten, die zu diesen eben beschriebenen Künsten nicht gehören, sorgt ein jeder für sich selbst. Unter diesen sind die
 Rat-

Matten, welche die Frauen verfertigen, von dem gemeinsten Nutzen. Auf diesen sitzen, essen und schlafen sie. Sie sind die gangbarste Waare im Lande, ja sie brauchen sie statt der Münze, welche sie nicht haben, als das Maas, wornach sie alle Dinge schätzen.

Sie halten besondere Märkte, die aber wenig zu bedeuten haben. Manchmal sind auch kostbare Waaren, aber nur in sehr geringer Anzahl anzutreffen. Ehemals bestand ihr Handel bloß im Vertauschen. Aber seitdem die Handlung mit den Europäern aufgekomen ist, bedienen sie sich der Perlen, und anderer Kleinigkeiten von Glase, ingleichen kleiner eiserner Stäbe. Das Wichtigste von den Dingen, die zu Märkte gebracht werden, sind Elephantenzähne, Ochsenhäute und Sklaven.

Diese Völker leben in Flecken oder Dörfern. Diese sind meistens zirkelrund. Die Häuser sind von einem besonders zugerichteten röthlichen Leimen erbauet, der mit der Zeit sehr hart wird. Das Land hat einen Ueberfluß an demselben, und er würde die besten Ziegel von der Welt geben. Manche Häuser sind ganz und gar von geflochtenem Schilfrohre gemacht. Dieses dienet ihnen auch, wenn es an Spars-



ren angemacht wird, zum Hauptdache, das allezeit sehr niedrig geführt wird. Sie sind alle rund gebauet, damit sie desto besser gegen das böse regnichte Wetter ausschalten, und alle Flecken sind mit einer Wand von über einander gelegtem Schilfrohre, von ein oder zwey Reihen, in der Rundung umgeben, welches statt eines Zauns gegen die wilden Thiere dient. Dem ohnerachtet müssen sie oft noch zu andern Mitteln ihre Zuflucht nehmen, große Feuer anmachen, oder auf den Trommeln schlagen und schreyen, damit sie solche verjagen.

Die Häuser der Schwarzen sind gemeiniglich wie unsre runden Laubenhäuser oder Bienenkörbe gebauet, mit einem zugespitzten Dache. Weil sie keine Fenster haben, so fällt ihr Licht ganz allein durch die Thüre, welche so rund und so niedrig ist, daß man fast auf den Knien hinein kriechen muß. Sie sind von Staketen von mittlerer Höhe gebauet, die in die Erde geschlagen, und mit rundem biegsamen Holze durchflochten sind. An diese machen sie Stangen an, die anstatt der Sparren dienen, und in der Mitte in einer Spitze zusammenstoßen. Diese überdecken sie so dick mit Laube, daß sie dadurch vor Hitze und Regen beschützt sind.

Die

Die Wände bestehen aus Balken von einer Art Weiden, die in- und auswendig von einer Art fettem Thone überklebt sind, welchen die Vornehmen übertünchen. Die Hütten würden hierdurch ein ganz gutes Ansehen erhalten, wenn sie nicht von ihrem beständigen Feuer schwarz würden, und einen unerträglichen Geruch von Rauch und Ruß bekämen.

Die Mandingoer pflegen ihre Häuser dicht an einander zu bauen, woher manche Feuersbrunst entsteht. Wenn man sie fragt, warum sie nicht weiter von einander bauten; so sagen sie, ihre Vorfahren hätten es so gemacht, welchen sie folgten, weil sie weiser wären.

Ihre Hütten heißen Kombets, und jedes Haus besteht, nach dem Stande oder der Geschicklichkeit des Besitzers, aus mehreren oder wenigern. Gemeiniglich gehören zu einem Hause fünf bis sechs solche Kombets, welche als eben so viele Kammern oder Zelte angesehen werden können, die in einem Bezirke stehen. Jedes Kombet hat seinen gewissen Gebrauch, als zur Vorrathskammer, zur Küche, zum Schlafgemach, zur Speisekammer, und diese hängen durch besondere Wege zusammen. Das Haus eines großen Herrn besteht wohl



aus dreßzig Kombets, und manchmal gar aus vierzig bis funfzig. Ein Armer hat nur zwey oder drey, und der König hundert. Diese sind aber so gut, als der andern ihre, mit Stroh gedeckt.

Personen von Stande haben ein Pfahlwerk um ihre Hütten herum. In dem Bezirke des Hauses stehn schöne Bäume, aber in wilder Ordnung.

Ihr Hausgeräthe ist gewöhnlich sehr gering. Sie haben einen kleinen Kasten zu ihren Kleidern, eine Matte, die auf Pfälen in die Höhe gestemmt ist, zum Schlafen, einen oder ein paar Wasserkrüge, etliche Kürbissflaschen, zwey oder drey hölzerne Mörser, den Reiß und Reis zu stoßen, einen Korb, ihn zu sieben, und Schüsseln, ihr Essen hinein zu legen. Die Vornehmern haben eine Bank, drey bis vier Zoll hoch, worauf feine Matten ausgebreitet sind, auf denen sie schlafen. Die Prinzen sind ein wenig besser versorgt, indem sie Hausgeräthe von den Europäern erhalten.

Der Ackerbau ist eine Beschäftigung aller Schwarzen. Sowohl die Priester, als das gemeine Volk von allen Ständen, die Könige und Häupter des Volks oder die Statthalter
aus-

ausgenommen, legen ihre Hand an diese nöthige Arbeit. Ihr Getraide säen sie in weiten Feldern, und ziehen erst Furchen durch das Land mit einem Werkzeuge, das einen Stiel, eine Elle lang, und unten ein breites Eisen hat. Es gehen so viele hinter einander in einer Reihe her, daß sie eine gehörige Furche aufwerfen, wo sie den Saamen hinein streuen, den sie alsdann mit Riste überschütten. Dieß ist zu allen ihrem Korne genug, den Reis ausgenommen, der Anfangs auf kleine Stücken morastiges Land gesät, und alsdann umgesetzt wird. Außer diesem haben sie noch fünf andre Arten von Getraide, so klein als Senfsamen, woraus sie kein Brod backen, sondern sie kochen es, und essen es warm zu Kugeln gedreht, wie Reis.

Sie beobachten auch besondere Zeiten zu dem Pflanzen, vornehmlich bey dem Taback, wovon jedes Haus ein Stück hat. Das Land zur Baumwolle pflügen sie mit großer Sorgfalt, und besäen damit ganze Felder.

Vom Herbstmonate bis zu Ausgang des May haben sie keinen Regen, und daher wird der Boden so hart, daß sie ihn nicht umstürzen können. Die Regen fangen zu Ende des



Regen an, ganz gelinde zu fallen, aber gegen das Ende des Brachmonats kommen sie in heftigen Stürmen, und unter heftigem Donnern und Blitzen; und weil alsdann die Erde genugsam erweicht ist, so fangen sie an zu pflügen. Von der Mitte des Heumonats bis in die Mitte des Augusts ist das Wetter am allerschlimmsten. Von da bis zu Ende des Herbstmonats nehmen die Regen allmählich wieder ab, wie sie angefangen hatten.

Die eigentliche Sæzeit ist zu Ende des Brachmonats, wenn die Hitze abnimmt, und dieß ist auch die gewöhnliche Zeit zu Gastereien. Die Fruchtbarkeit des Bodens ist so groß, daß die Hieserndte gleich im Herbstmonate vor sich geht.

Die Gewohnheiten der Schwarzen bey dem Feldbaue sind nicht wenig lustig. Der Herr oder Besitzer des Landes erscheint an der Spitze seiner Arbeitsleute, in Begleitung seiner Diener, mit Trommeln, die wie rasende Leute, so laut sie nur können, jauchzen. Der Herr folgt ihrem Beispiele, um den Arbeitern Muth zu machen, welche insgesammt nackend sind, und mit ihren kleinen Spaden mehr die Erde auftragen, als sie umackern. Dem ohnerachtet

achtet sollte man, wenn man sie sieht, glauben, daß sie sehr hart arbeiteten. Denn sie machen tausend lächerliche Gebärden, dem Schalle der Trommel gemäß. Des schlechten Gleißes ohnerachtet, ist ihr leichtes und noch dazu sandiges Erdreich so fruchtbar, daß es alles im Ueberflusse hervorbringen würde, wenn sie es nur bauten.

Weil die Könige eigenmächtige Herren des ganzen Landes sind, wie in der Tärkey; so ist jede Privatperson verbunden, sich an den König, oder in entlegenen Orten an seine Alkaden zu wenden, um den Antheil bezeichnen zu lassen, den er zum Unterhalte seiner Familie anbauen soll.

Sie reiten mit sehr großer Vehendigkeit. Man sah einen alten Mann, der in vollem Galloppe einen Wurffspieß vor sich hinwarf, und mit eben der Hand wieder auffing; oder, wenn er von ohngefähr auf die Erde fiel, so hob er ihn mit solcher Geschicklichkeit auf, daß er nicht aus den Steigbügeln kam, noch in seiner Geschwindigkeit nachließ. Andre reiten gerade über dem Sattel stehend im Galloppe, drehen sich um, setzen sich wieder, stehen auf, heben einen Stein auf, der ihnen in den Lauf



geworfen wird, und thun andre Dinge mehr, die von einer sehr großen Behendigkeit zeugen. Die Sporen sind mit den Streigbügeln von einem Stück Eisen. Sie reiten barfuß, und sitzen sehr hoch, so daß sie sich nach türkischer Art vorwärts beugen. Ihre Pferde sind niemals beschlagen.

Die Sprachen der Schwarzen in dieser Provinz von Afrika sind wenig bekannt.

Die Wandingoer haben auch eine geheime Sprache, die den Frauen gänzlich unbekannt ist, und nur allein von den Männern gesprochen wird.

Fünfter Abschnitt.

Von der Religion dieser Völker.

Die Schwarzen die an beiden Seiten der Sanaga und weit hinein in das Land süd- und ostwärts wohnen, sind von den Mohren bekehrte Muhamedaner. Die Schwarzen im Reiche Wandingo, die in der Religion am eifrigsten sind, sind die Glaubensboten. Die übrigen Schwarzen, wenigstens diejenigen, mit denen die Europäer von der Gambia han-

handeln, sind Götzendiener. Gegen Sierra Leona und die Goldküste zu ist meistens gar keine Religion eingeführt, oder wenigstens beten sie dasjenige an, was sie früh Morgens zuerst finden. Ehemals dienten sie dem Teufel, und opferten ihm Stiere. Und ob sie gleich Fleisch aßen, so glaubten sie doch die Seelenwanderung.

Manche wollen die Eidechsen, die über ihre Hütten laufen, auf keine Art umgebracht wissen. Denn sie sagen, daß es die Seelen von ihrem Vater oder ihrer Mutter sind, welche kommen, um sich mit ihnen zu erlustigen.

Die muhamedanische Religion, welche man unter diesen Völkern findet, ist sehr verstümmelt, welches theils von der Unwissenheit der Lehrer, theils von der Freigeisterei der Befohlenen herrühret. Sie besteht in dem Glauben an einen Gott und etlichen Cerimonien, als dem Ramadhan oder Fasten, dem Bayram oder Ostern, und dem Gebrauche der Beschneidung.

Die Einwohner längst der Gambia beten den wahren und einzigen Gott an, welchen sie Allah nennen. Sie haben weder Bilder noch Gemälde, noch irgend ein Gleichniß von göttlichen



lichen Dingen. Sie erkennen den Muhamed, rufen ihn aber nicht an. Sie rechnen ihre Zeit nach dem Regen, und haben gewisse Namen für die Wochentage. Den Freytag nennen sie ihren Sabbath, aber sie halten ihn nicht heilig, sondern fahren in ihrer Handthierung oder ordentlichen Verrichtungen unausgesetzt fort.

Sie glauben eine Vorherbestimmung, und legen Gott alle ihre Unglücksfälle zur Last; so daß, wenn ein Schwarzer von dem andern umgebracht wird, sie sagen: Gott habe ihn umgebracht. Dem ohnerachtet aber halten sie sich an den Mörder, und verkaufen ihn zum Sklaven.

Die Leute von Vermögen sind die andächtigensten unter ihnen. Denn diese haben gemeiniglich einen mohrischen Priester in ihren Diensten, von dem sie sich großentheils regieren lassen.

Sie haben keine zu einem gottedienstlichen Gebrauche gewidmete Gebäude. Doch sollen die Könige und die Vornehmsten des Volks Moscheen bauen, die ihren Häusern ähnlich sind. Sie sitzen daselbst lange Zeit an einem Orte, und haben ihre Augen gegen Morgen gerich-



gerichtet. Darauf treten sie zwei Schritte näher, und murmeln einige Worte zwischen den Zähnen. Alsdann legen sie sich gerade auf das Gesicht; dann richten sie sich auf die Knie auf, und machen einen Zirkel um sich auf der Erde, und etlichemal um den Kopf herum. Hierauf küssen sie die Erde zu verschiedenenmalen, streuen sich mit beiden Händen Sand ins Gesicht, und so wiederholen sie eben diese Cerimonie eine halbe Stunde lang.

Die Türken und andre strenge Muhamedaner verrichten das Salah oder Gebet in einem Tage und Nacht fünfmal, und an einem Freitage, welches ihr Sabbath ist, wiederholen sie es siebenmal. Die muhamedanischen Schwarzen aber begnügen sich mit einer dreymaligen Wiederholung, nämlich des Morgens, des Mittags und des Abends. Jedes Dorf hat einen Marbuten oder Geistlichen, der sie zu dieser Pflicht anhält, und sie versammeln sich zu diesem Ende an einem offenen Orte. Dasselbst stellen sie sich, nach Vollbringung der Reinigungen, die der Koran anbefiehlt, hinter dem Priester in Reihen, welchem sie in ihren Bewegungen nachahmen, und haben ihre Gesichter gegen Morgen gerichtet. Dahinge-

gen,



gen, wenn sie ihren Körper erleichtern, neigen sie sich nach Art der Frauenspersonen, und sehen gegen Westen.

Wenn sie sich auf diese Weise gestellt haben, so breitet der Priester seine Arme aus, und spricht verschiedene Worte so laut und langsam, daß die Zuhörer ihm nachbeten können. Darauf kniet er nieder, und küßet die Erde, und diese Cerimonie wiederholt er zu dreymahlen, welches alle Anwesende ihm mit großer Ehrerbietung nachthun. Alsdann kniet er nieder, und betet eine Zeit lang heimlich. Wenn dieses geschehen ist: so bezeichnet er mit der Fingerspitze einen Zirkel auf der Erde, und macht verschiedene Linien oder Charaktere darin, welche er küßet. Mit dem Kopse stemmt er sich an die Walle von seinen Händen, und mit den Ellbogen an die Knie, die Augen richtet er an die Erde, und bleibt so eine kurze Zeit im Nachdenken. Hierauf fasset er Erde oder Staub in die Hand, bestreuet sich den Kopf und das Gesicht damit, und fängt an laut zu beten. Mit dem Finger berührt er die Erde, und erhebt ihn alsdann an seine Stien. Während der Zeit wiederholt er verschiedenemal die Worte: *Salati Malel*, das ist: Herr, ich grüße

grüße euch. Wenn dieß geschehn ist, so steht er auf: die ganze Versammlung folgt seinem Beispiele, und ein jeder kehrt wieder zu seinen Geschäften.

Es ist sowohl wunderbar als lobenswürdig, die Bescheidenheit, Aufmerksamkeit und Ehrerbietung zu sehen, welche sie diesen Gottesdienst hindurch blicken lassen, der eine gute halbe Stunde währet, und den sie des Tages dreyimal wiederholen. Sie lassen sich hieran weder durch die angenehmste Gesellschaft, noch durch das nöthigste Geschäft hindern, und machen sich allezeit ausdrücklich zu diesem Ende auf die Seite; und wenn sie kein Wasser zu ihren Reinigungen haben können: so bedienen sie sich der Erde. Der Zweck ihrer Gebete und Cerimonien ist, wie die Priester sagen, Gott anzubeten, ihre eigene Unwürdigkeit zu erkennen, und ihn um die Verzeihung ihrer Fehler, und um Gewährung der Dinge, deren sie bedürftig wären, zu bitten. Sie sind so eifrig in ihren Gebeten, daß, wenn man auch Feuer an ihren Häusern anleget, sie sich doch dadurch nicht stören lassen.

Die Muhamedaner erweisen dem wiederkommenden Monde allemal eine große Ehrerbietung.

bietung. Sie grüßen ihn, sobald sie ihn sehen, und machen ihre Geldbeutel auf, mit der Bitte, daß ihr Reichthum in der Masse zunehmen möge, als er. Die muhamedanischen Schwarzen beobachten den Ramadhan oder die Fasten sehr streng, indem sie vor Sonnenuntergange weder essen noch trinken. Die andächtigen Personen unter ihnen verschlucken nicht einmal ihren Speichel, und binden ein Tuch um den Mund, aus Furcht, daß eine Fliege hinein kommen mögte. So sehr sie den Taback lieben, so rühren sie doch alsdann nicht eine Pfeife an. Wenn aber die Nacht einbricht, so bringen sie das wieder ein, was ihnen am Tage abgegangen ist, trinken, essen, rauchen und tanzen bis zur Morgensdäthe. Bricht jemand die Fasten, so muß er sie wieder von vorne anfangen, und wenn es heraus kommt, so hat er eine Viertelstunde lang Stockschläge zu erwarten.

Wenn der Monat Ramadhan, oder die große Fasten vorüber ist; so rufen sie das Tabaker aus, welches das größte und feierlichste Fest unter den muhamedanischen Schwarzen sowohl, als bey den Türken und Persianern ist, die es Bayram nennen. Es wird

von

von einem Augenzeugen folgendermaßen beschrieben.

Ein klein wenig vor Untergange der Sonne erschienen fünf Priester in weißen Röcken, wie Echorhemde, gekleidet, die bis auf die Mitte des Schienbeins herunter giengen, und an dem Saume mit rother Welle eingefasst waren. Sie giengen in einer Reihe, mit langen Wurfspeeren in den Händen, und vor ihnen her fünf große Kinder, die mit feinen baumwollenen Tüchern behangen, mit Laube gekrönt waren, und deren jedes von zwey Schwarzen geführt wurde. Die Oberhäupter der fünf Doerffschaften, aus welchen die Stadt Sussat besteht, folgten den Priestern in einer Linie, mit ihrem besten Puge bekleidet, und mit Wurfspeeren, Säbeln und Dolchen bewaffnet. Auf diese folgten die Einwohner, ihre Unterthanen, fünfe in einer Reihe, auf gleiche Art bewaffnet. Als sie an das Ufer des Flusses kamen, so wurden die Ochsen an Pfäle gebunden, und der älteste Priester schrie dreymal mit lauter Stimme das Salah Mafek, oder die Ermahnung zum Gebete. Darauf legte er seinen Wurfspeer auf die Erde, und streckte seine Hände gegen Morgen. Die andern Priester



folgten seinem Beispiele, und fiengen einmüthig die gewöhnlichen Gebete an. Nach Endigung derselben standen sie auf, und ergriffen von neuem ihr Gewehr. Der älteste Priester befahl darauf den Schwarzen, welche die Ochsen leiteten, sie auf die Erde zu werfen, welches in einem Augenblicke geschah. Ein Horn machten sie in der Erde fest, und sehten den Kopf des Thiers, ehe sie ihm den Hieb gaben, gegen Osten. Sie nahmen sich sehr in Acht, daß das Thier, indem es noch blutete, sie nicht sehen sollte, weil sie dieses für ein böses Zeichen halten. Zu dem Ende warfen sie ihm Staub in die Augen. Da die Ochsen geschlachtet waren, und ihnen die Haut abgezogen war; so zertheilten sie solche in Viertel, und jedes Dorf nahm alsdann seinen Ochsen, und richtete ihn zu. Nach dieser Verrichtung fieng der Folgar oder der Ball an. Zuerst erschienen die Frauen und Jungfern, in vier Haufen getheilt. Vor jedem gieng eine Quiritin her, die einige Verse auf das Fest sang, worauf die andern in einem Chöre antworteten. Auf diese Weise zogen sie singend und tanzend um ein großes Feuer in der Mitte des Plages herum, wo ihre Oberhäupter



häupter und vornehmen Männer auf Polstern saßen. Bald hernach erschien alles junge Mannsvolk in einem andern Aufzuge, eben so, wie die Frauen, in gewisse Haufen abgetheilt, mit Trommeln und Geigen. Sie waren auf das beste gekleidet, und so bewaffnet, als ob sie in die Schlacht gehen wollten. Sie hielten ihren Umgang um das Feuer herum, warfen darauf ihre Kleider und Waffen weg, und sangen an mit großer Begeisterung einzeln mit einander zu ringen. Die Jungfern, die sich in einer Linie hinter sie stellten, munterten sie durch ihre Stimmen und Gebärden auf; und wenn sich ein Jüngling hervor that, so priesen sie seinen Sieg durch Singen und Händeklopfen. Auf diese Uebung folgte ein besondrer Ball, nach der Art ihrer Violinen, bey welchem beyde Geschlechter ihre Geschicklichkeit im Tanzen zeigten, welches ihre liebste Ergötzlichkeit ist, deren sie niemals satt werden. Ein Schwarzer, der den ganzen Tag über schwer gearbeitet hat, glaubt, daß nichts bessers für ihn übrig sey, als vier bis fünf Stunden lang zu tanzen. Der Ball endigte sich, so bald sie hörten, daß ihr Essen fertig war. Diese Feiertage und Vergnügungen währten drey Tage lang.



Alle muhamedanischen Schwarzen halten genau über die Beschneidung. Sie verrichten solche an ihren Knaben im vierzehnten oder fünfzehnten Jahre, und dieß thun sie so spät, damit sie sie sowohl desto besser aushalten können, als auch damit sie Zeit haben, in ihrem Glanzen unterrichtet zu werden. Es wird diese Cerimonie nicht leicht vorgenommen, wenn nicht eine große Anzahl Knaben dazu vorhanden ist, oder der Sohn eines Königs oder großen Herrn beschnitten werden soll. Alsdann wird allen Unterthanen des Königs, wie auch seinen Nachbarn und Bundesgenossen kund gethan, ihre Kinder her zu bringen; denn je größer die Anzahl der Beschnittenen ist, desto herrlicher ist das Fest, und desto mehr Freundschaften werden unter den jungen Leuten errichtet, die gemeiniglich so lange dauern, als sie leben. Sie haben keine gesetzte Zeit zu dieser Cerimonie, nur nehmen sie dieselbe nicht in der heißesten, noch in der nassen Jahreszeit, noch während des Ramadhan vor; weil alle diese Zeiten zu einem so fröhlichen Feste nicht geschickt sind. Sie nehmen auch dazu die Zeit des abnehmenden Mondes; weil sie glauben, daß alsdann die Verrichtung nicht so schmerzhaft, und leichter zu heilen ist.

Ein

Ein Augenzeuge erzählt die ganze Feier der Beschneidung folgendergestalt. Der hiezu bestimmte Platz war ein anmuthiges mit Bäumen umgebenes Feld. Sie wählen dieß allezeit etwas von dem Dorfe oder der Stadt entlegen, weil den Frauen gar nicht erlaubt ist, dabey zugegen zu seyn. Die Quirioten führten mit ihren Trommeln den Vortrab, und schlugen einen langsamen Marsch, ohne zu singen. Darauf folgten die Priester von allen benachbarten Dörfern paarweise in weißen baumwollenen Röcken, und mit langen Wurffspießen. Diesen folgten in einiger Entfernung die Knaben, welche beschnitten werden sollten. Sie waren in feinen langen baumwollenen Pagnen gekleidet, die vorne gedoppelt lagen, und bis an die Knie herunter giengen. Sie hatten aber keine Beinkleider an. Diese giengen einzeln, und neben jedem giengen zwey Verwandten oder Freunde, um Zeugen von ihrem Glaubensbekenntnisse abzugeben, oder ihnen zuzureden, die Schmerzen standhaft zu ertragen. Ein vornehmer Reger, der die Beschneidung verrichtete, kam hernach, und neben ihm der Vater des vornehmsten Knaben, der beschnitten werden sollte, und der der Urheber des Festes war.



Ein Haufen von zweytausend bewaffneten Regern beschloß den Zug. In der Mitte des Feldes war ein Brett auf einer kleinen Erhöhung gelegt. Die Priester und die Vornehmen stellten sich in zwey Reihen auf beyden Seiten desselben, da indessen die Knaben und ihre Freunde in der Mitte blieben, wie sie kamen. Die übrigen Schwarzen schlossen einen Kreis. Darauf verrichtete der vornehmste Priester das Gebet, und die Anwesenden sprachen seine Worte vernehmlich und mit großer Aufmerksamkeit und Ehrerbietung nach. Als dieses zu Ende war; so näherte sich der Beschneidungspriester nebst dem Vater des ersten Kandidaten dem Brette, und hielt das Opfermesser. Unverzüglich ward der Knabe von zwey Verwandten herbey gebracht, die ihn mit ausgestreckten Händen auf das Brett setzten, und hielten, da indessen der Beschneidungspriester ihm den Kopf aufhob, die Vorhaut ergriff, und so weit als er konnte, von der Eichel wegzog, und in dieser Lage schneit er sie weg, da unterdessen der Vater das andre Ende hielt. Der Knabe gieng darauf gleich von dem Brette weg, in Begleitung seiner zwey Verwandten, mit seinem Wurfspieße in der Hand, und mit einer lächelnden

Miene

Meiens begab er sich hinter die Priester, um seine Wunde bluten zu lassen, da unterdessen die andern Knaben eben diese Verrichtung ausstanden. Wenn die Wunde genug geblutet hat, so waschen sie solche jeden Tag etlichemal mit kaltem Wasser, bis sie zugeheilet, welches ordentlich nach vier bis fünf Tagen geschieht. Während der Beschneidung muß der Kandidat seinen rechten Daumen in die Höhe halten, und das muhamedanische Glaubensbekenntniß hersagen. Diejenigen, die den meisten Muth haben, thun es mit vernehmlicher Stimme, und die meisten nehmen, wenn die Beschneidung vorüber ist, ein freudiges Gesicht an, ob es gleich aus ihrer Art zu gehen offenbar ist, daß es ihnen schmerzt, und sie manchmal kaum ohne Beyhülfe ihrer Freunde zu gehen vermögen.

Man sagt, die Knaben hätten einen Monat lang nach der Beschneidung die Freyheit zu plündern, und alle Arten von Gewaltthätigkeit an den Jungfern zu begen, nur nicht sie zu ermorden oder ihre Person zu rauben. Wenn die Neubeschnittenen wohl auf sind; so kommen sie zusammen, gehen durch die Dörfer und fordern Geschenke. Und bey diesen Gelegenheiten gehen sie niemals mit leeren Händen fort.



In manchen Tagen tragen sie einen besondern Habit, und eine Mütze von einer wunderlichen Figur, mit ein paar Ochsenhörnern. In dieser Gestalt begehen diejenigen, die tiefer unten an der Küste wohnen, große Unordnungen, erpressen Geld, und nehmen sich die ausschweifendsten Freyheiten. Die an der Sanaga aber sind nicht so wild, und begnügen sich mit dem, was ihnen gegeben wird.

Obgleich die Muhamedaner das weibliche Geschlecht nicht beschneiden; so binden sich doch die geistlichen Lehrer unter den Mandingoern nicht so genau an diesen Artikel, sondern verstatten auch den Frauenspersonen ein Recht an der Beschneidung, welche gemeiniglich von den Frauen der Priester verrichtet wird. Doch diese Gewohnheit, die Frauen zu beschneiden, ist nicht allgemein.

Die Mandingoer bilden sich ein, daß die Ursache einer Mondfinsterniß eine Katze ist, die ihre Pfoten zwischen dem Monde und der Erde hält. Sie singen und tanzen die ganze Zeit der Verfinsternung hindurch, in Erwartung ihres Propheten Muhamed.

Die Mandingoer überhaupt sind dem Aberglauben ergeben. Manche schlachten, wenn sie

sie reisen wollen, einen jungen Vogel, befehen das Eingeweide, und schieben nach Befinden desselben die Keise auf, oder unternehmen dieselbe. Sie sind auch sehr abergläubisch in Ansehung der Wochentage; denn manche darunter halten sie für unglücklich, und fangen an denselben schlechterdings keine Arbeit an.

Das Volk glaubt, ein jeder, der stirbt, würde von den Heryn getödtet. Von einem aber, den ein Reisender begraben sah, gestanden sie, er sey durch die Hand des Allmächtigen gestorben, weil er seine Gelübde gebrochen hätte. Die Gelübde sind bey ihnen sehr üblich, und sie tragen einen eiserne Ring am Arme, um sich daran zu erinnern.

Sie haben noch verschiedne abergläubische Dinge, unter denen die Grisdgris oder Gregories das vornehmste sind. Sie bestehen in gewissen zauberischen Charaktern, die auf eine besondere Art geschrieben sind. Diese werden, wie bereits oben gedacht worden, in Säckchen von Leder oder rothem Luche sauber eingewickelt. Jedes soll seine besondern Kräfte haben, als gegen das Ersaufen, Pfeiltunden oder Schlangenbiß. Einige sollen sie gegen Wunden fest machen, ihnen im Schwimmen beystehn, und ihnen einen gu-



ten Fischfang geben. Andre sollen ihnen eine große Menge Frauen und Kinder geben, verhindern, daß sie nicht in Gefangenschaft gerathen, kurz, zu allem dienen, was sie fürchten und wünschen können.

Wenn die Mandingoer in die Schlacht gehen; so kaufen sie den Priestern solche Papiere ab, um zu verhindern, daß sie nicht im Treffen bleiben. Schlägt ihnen diese Hoffnung fehl, so haben sie die Entschuldigung fertig, dieser Mann hätte ein bößes Leben geführt, und deshalb hätte ihn Muhammed wollen sterben lassen.

Durch diese Dinge werden die Priester reich, und die Schwarzen arm. Denn manchen geben sie den Werth von drey Sklaven, und andre verkaufen sie für vier oder fünf Ochsen, nach Beschaffenheit ihrer vorgegebenen Kräfte. Sie tragen diese Gregories in Form eines Kreuzes, von der Stirne bis hinten in den Nacken, und von einem Ohre zum andern, ingleichen um den Hals herum, so daß sie quer über beide Schultern in der Mitte gehen, wie auch um die Arme, über und unter dem Ellbogen. Niemand aber ist so schwer damit beladen, als der König. Manche tragen sie in solcher Men-

ge, daß sie dreysig Pfund schwer sind. Sie haben eine ganze Rüftung von dieser Art. Die großen Herrn lassen sich ihre Kleider und Mützen damit überziehen, und tragen eine solche Last davon, daß sie oft genöthigt sind, sich zu Pferde heben zu lassen. Sie hängen die Zaubereyen auch um ihre Pferde herum, um sie muthig, und gegen Wunden fest zu machen. Vor und hinter sich, auf dem Rücken und Bauche haben sie sehr große, so lang und breit wie ein Quartant, und zwey Daumen breit dick. Aber gegen Feuergetwehr glauben sie doch nicht, daß es sie schützt.

Sie gehen manchmal umher, machen tausend wunderliche Gebärden, schreyen und sagen, der Teufel besäße sie. Wenn dieses einer Frauensperson widerfähret, und sie glauben, daß es eine wirkliche Besessung ist; so ziehen sie ihr ein Mannskleid an, geben ihr einen Wurffpieß in die Hand, gehen um sie herum, und singen mit einer kläglichchen Stimme, um den Teufel zu verjagen. Indessen hat man oft gefunden, daß ein guter Stoch die beste Geisterbeschwörung ist; denn alsdann kommt der Teufel niemals wieder.



Dieser Begriff von Zauberey wird größtentheils durch einen gewissen Popan; unterhalten, und fortgepflanzt, den die Mandingoeer Mumbo Jumbo nennen. Es ist ein geheimnißvoller Göze, den die Männer erfunden haben, um die Frauen im Zaume zu halten. Die Frauen sind so unwissend, oder stellen sich wenigstens so, daß sie ihn für einen wilden Mann halten. Er ist in einem langen Rocke, der aus Baumrinde gemacht ist, gekleidet; oben aber ist ein Büschel Stroh, und in allem ist er acht bis neun Fuß lang. Es wissen wenige von den Eingebornen mit dem Lärmen, den er macht, künstlich umzugehen. Er läßt sich niemals hören, als in der Nacht, damit es bessere Wirkung hat. Wenn ein Mann sich mit seiner Frau zankt, so wird der Mumbo Jumbo geholt, den Streit auszumachen, da denn gemeiniglich das Urtheil zum Besten des erstern ausfällt.

Die Person, die sich in diesem Rocke versteckt, kann alles befehlen, was sie will. Niemand darf mit bedecktem Haupte in seiner Gegenwart seyn. Wenn die Frauen ihn kommen hören; so laufen sie davon, und verstecken sich. Wenn man aber mit dem Manne, der den Rock

an

an hat, bekannt ist; so schickt er ihnen nach, daß sie herkommen, sich niedersetzen, singen und tanzen, wie er es haben will. Weigern sie sich aber; so schickt er ihnen Leute nach, und läßt sie auspeitschen. Wenn jemand in diese Gesellschaft tritt; so thut er den feyerlichsten Eid, daß er keiner Frau oder andern Person, die noch nicht eingeweiht ist, etwas verrathen will, und hierzu werden die Jünglinge unter sechszehn Jahren niemals gelassen. Das Volk schwört bey diesem Götzen, und hält diesen Eid für sehr heilig.

Im Jahre 1727 begieng der König zu Jagra, der eine sehr neugierige Frau hatte, den Fehler, daß er ihr das Geheimniß von dem Mumbo Jumbo eröffnete, und diese ermangelte nicht, es unter ihre Bekannten auszusplandern, bis es einigen, die keine Freunde des Königs waren, zu Ohren kam. Diese berathschlagten sich deshalb, und fürchteten, daß, wenn die Sache bekannt würde, sie nicht im Stande seyn mögten, ihre Frauen so gut als sonst zu regieren. Sie nahmen daher den Götzenrock, legten ihn einem Manne an, und giengen in die Residenz des Königs. Als sie ihn rufen lassen, und ihm seinen Fehler vorgehalten



halten hatten, welchen er auch nicht leugnen konnte; so holten sie seine Frau, und ließen sie alle beyde umbringen.

Es sind wenig Städte von Wichtigkeit, die nicht einen solchen Rock haben, welcher bey Tage an einem großen Pfahle vor der Stadt hängt, und bis zur Nacht daselbst hängen bleibt, welches die rechte Zeit ist, ihn zu gebrauchen.

Die Priester sind in vielen Stücken von dem Volke unterschieden, ob sie gleich in der Kleidung mit ihm übereinkommen. Sie unterscheiden sich von demselben in Ansehung der Wohnung und der Art zu leben. Sie verheirathen sich nur in ihrem Stamme und in ihrer Freundschaft, und alle ihre Kinder werden zur Priesterschaft erzogen. In Ansehung des Ehestandes leben sie nach einer Regel mit dem gemeinen Volke, und haben mehr oder weniger Frauen, nachdem es der Stand oder die Klugheit erfordert. In jeder Stadt ist ein Oberpriester, und in Setifa, der Hauptstadt, hat das Oberhaupt von allen, oder der Hohenpriester seinen Sitz.

Die Kandingoerpriester sind sehr strenge Beobachter des Korans. Sie sind weit gestreuter als die übrigen Schwarzen, und lieben die

die Handlung. Sie sind ehrlich, aber doch genau und spißfindig in ihrer Art zu handeln. Gegen einander sind sie sehr mild und keuselig, und verkaufen niemals jemanden von ihrer Völkerschaft zum Slaven, außer um eines großen Verbrechens willen. Sie sprechen Arabisch, und schreiben es auch wohl. Man erweist ihnen große Ehrerbietung, und sie sind zugleich die Ärzte, aber ihre Arzneymittel bestehen in Geisgris. Sie sind sehr mäßig, und begnügen sich zu allen Zeiten bloß mit Wasser. Auch ihre Kinder erziehen sie so, und untersagen ihnen besonders alle süße Sachen. Sie verdienen ihr Brod durch Erziehung der Kinder und Verfertigung der Geisgris.

Alle Knaben lernen aus einem Buche lesen und schreiben, das aus einem Stücke Holz gemacht ist. Die Lectionen darin sind mit einer Art schwarzer Dinte und einer Feder, die wie ein Pinsel aussieht, geschrieben. Ihre Charaktere kommen den hebräischen sehr nahe. Ihre Religion und ihr Gesetz aber sind in einer andern Sprache, als in der gemeinen, geschrieben, und kein Laie wird zum Lesen und Schreiben angeführt, oder hat eine Kenntniß von Büchern und Buchstaben. Die Priester aber ha-

ben



ben große geschriebene Bücher von ihrer Religion. Wer den Koran einmal durchgelesen hat, wird für einen Lehrer gehalten.

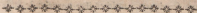
Die Mandingoer zählen von zehn zu zehn, und bemerken dieß auf der Erde mit Zeichen.

Die Priester lehren nicht allein in den Schulen, sondern sie ziehen auch im Lande herum, und unterrichten. Es steht ihnen zu dem Ende das ganze Land offen, und sie haben einen freyen Paß durch alle Dörfer, wenn gleich die Könige mit einander in Kriege verwickelt sind. Ihre Lebensmittel führen sie mit sich. Sie treiben aber auch die ganze, oder doch die vornehmste Handlung des Landes. Das Gold macht ihr vornehmstes Gewerbe aus, und ist das, wornach sie am meisten trachten, weil sie die Meynung haben, daß es von großem Nutzen in der andern Welt seyn wird. Aus dieser Ursache scharten sie zusammen, was sie können, und vergraben es entweder selbst in die Erde, oder lassen es mit sich ins Grab legen. Sie brauchen ihr Gold sonst nirgends, außer daß die Frauen ein Stückchen von sehr grober Arbeit zu Ringen und Ohrgehängen tragen.



Auszüge aus der Geschichte der Entdeckung und Eroberung der kanarischen Inseln. Aus einer in der Insel Palma gefundenen spanischen Handschrift übersetzt. Nebst einer Beschreibung der kanarischen Inseln von George Glas. Aus dem Englischen. Leipzig 1777. 8.

Die Geschichte der Entdeckung und Eroberung der kanarischen Inseln ist von Juan de Abreu de Galindo, einem Franciscanermönche aus Andalusien in Spanien gebürtig, im Jahre 1632 in der Insel Palma spanisch geschrieben worden. Die Handschrift lag lange Zeit in einem Kloster dieser Insel verborgen, bis sie 1761 dem Bischofe der kanarischen Inseln nach Kanaria übersandt wurde. Glas erhielt zu Teneriffa eine Abschrift davon, und fand, daß sie eine authentische Nachricht von der Eroberung der Inseln und deren alten Einwohnern enthielt, und genau mit den Nachrichten, die man ihm vorher oft gegeben hatte, übereinstimmte.



Erster Abschnitt.

Alte Einwohner von Lancerota und Juertaventura.

Diese beyden Inseln, sowohl als die übrigen, waren in Distrikte abgetheilt, deren jeder von seinem eignen Herrn oder Hauptmann regiert wurde, und durch eine Mauer von losen Steinen, die von dem einen bis zum andern Ufer die Insel durchschnitt, von den übrigen abgefondert war. Die Einwohner dieser Distrikte bewiesen gegen ihre Oberhäupter eine große Ehrerbietung.

Die alten Einwohner von Lancerota und Juertaventura waren ein menschliches, geselliges und fröhliches Volk, und liebten nichts so sehr, als singen und tanzen. Ihre Musik, die bloß im Singen bestand, begleiteten sie mit einem Geräusche, welches sie durch Klatschen mit den Händen und Stampfen mit den Füßen hervorbrachten. Sie waren sehr schnell, und fanden ein großes Vergnügen an Hüpfen



und Sprüngen, welches ihre vornehmste Lustbarkeit ausmachte. Zwey Männer nahmen eine Stange, die sie an beyden Enden anfaßten, und sie mit dem Boden parallel so hoch über ihre Köpfe empor hielten, als sie nur reichen konnten. Wer hinaüber springen konnte, den hielt man für sehr geschickt und behende. Verschiedene waren so geübt in dieser Kunst, daß sie in drey Sprüngen über drey Stangen, die solchergestalt hinter einander aufgehalten wurden, springen konnten.

Die Eingebornen dieser beyden Inseln waren größer von Person und besser gebildet, als die der andern Inseln, und das sind sie noch jetzt. Man findet ein Grab an dem Fuße eines Berges in Lancerota, von neunzehn Fuß und zehn Zoll in die Länge, wo ein Mann, Namens Mahan, begraben lag. Zweyplämpfe und Gefechte waren sehr häufig unter ihnen. Die Waffen, deren sie sich dabey bedienten, waren anderthalb Ellen lange Stöcke, die sie Tezjezes nannten. Wegen Privatstreitigkeiten hatten sie das Gesetz oder den Gebrauch, daß, wenn ein Mensch durch die Thür zu seinem Feinde ins Haus gieng, und ihn tötete, oder ihm Schaden zufügte, er nicht bestraft

Straft wurde; sprang er aber über die Mauer, überfiel ihn unvermuthet, und tödtete ihn, so ließ der Hauptmann des Distrikts, vor dem die Sache untersucht wurde, ihn ums Leben bringen. Die Art Verbrecher hinzurichten, war folgende. Sie führten den Verbrecher an die Seefüste, legten seinen Kopf auf einen flachen Stein, und schlugen ihn dann mit einem andern, welcher rund war, den Kopf ein; seine Rinder aber wurden hernach für ehelos gehalten. Sie waren treffliche Schwimmer, und tödteten die Fische an ihrer Küste mit Strecken. Ihre Häuser waren von Steinen erbauet, ohne Kitt, Kalk oder Mörtel; dem ohnerachtet aber waren sie sehr stark, und der Eingang war so enge, daß nur ein Mensch auf einmal hinein gehen konnte. Sie hatten auch Häuser zum Gottesdienste und zur Andacht, welche sie Eseguen nannten. Diese waren rund, und bestanden aus zwey Mauern, eine innerhalb der andern, mit einem offenen Raume dazwischen. Diese waren, sowohl als ihre Wohnhäuser, von losen Steinen sehr fest gebauet, und hatten einen engen Eingang. In diesen Tempeln opferten sie ihrem Gott (denn sie verehrten nur einen) Milch und But-



ter. Sie opferten ihm auch auf den Bergen, indem sie aus irdenen Gefäßen Ziegenmilch ausgossen, und ihn zugleich durch Aufheben ihrer Hände gen Himmel, anbeteten.

Die Kleidung der Eingebornen von Lancerota bestand aus Ziegenfellen, die zusammen genähet, und wie ein Mantel mit einer Kappe gefaltet waren. Sie reichte bis auf die Knie. Die Röhre derselben waren auf eine sehr saubere Art mit dünnen ledernen Riemen, die so fein waren, als gewöhnlicher Zwirn, zusammen gefügt. Sie schnitten und bereiteten diese Riemen statt der Messer oder Scheeren, mit scharfen Kieseln oder Steinen.

Ihre Schuhe waren von Ziegenfellen, die harige Seite auswärts gekehrt. Auch trugen sie Hüte von eben denselben, mit drey großen Federn an der Stirne. Das nämliche trugen die Frauen, außer einer ledernen Stirnblende, die mit der Rinde gewisser Stauden roth gefärbt war.

Sie hatten langes Haar, und trugen ihren Bart geflochten. Der König der Insel trug ein Diadem, gleich einer Bischofsmütze, von Ziegenleder gemacht, und mit Seemuscheln geschmückt.

Wenn

Wenn sie krank wurden, welches aber selten geschah, so heilten sie sich selbst mit den Kräutern, die in ihrem Lande wachsen; und wenn sie heftige Schmerzen hatten, so ritzten sie den leidenden Theil mit scharfen Steinen auf, oder brannten ihn mit Feuer, und schmier-ten ihn dann mit Ziegenbutter. Wenn jemand starb, so begruben sie ihn in eine Höle, in-
dem sie den Leichnam andreckten, und Ziegen-
felle unter und über ihn legten.

Ihre Nahrung war geröstetes Gerstenmehl, welches sie Goffio nannten, und Ziegenfleisch, gekocht und gebraten; auch Milch und Butter. Sie aßen ihre Speisen aus Gefäßen, die von Thon gemacht, und von der Sonne gehärtet waren.

Ihre Art Feuer zu machen war, daß sie einen Stoc von trockenem, hartem und dornich-tem Holze nahmen, den sie in einer trocknen, weichen und schwammigten Distel sehr schnell auf der Spitze herumdrehten, und so in Brand steckten. Diese Art ist auch noch jetzt bey ihnen gebräuchlich.

Wenn sie ihr Land mit Gerste, ihrem einzi-
gen Getraide, besäeten, so gruben oder hack-
ten sie es mit Ziegenhörnern. Sie droschen



ihre Gerste mit Stöcken, und wärmten sie mit ihren Händen; dann mahlen sie dieselbe in einer Handmühle von zwey Steinen, ohngefähr von eben der Art, wie sie ist in einigen entlegenen Theilen von Europa gebräuchlich sind.

Die Eingebornen von Cuertaventura kleiden sich in Hämse von Schaffellen, mit kurzen Ärmeln, die nicht weiter als bis an die Ellenbogen reichen. Sie trugen auch kurze Hosen, welche die Knie bloß ließen, kurze Strümpfe, die nicht viel über die Waden herauf giengen, und die nämliche Art von Schuhen als die Lancerotaner. Auf dem Kopfe trugen sie hohe Hüsen von Ziegenfellen, und ihr Haupt- und Barthaar pukten sie auf eben die Art, wie die zu Lancerota.

Zwenter Abschnitt.

Alte Einwohner auf der Insel Gomera.

Die Eingebornen von Gomera waren von einer lebhaften Gemüthsart, von mittler Statur, sehr geschickt und behende im Angriffe und Vertheidigen, und vortrefliche Schlei-

Schleuderer und Bogenschützen. In dieser Kunst wurden sie von Kindheit auf geübt, denn es war der gewöhnliche Zeitvertrieb der jungen Leute, kleine Steine und Pfeile auf einander zu werfen, denen sie selten durch Bewegung ihrer Hüfte, sondern bloß durch Biegung des Körpers auswichen. In diesem Spiele waren sie so geschickt, daß sie die Steine oder Pfeile mit den Händen in der Luft aufzufangen pflegten. Wenn sie die männlichen Jahre erreichten, warfen sie dieselben mit Schleudern, und in ihren Gefechten bedienten sie sich der nämlichen Waffen, wie die Eingebornen der andern Inseln, nämlich der Stangen von hartem Holze mit zugespitzten Enden. Es hat verschiedene wegen ihrer Tapferkeit berühmte Männer unter ihnen gegeben, deren Ruf noch in ihren Liedern lebt. Der allerberühmteste unter denselben war *Gralegunya*. Folgende unglaubliche Geschichte erzählt man von ihm. Er schwamm einmal mit einigen Eingebornen nach einem Felsen in einiger Entfernung von der Küste, um Schalenfische zu sammeln. Da nun die Fluth wiederlief, und sie ans Land zurück kehren wollten, wurden sie durch einen großen Schwarm von Hagen oder Seehechten, die



um den Felsen herum schwärzten, abgeschreckt, sich ins Wasser zu wagen, nur Gralegunya nicht. Dieser, ein Mann von großem Körper und ungewöhnlicher Stärke, stürzte sich ohne die geringste Furcht ins Meer, ergriff einen von diesen großen Fischen, hielt ihn fest zwischen seinen Armen, und tauchte mit ihm ins Wasser; unterdessen daß der Hage, welcher sich los zu arbeiten suchte, so gewaltig mit seinem Schwanze um sich schlug, daß die übrigen vor Schrecken entwichen, so daß seine Gefährten ohne Gefahr ans Ufer kamen. Als Gralegunya sie in Sicherheit sah, ließ er den Fisch los, und kam selbst unbeschädigt ans Ufer.

Die Kleidung der Gomeraner war eine Art von Ziegenfellen, die ihnen bis an die Waden reichte; die Weiber aber trugen einen Rock und einen Kopfsatz, der bis auf ihre Schultern herabhieng, und sowohl als der Rock von Ziegenfellen gemacht, und künstlich gefärbt und bemalt war. Die rothe Farbe preßten sie aus der Wurzel eines Baumes, den sie Taginaste, und die blaue aus einem Kraut, welches sie Pastil nannten. Alles übrige zwischen dem Kopfschmucke und dem Rocke war nackend. Wenn die Männer einen Streit hatten, die durch



durch Kampf entschieden werden sollte, so legten sie ihre Mäntel ab, wickelten eine Art von Binden um ihren Unterleib, und banden eine Art von gemaltem Turban um die Stirne.

Dritter Abschnitt.

Alte Einwohner auf der Insel Hierro.

Da die Eingebornen auf der Insel Hierro im Anfange des 14ten Jahrhunderts die Schiffe des Johann von Betancourt mit ihren weißen Segeln ankommen sahen, erinnerten sie sich der Prophezehung eines Mannes, Namens Pero, der vormalß unter ihnen gelebt hatte, und für einen Wahrsager gehalten war. Dieser Mann berief auf seinem Sterbebette die Eingebornen zusammen, und sagte ihnen, nach seinem Tode, wenn sein Fleisch würde verweset, und seine Gebeine in Staub zerfallen seyn, würde ihr Gott Craoranzan in weißen Häusern auf dem Wasser zu ihnen kommen. Er riethe ihnen also, ihm nicht zu widerstehen, oder vor ihm zu fliehen, sondern ihn anzubeten, weil er käme, ihnen Gutes zu thun. Die Eingebornen, welche großen Glauben auf seine Prophezehungen



gen setzten, begruben ihn an einem von ihren übrigen Todten abgesonderten Orte, damit man nachmals seine Gebeine von den übrigen unterscheiden könnte. Da sie also iht die Schiffe mit den weißen Segeln einher schwimmen sahen, glaubten sie fest, die Prophezehung sey erfüllt, giengen daher zu dem Begräbniſſe des Jore, und fanden daselbst seine Gebeine in Staub zerfallen, worauf sie voller Freude an die Küste eilten, um ihren Gott Eracranjan zu empfangen.

Diese Eingebornen waren von mittlerer Statur, und von melancholischer Gemüthsart; denn alle ihre Lieder waren ernsthaften Inhalts, und hatten eine langsame klagende Melodie, nach welcher sie in einem Kreise mit zusammen gefügten Händen tanzten, und dabei dann und wann paarweise aufhüpften, und zwar so genau, daß es schien, als wären sie zusammen gebunden. Diese Art zu tanzen ist auch noch hier gewöhnlich. Sie wohnten in großen zirkelförmigen, mit Mauern von trocknen, und ohne Mörtel oder Kalk zusammen gefügten Steinen umgebenen Plätzen, deren jeder nur einen Eingang hatte. In der innern Seite richteten sie Stangen oder Balken

gegen die Mauer auf, so daß das eine Ende an der Spitze der Mauer, und das andre in beträchtlicher Entfernung von dem Fuße derselben, auf dem Boden ruhte. Diese bedeckten sie mit Baumzweigen, Farrenkraut und dergleichen mehr. Jeder dieser Plätze enthielt etwa zwanzig Familien. Eine Streue von Farrenkraut, worüber sie Ziegenselle ausbreiteten, war ihr Bett, und zur Decke gebrauchten sie zubereitete Ziegenselle, um sich warm zu halten, weil die Insel sehr bergig, und folglich der Kälte und dem Winde ausgesetzt ist.

Ihren neugeborenen Kindern gaben sie, ehe die Mutter ihnen die Brust reichte, Farrenkrautwurzel, geröstet, gemahlen, und mit Butter vermischt; ist aber geben sie ihnen statt dessen geröstetes, und mit zerriebenem Käse vermischtes Gerstennmehl. Ihre Nahrung war Ziegen-, Schaf- und Schweinefleisch; sie hatten auch einige Wurzeln von der Art, welche die Spanier *Baratas* nennen. Weizen, Gerste oder anderes Getraide hatten sie gar nicht. Ihr Brod machten sie von Farrenkrautwurzel, und nannten es *Iran*. Dieß, nebst Milch und Butter, war ihre vornehmste Speise. Ihr gewöhnliches Getränk war Wasser.

Ihre



Ihre Kleidung machten sie aus Thierhäuten. Die Männer trugen eine Art von Mantel, der aus Schaffellen zusammen genähet war. Im Winter lehrten sie die wollige Seite ein, und im Sommer auswärts. Die Weiber trugen, außer dem Mantel, einen Rock, der bis an die Mitte der Beine reichte. Sie näheten diese Felle mit Riemen zusammen, die so fein waren als Zwirn, und statt der Nadeln bedienten sie sich zugespitzter Knochen. Auf dem Kopfe trugen sie nichts, und ihr langes Haar banden sie in einer Menge schmaler Flechten auf. Ihre Schuhe waren von rohen Ziegen- oder Schaffellen, zuweilen aber auch von Schweinhäuten.

Sie standen alle unter einem Könige, und hatten daher nie Anlaß, Krieg zu führen; deshalb fehlte es ihnen auch an allen kriegerischen Waffen. Sie pflegten freilich lange hölzerne Stangen zu tragen, aber diese gebrauchten sie bloß auf ihren Wanderungen von einem Orte zum andern, weil das Land so felsigt ist, daß man oft von einem Stein auf den andern springen muß. Jeder Mann hatte nur eine Frau; übrigens waren sie bey ihren Heirathen gar keinen Gesetzen oder Regeln unterworfen, außer

außer daß keiner seine Mutter oder Schwester
 heirathen durfte. Sonst aber nahm jeder
 Mann das Frauenzimmer, das ihm am besten
 gefiel, und dessen Einwilligung er erhalten
 konnte, ohne die geringste Rücksicht auf Stand
 oder Adel. Hierinn war alles, den König aus-
 genommen, gleich, und den einzigen Unterschied
 unter ihnen machte das Vermögen, welches in
 Herden bestand. Es war Gebrauch, daß der
 Mann, wenn er sich eine Frau erwählt hatte,
 ihrem Vater, nach seinem Vermögen, ein Ge-
 schenk an Vieh machte, als eine Erkenntlich-
 keit für seinen guten Willen, ihm seine Tochter
 zu überlassen. Der König empfing keinen be-
 stimmten Tribut von seinen Unterthanen, son-
 dern jeder machte ihm ein Geschenk von Scha-
 fen und andern dergleichen Dingen, nach sei-
 nem Belieben oder Vermögen; denn keiner
 war verbunden, ihm das geringste zu geben.
 Wenn sie einen Schmauß anstellten, welchen
 sie Quatatiboa nannten, so schlachteten sie ein
 oder zwey fette Lämmer, nach der Anzahl der
 Gäste, und brieten sie ganz. Diese legten sie
 auf die Erde, setzten sich in einem Kreise her-
 um, und standen nicht eher auf, als bis sie
 alles verzehret hatten. Diese Art von Schmau-
 sen



fen sind noch unter ihren Nachkommen gebräuchlich. Wenn jemand krank wurde, so rieben sie den Leib des Patienten mit Schafsmark und Butter, und deckten ihn dann wohl zu, um ihn warm zu halten, und die Transpirationen zu befördern. Hatte sich aber jemand verwundet, so braunten sie den leidenden Theil, und beschmierten ihn dann mit Butter.

Ihre Todten begruben sie in Höhlen, und wenn der Verstorbene reich war, so begruben sie ihn in seinen Kleidern; sie legten ein Brett zu seinen Füßen, die Stange, womit er zu reisen pflegte, an seine Seite, und verschlossen dann den Eingang der Höle mit Steinen, damit die Raben ihn nicht fressen konnten.

Sie bestraften keine andern Verbrechen, als Mord und Diebstahl. Der Mörder ward auf die nämliche Art hingerichtet, wie er selbst den Ermordeten getödtet hatte. Dem Diebe stach man für den ersten Diebstahl das eine, und für den zweyten das andre Auge aus; und zwar aus dem Grunde, damit er künftig zum Stehlen nicht sehen könnte. Eine besondere Person war dazu gesetzt, in solchen Fällen das Scharfrichteramt zu versehen.

Sie verehrten zwey Gottheiten, eine männliche und eine weibliche. Die männliche hieß *Eraorangan*, und wurde von den Männern, die andre, *Moneyba*, wurde von den Weibern verehrt. Sie hatten keine Bildnisse dieser Gottheiten, und opferten ihnen auch nicht, sondern beteten bloß zu ihnen in Zeiten der Noth, und das war, wenn sie Regen wünschten, damit das Gras zum Unterhalte ihres Viehes wachsen mögte. Sie bildeten sich ein, wenn ihre Götter geneigt wären, ihnen Gutes zu thun, so kämen sie auf ihre Insel, und stellten sich auf zwey große Steine oder Felsen, die sich an einem Orte befinden, den sie *Wentayla* nannten, der aber jetzt *los Antillos de los Antiguos* heißt. Hier nahmen sie die Ritten des Volks an, und kehrten dann in den Himmel wieder zurück. Im Winter, wenn sie durch lange anhaltendes trockenes Wetter in große Noth kamen, und ihre Gebete nicht erhört wurden, versammelten sie sich in *Wentayla* mit ihrem Viehe, und fasteten daselbst drey Tage und drey Nächte, indem sie weinten und wehklagten, und auch ihre Herden aus Mangel an Nahrung ein Geschrey machten. Brachte alles dieß noch keinen Regen, so schick-



den sie einen Mann, den sie für einen Heiligen hielten, zu einer Höle, namens Atechaita, woher die Götter ankief, ihnen einen Mittler zu senden, worauf ihm dann der Mittler, den sie Ananjabo nannten, in Gestalt eines Ferkels, erschien. Der Heilige nahm das Thier unter seinen Mantel, und trug es zu dem in Wentsayla versammelten Volke. Sie giengen alsdann mit ihrem Viehe, heulend und wehklagend, in Procession um die beyden vorerwähnten Felsen. Unser Verfasser sagt, es habe dann gleich darauf geregnet, und weiß dieß nicht anders zu erklären, als daß das Thier, welches ihnen erschien, der Teufel gewesen sey, der durch seine große Naturkenntniß und Macht den Regen hervorgebracht habe. Dieß habe er gethan, um die Eingebornen zu verblenden, und in seinem Dienste fest zu halten. Wenn es genug geregnet hatte, so ließen sie das Thier gehen, welches dann in Gegenwart des ganzen Volkes in die Höle zurück kehrte.

Vierter Abschnitt.

Alte Einwohner der Insel Kanaria.

Wegen der Stärke des Muthes und wegen der Menge ihrer Einwohner erhielt sie den Namen Großkanaria. Als die Europäer zuerst dahin kamen (um das Jahr 1495), schätzten sie die Anzahl der Einwohner auf nicht weniger als vierzehn tausend streitbare Männer, aber zwey Drittheile derselben wurden bald durch eine böse Seuche oder Pest hingerafft. Sie waren von brauner Farbe, gleich den Einwohnern von Lancerota und Fuertaventura, groß und wohl proportionirt, thätig, freigeistlich, fröhlich, gutherzig, und ihrem Worte so gewissenhaft treu, daß sie eine Lüge für das größte Verbrechen hielten. Sie fanden ein großes Vergnügen an gefährlichen Unternehmungen, wie zum Beispiel, auf die Gipfel schroffer Felsen zu klettern, um Stangen aufzustecken, die so schwer waren, daß ein Mensch von gewöhnlicher Stärke Mühe hatte, sie auf ebenem Boden fortzutragen. Die Spanier versichern, der Teufel habe ihnen geholfen, diese Stangen aufzustecken, damit andre, wenn



sie ein gleiches versuchten, herabstürzen, und uns Leben könnien mögten.

Die Kanariier hatten einen Adel, der sich von dem gemeinen Volke durch den besondern Schmuck seiner Haare und Bärte unterschied. Diesen Adel erbt man nicht blos durch Geburt, sondern erhielt ihn erst durch eine förmliche und öffentliche Erklärung des Haysags, einer Person von großer Würde, und des nächsten nach dem Guanarteme, dessen Geschäfte es war, die Streitsachen der Eingebornen zu entscheiden, und die Cerimonien ihrer Religion anzukündigen; kurz, er war Priester, und zugleich Richter in bürgerlichen Angelegenheiten. Ihrer Art, den Adel zu ertheilen, war sehr sonderbar. Wenn der Sohn eines Edelmannes ein gewisses Alter erreicht hatte, ließ er sein Haar lang wachsen, und so bald er fand, daß er Stärke genug hatte, die Beschwerden des Krieges zu ertragen, gieng er zu dem Haysag, und sagte: „Ich bin der und der, der Sohn des und des Edelmannes, und begehre auch gehandelt zu werden.“ Hierauf gieng der Haysag in das Dorf, wo der Jüngling aufgezogen war, versammelte daselbst alle Edlen und andre Einwohner, und ließ sie bey dem Ayo-

ran,



ran, ihrem Gott, feierlich schwören; daß sie ihm wegen des jungen Menschen die Wahrheit sagen wollten. Dann fragte er sie, ob sie jemals gesehen, daß er sich so erniedrigt hätte, Speisen anzurichten, oder in die Hürden zu gehen, um nach den Schafen oder Ziegen zu sehen, und ob er sie je gemolken oder geschlachtet; ob er jemals Vieh gestohlen, oder seinen Eigenthümern in Friedenszeiten mit Gewalt weggenommen; ob er irgend unfreundlich oder schmähsüchtig gewesen, oder sich irgend eines ungebührlichen Betragens, vornehmlich gegen das weibliche Geschlecht, schuldig gemacht hätte? Wenn sie diese Fragen alle mit Nein beantworteten, so schnitt der Jazyg dem Jünglinge das Haar in die Runde, und so kurz ab, daß es ihm nicht über die Ohren herabhieng, gab ihm dann einen Stab oder eine Stange in die Hand, und erklärte ihn für edel. Konnten ihm hingegen die Anwesenden irgend etwas von dem, wornach der Jazyg gefragt hatte, Schuld geben, und hinreichende Beweise davon beybringen, so schor der Jazyg, statt ihn für edel zu erklären, ihm den Kopf ganz kahl, und schickte ihn mit Schimpf hinweg, wodurch er dann des Adels unfähig, und le-



benslang unter das gemeine Volk gezählt wurde.

In ihren Kriegen hielten sie es für klein und niederträchtig, den Weibern und Kindern des Feindes, als hilflosen, und daher unschuldigen Gegenständen ihrer Rache, etwas zu leiden zu thun. Eben so wenig beschädigten sie die gottesdienstlichen Häuser.

Die Waffen, deren sie sich im Kriege bedienten, waren Keulen, welche sie Modagas, und scharf gespizte, im Feuer gehärtete hölzerne Stangen, welche sie Umodagas nannten. Nachdem aber die Europäer Einfälle in ihre Insel gethan hatten, ahmten sie denselben nach, und machten sich Lartschen und Schwerdter von schwarzen Lannen, die sie im Feuer so zu härten wußten, daß sie dem Stahl an Schärfe wenig nachgaben. Außer diesen hatten sie auch den Europäern zu verschiedenen Zeiten viele Waffen abgenommen, die sie sorgfältig aufbewahrten, und im Treffen gut zu gebrauchen wußten. Ihre größte Stärke aber bestand in den vorerwähnten Umodagas, oder hölzernen Speeren, und in Steinen, welche sie mit großer Kraft und Geschicklichkeit warfen.



Sie hatten öffentliche Plätze zu Zweykämpfen, worinn sich erhabne Dörter oder Bühnen für die Kämpfer befanden, damit alle Zuschauer sie desto leichter sehen könnten. Wenn eine Ausforderung geschehen und angenommen war, so begaben sich die Partheyen zu dem Sabor oder Rathe der Insel, der aus zwölf Mitgliedern oder Gayres bestand, und baten um eine Erlaubniß zu sechten, die sie leicht erhielten. Dann giengen sie zu dem Gaylog, welcher diese Erlaubniß bestätigen mußte. Wenn das geschehen war, so versammelten sie alle ihre Verwandten und Freunde, nicht um ihnen beizustehen, (denn diese Leute sahen so gelassen zu, als ob zwey Thiere kämpften,) sondern bloß um Zuschauer ihrer Geschicklichkeit und Tapferkeit abzugeben. Die Gesellschaft verfügte sich dann an den öffentlichen Platz, oder Theater, wo die Kämpfer zwey an den entgegengesetzten Enden desselben aufgerichtete Steine bestiegen, die oben flach, und etwa eine halbe Elle breit waren. Auf diesen standen sie fest, ohne ihre Füße zu bewegen, bis jeder drey runde Steine auf seinen Gegner geworfen hatte. Hierwohl sie sehr gute Treffer waren, so wichen sie doch gemeiniglich diesen Steinen



durch die schnellen Sitzungen ihres Körpers aus. Darauf bewaffneten sie sich mit scharfen Riefeln in ihrer Linken, und Knütteln oder Keulen in ihrer Rechten, giengen auf einander los, stelen sich an, und schlugen und schnitten einander so lange, bis sie müde waren; worauf sich dann beyde Partheyen, nach gemeinschaftlicher Einwilligung, mit ihren Freunden entfernten, um zu essen und zu trinken. Bald aber lehrten sie wieder auf den Kampfplatz zurück, erneuerten das Gesecht wie vorher, und setzten es so lange fort, bis die Tages anbrach: Sama! Sama! (Genug! Genug!) Alsdann hörten sie augenblicklich auf, und blieben in Zukunft immer Freunde.

Zerbrach einer während des Kampfs seine Keule, so hörte der andre augenblicklich auf zu schlagen, der Streit hatte ein Ende, die Partheyen versöhnten sich, und keiner wurde für den Sieger erklärt. Diese Zweykämpfe geschahen gemeiniglich bey öffentlichen Feierlichkeiten, Festen, und dergleichen Gelegenheiten, wobey sich eine Menge Volks versammelte, weil dann die Kämpfenden Gelegenheit hatten, ihre Geschicklichkeit, Stärke und Tapferkeit an den Tag zu legen. Diese Schauspiele machten ei-

nien großen Eindruck auf die Gemüther der Jugend, und reizten sie zu einer edeln Racheeiferung.

Wurde jemand von den Kämpfenden schwer verwundet, so klopften sie eine Bins, bis eine Art von Berg daraus wurde, tunkten sie dann in geschmolzene Ziegenbutter, und legten sie so heiß auf die Wunde, als der Kranke es nur ertragen konnte. Je älter die Wut-ter war, desto schneller erfolgte die Heilung.

Kein Kanarier hatte mehr als eine Frau, keine Frau mehr als einen Mann, ohnerachtet einige unrecht berichtete Scheinsteller das Gegentheil versichern. Wenn die Eltern Willens waren, ihre Tochter zu verheirathen, so hielten sie dieselbe dreyßig Tage eingeschlossen, und fütterten sie während dieser Zeit mit einem Uebersusse von Milch und Cossio, um sie fett zu machen; denn sie bildeten sich ein, magere Frauen wären nicht so geschickt zur Empfängniß, als fette. Man sagt auch, in der Nacht vorher, ehe die Braut ihrem Manne übergeben worden, habe man sie erst zu dem Guanarteme gebracht, der, wenn er nicht Lust gehabt, bey ihr zu schlafen, sie dem Fayfog, oder irgend einem andern Edeln von seinen Freunden, zum Genuß übergeben habe; aber



die ıpgen Eingebornen behaupten, daß nie eine solche Gewohnheit unter ihren Vorfahren gewesen sey.

Sie wandten große Sorgfalt auf die Erziehung ihrer Kinder, und unterließen nie, sie zu züchtigen, wenn sie was Böses gethan hatten. Es war auch allgemein gebräuchlich, zwey Jünglinge den übrigen als Beispiele, den einen der Tugend, den andern des Lasters, vorzustellen. That nun ein Kind etwas, das seinen Eltern mißfiel, so sagten diese, es mache es eben so, als der, welchen sie ihm als ein Beispiel des Lasters vorstellten; that es hingegen etwas löbliches, so rühmten sie es, und sagten ihm, daß ein solches Betragen liebenswürdig, und dem Betragen des tugendhaften Jünglings ähnlich sey.

Die Kanarier hatten gottesdienstliche Frauen, Namens Magabas, deren eine Anzahl in einem Hause beisammen lebte. Dieser Häuser gab es viele; sie wurden für heilig gehalten, und Verbrecher, die in eine derselben ihre Zuflucht nahmen, waren vor dem Arme der Gerechtigkeit sicher. Die Magabas unterschieden sich von andern Frauen durch ihre langen weißen Kleider, die ihnen im Gehen auf dem

Boden nachschleppten. Die Klöster oder Häuser, in denen sie wohnten, hießen Lamoganteen Aforan (Häuser Gottes); die gottesdienstlichen Häuser aber nannten sie Almogaren (Tempel oder heilige Häuser). Sie besprengten sich täglich mit der Milch von Ziegen, denen man die Lämmer nicht nahm, und die man zu diesem Gebrauche besonders unterhielt. Sie glaubten, ihr Aforan wohne in der Höhe, und regiere alle Dinge auf Erden. Sie beteten ihn an, indem sie ihre Hände zusammen hielten, und sie gen Himmel aufhuben.

Es giebt zwey Felsen in der Insel, der eine im Distrikt Saldar, Namens Tirmak, und der andre in Telde, Namens Vinitaga. Sie schwuren bey diesen Felsen, und dieß waren sehr heilige Eide. Zu diesen Felsen giengen sie, zur Zeit einer allgemeinen Noth, in Procession, begleitet von den gottesdienstlichen Frauen, welche Palmzweige und Gefäße mit Milch und Butter in den Händen trugen. Diese gossen sie auf die Felsen aus, tanzten um dieselben herum, und sangen Klagelieder. Von da giengen sie an die Seelüste, schlugen alle zugleich mit ihren Ruthen aus vollen Kräften auf



auf das Wasser, und erhuben zu gleicher Zeit alle ein sehr lautes Geschrey.

Ihre Zeit rechneten sie nicht nach Tagen, Wochen und Jahren, wie wir, sondern nach Monaten.

Ihre Kleidung war ein enger Rock, mit einer Kappe, wie die Kapuzinermönche. Er reichte ihnen bis auf die Knie, und war mit einem ledernen Riemen um den Leib gegürtet. Diese Kleidung wurde aus einer Art von Binsen gemacht, die sie so lange klopften, bis sie so weich wurde, wie Flachs, sodann die Fäden absonderten und zusammen webten. Ueber derselben trugen sie Mäntel von Ziegenfellen, die raube Seite im Sommer auswärts, und im Winter einwärts gekehrt. Sie trugen auch Mützen von Ziegenfellen, die so gemacht waren, daß unter jedem Ohre ein Ziegenbart hing, die sie oft unter dem Kinn zusammen banden. Alle diese Kleidungsstücke waren sehr sauber genäht und bemalt, und in jedem Betrachte viel künstlicher, als bey den Bewohnern der andern Inseln. Einige schmückten ihre Mützen mit Federn. Ihre Schuhe waren von rohen Häuten, wie in Lancastera und Fuertaventura.

Sie

Sie hatten öffentliche Häuser oder Zimmer, in denen sie sich versammelten, um zu singen und zu tanzen. Der kanarische Tanz ist noch jetzt auf diesen Inseln gebräuchlich: seine Schritte sind schnell und kurz abgesetzt. Ihre Gesänge waren entweder Trauer- oder Liebeslieder von ernsthafter und klagender Melodie.

Die Kanarier zeichneten sich besonders durch ihre gute Regierungsform, regelmäßige Verwaltung der Regierung und genaue Gerechtigkeit aus. Wenn jemand ein des Todes werthes Verbrechen begieng, so nahmen sie ihn in Verhaft, machten ihm den Proceß, und führten ihn, so bald er übersüßrt war, an den Executionssplatz, welches eben derselbe war, wo sie Feste zu begehen, und zu kämpfen pflegten. Hier wurde der Verbrecher auf dem Boden ausgestreckt, und sein Kopf auf einen flachen Stein gelegt. Dann nahm der Scharfrichter, welcher eine besonders zu diesem Amte bestimmte Person war, einen großen schweren Stein, hob ihn so hoch auf, als er konnte, und ließ ihn dem Verbrecher auf den Kopf fallen. Bey geringern Verbrechen gebrauchten sie das Wiedervergeltungsrecht, Auge für Auge, Zahn für Zahn, u. s. w.

Kein



Kein Kanarier, der nicht aus dem schlechtesten Pöbel war, verrichtete das Handwerk eines Schlächters. Dieß hielten sie für so schimpflich, daß sie einem Schlächter nicht einmal erlaubten, in ihr Haus zu kommen, oder irgend etwas von dem, was ihnen angehörte, zu berühren. Die Schlächter durften daher mit keinem, der nicht von ihrem Handwerke war, in Gesellschaft seyn; und wenn sie von jemand anders etwas haben wollten, so mußten sie einen Stab mitnehmen, und damit in beträchtlicher Entfernung auf das, was sie verlangten, zeigen. Zur Belohnung für diesen schimpflichen Zustand waren die Eingeborenen verbunden, sie mit allem, was sie bedurften, zu versehen. Keinem Kanarier, außer den Schlächtern, war es erlaubt, Vieh zu tödten. Wenn daher jemand ein Stück Vieh geschlachtet haben wollte, so mußte er es zu der öffentlichen Fleischbank bringen, durfte aber selbst nicht hineingehen; und dieß Verbot erstreckte sich auch auf Frauen und Kinder.

Die Häuser der Kanarier waren von Steinen erbauet, zwar ohne Kalk, aber doch so sauber und regelmäßig, daß sie recht schön ins Auge fielen. Ueberher legten sie hölzern

Bal.

Balken sehr dicht an einander, und bedeckten
 sie mit Erde. Die Mauern dieser Häuser wa-
 ren sehr niedrig, und der Fußboden gieng tie-
 fer herab, als der Grund, auf welchem sie er-
 bauet waren, damit sie im Winter desto mehr
 Wärme hätten. Ihre Betten waren Ziegen-
 felle, die sehr künstlich mit den Haaren berei-
 tet waren. Ihr übriges Geräthe bestand aus
 Körben und Matten von Palmblättern und
 Winsen, sehr sauber gemacht, und künstlich
 geflochten. Es gab Leute unter ihnen, de-
 ren einziges Geschäft es war, Häuser zu bauen,
 Matten zu verfertigen, u. s. w. Die Frauen
 beschäftigten sich vornehmlich mit Malen und
 Färben, und sammelten zu gehöriger Zeit sehr
 sorgfältig die Blumen, Stauden und Wur-
 zeln ein, woraus sie die verschiedenen Farben
 bereiteten. Die Fäden, deren sie sich zum
 Nähen und zu andern Absichten bedienten, wur-
 den von den Sehnen der Schaf- Ziegen- oder
 Schweineschenkel gemacht, die sie von den
 Schlächtern erhielten. Diese beschmierten sie
 erst mit Butter, und bereiteten sie dann so
 durchs Feuer, daß sie dieselben in Fäden von
 beliebiger Feinheit spalten konnten. Ihre
 Nadeln machten sie von Knochen, und ihre
 Fisch-

Fischangeln von Horn. Alle ihre Gefäße zum Kochen machten sie von Thon, und härterten sie an der Sonne. Ihr Reichthum bestand vornehmlich in Ziegen und einigen Schafen. Sie hatten auch Schweine. Ihre gewöhnliche Speise war geröstetes Gerstennmehl, welches sie Goffio nannten, und mit Milch oder Ziegenfleisch aßen. Wenn sie einen Schmaus anstellten, so bereiteten sie das letztere mit Schweinepfetz oder Butter an. Ihre Gerste mahlten sie mit einer Handmühle. Ihr Land pflügten sie auf folgende Weise. Etwa zwanzig Leute versammelten sich, jeder mit einem hölzernen Instrumente, ohngefähr wie eine Hacke gestaltet, versehen, an dessen Ende sich ein Sporn oder Zahn befand, auf welchem sie ein Ziegenhorn befestigten. Hiermit bearbeiten sie den Boden um, und befeuchten ihn hernach, wenn der Regen nicht zu rechter Zeit einfiel, mit Wasser, welches sie durch Kanäle aus den Bächen herbey leiteten. Die Frauen sammelten das Korn ein, dessen Aehren sie bloß abnahmen. Diese droshen sie mit Eisen, oder mit den Füßen, und sichteten das Korn dann mit den Händen.

Ihre

Ihre einzigen Früchte waren Dikaforra, Kokos, und wilde Datteln; nicht lange vor der Eroberung ihrer Inseln hatten sie auch Zeigen. Ihre Armen lebten an der Seiküste vornehmlich von Fischen, die sie bey Nacht fingen, indem sie mit Fackeln von schwarzen Tannen ein Feuer über dem Wasser machten. Bey Tage, wenn sie einen Schwarm von Sardinas (einem kleinen Fische, der dem Heringe ähnlich ist,) gewahr wurden, gingen eine Menge von Männern, Frauen und Kindern in die See, schwammen um den Schwarm herum, und jagten die Fische gegen die Küste. Hier umgaben sie sie mit einem Netze von einer solchen Art von Rinsen, zogen sie ans Land, und theilten sich in den Fang. Hierbei empfing jede Frau von der Gesellschaft, welche kleine Kinder hatte, für jedes Kind einen Theil; auch wenn sie schwanger war, für das Ungeborne.

Wenn einer von ihren Edeln starb, so legten sie den Leichnam in die Sonne, und nahmen die Eingeweide heraus, welche sie wuschen und in die Erde gruben. Den Leichnam trockneten sie, wickelten ihn in Bindeln von Ziegenfellen ein, und stellten ihn dann aufrecht



in eine Höle, mit den nämlichen Kleidern angethan, die er bey seinem Leben getragen hatte. War aber keine schickliche Höle zur Hand, so trugen sie den Leichnam an einen reinlichten Ort, machten den Boden eben, bepfasterten ihn mit den herumliegenden kleinen Steinen, und machten einen Sarg von sehr großen Steinen über den Leichnam, doch so, daß sie den Körper nicht berührten. Dann verschlossen sie den Sarg mit einem andern rund geformten Steine, welcher zwey Ellen lang war, und füllten nachher die Oeffnung zwischen dem Gipfel des runden Steins und dem äußern Theil der Seiten des Sarges mit kleinen Steinen aus, und das so sauber, daß jeder, wer es sieht, über den erfindsamen Geist dieses Volks erstaunen muß. Einige ihrer Todten wurden in Kisten gelegt, und nachmals in eine Art von steinernen Grabmälern beigesetzt. Es gab gewisse Leute unter ihnen, deren eigenes Geschäft es war, das Begräbniß der Verstorbenen anzuordnen, und die Gräber zu versertigen.

Das gemeine Volk wurde in Löchern, mit trocknen Steinen bedeckt, begraben, und diejenigen Leichname, welche in Hölen aufrecht

gestellt wurden, ausgenommen, legte man die übrigen alle mit dem Kopfe gegen Norden.

Die Einwohner von Großlanaria waren gestreuter und besser policirt, als die der andern Inseln. Um die Zeit der Eroberung der Insel wurden sie von zwey Fürsten regiert, vorher aber hatten sie Hauptleute oder Zunftmeister, welche über kleine Distrikte gesetzt waren. Jede Zunft war auf ihren eigenen Distrikt eingeschränkt, und durfte ihre Herden nicht auf den Boden einer andern Zunft treiben.

In Galbar, welches der fruchtbarste Theil der Insel ist, lebte eine Jungfrau von ausnehmender Tugend, Namens Antidamana, die bey den Eingebornen in großer Achtung stand. Sie hatten eine so hohe Meynung von ihrer Beurtheilungskraft und Klugheit, daß sie ihr oft ihre Streitigkeiten zur Entscheidung vorlegten, und von ihrem Ausspruche nie appellirten; denn sie ließ nie die Parthey, gegen welche sie sich erklärte, eher weggehen, als bis sie dieselbe von der Gerechtigkeit ihres Ausspruchs überzeugt hatte. Und dieß fehlte ihr selten, so mächtig war ihre Beredtsamkeit, und so fest war jedermann von ihrer Billigkeit überzeugt. Die Edeln, welche das große An-



sahn dieses Frauenzimmers mit neidischen Augen sahen, und glaubten, daß das Geschäfte eines Richters oder Schiedsmannes mit größerem Rechte ihrem Geschlechte gebührte, überredeten nach einigen Jahren das Volk, nicht länger seine Streitsachen ihrer Entscheidung vorzulegen, oder sich an ihre Aussprüche zu kehren. Dieß verdroß sie aufs äußerste, vornehmlich, da sie die Blüte ihres Lebens gewissermaßen dem Dienste des gemeinen Wesens, welches ist undankbar von ihr abfiel, gewidmet hatte. Sie besaß indessen viel zu viel Scharfsinn und Verstand, als daß sie ihren Unwillen in eiteln Klagen hätte auslassen sollen, sondern begab sich zu einem gewissen Sumidase, dem Hauptmanne eines Distrikts, der für den tapfersten und klügsten aller Edeln in Kanaria gehalten wurde, und bey dem Volke im größten Ansehn stand. Ihm eröffnete sie alle ihre Beschwerden, und bot ihm ihre Hand an, welche Sumidase mit Freuden annahm. So bald sie vermählt waren, suchte Sumidase verschiedne Vorwände, die andern Hauptleute der Insel zu bekriegen, und besiegte sie alle, so daß er endlich König der ganzen Insel wurde. Er hatte von seiner Frau ei-

nen

nen Sohn, Namens Artemis, der seinen Eltern in der Regierung folgte. Dieser beherrschte die Insel, als Johann von Betancourt sie (im Jahr 1405) angriff, und verlor in einem Treffen gegen ihn sein Leben. Er hinterließ zwey Söhne, welche die Insel unter sich theilten, der eine, Ventagoyhe, war König oder Guanarteme von Telsé; der andre, Egonayhe Semedan, von Galdar. Beide wurden eins, daß der Rath oder Sabor der zwölf Sayres in Galdar, als der Residenz ihres Vaters, gehalten werden sollte, und daß der Guanarteme von Telsé sich mit seinen Sayres daselbst jedesmal einfinden sollte. Aber Ventagoyhe, der von stolzer und hochstrebender Gemüthsart war, da er ein größeres Land und mehr Unterthanen hatte, als sein Bruder, hielt dies zu klein für sich, und warb eine Armee von zehntausend Mann, womit er den Egonayhe bekriegte, um sich zum einzigen Herrn der Insel zu machen. Ob nun gleich Egonayhe Semedan nicht mehr als viertausend Mann ins Feld stellen konnte, so bot er doch seinem Bruder die Spitze, und war ihm, ohnerachtet der großen Ueberlegenheit seiner Zahl, vollkommen gewachsen. Denn



die Galdaraner waren tapfere alte Soldaten, und von vielen braven Edelleuten angeführt; überdem konnte man in ihr Land, wegen seiner rauhen Gebirge und engen Pässe, nicht leicht eindringen. Jeder Gnanarteme hatte sechs Gayres, die wegen ihrer Klugheit und Tapferkeit, zu Mitgliedern des Raths und Verwaltern der Regierungsgeschäfte aus dem Volke erwählt wurden. Eine Linie, die von dem Dorfe Tamaragepte bis an das Dorf St. Nicholas, quer durch die Insel gezogen war, machte die Gränze zwischen den Distrikten Galdar und Telde.

Idargana war der mächtigste Gayre in dem Distrikte Galdar, so wie Guarinayga in dem Distrikte Telde. Der erstere war wegen seiner wunderbaren Stärke berühmt. Man sagt von ihm, der stärkste Mann in der Insel habe ihn nicht verhindern können, ein Gefäß ganz voll Wasser zu seinem Munde zu bringen, und ohne einen Tropfen zu verschütten, daraus zu trinken. Er war von mittlerer Größe, hatte aber sehr breite Schultern, und sein Name bedeutet in der kanarischen Sprache Felsenschulter. Guarinayga war nicht so stark, besaß aber eine so ausnehmende Geschid-

schicklichkeit und Behendigkeit im Ringen, daß er einmal den Abdargana in einem Zweykampfe zu Boden warf. Dieser aber drückte ihn darauf so fest in seine Arme, daß er um sein Leben bat, und sich für überwunden erkannte. Fragte man nachher den Abdargana um den Ausgang des Zweykampfs, so sagte er, Sautinanga habe ihn überwunden, fragte man aber diesen, so erklärte er den Abdargana für seinen Sieger.

Hunanaben und Kaytasa waren große Krieger. Sie forderten sich einst, in Gegenwart einer Menge Zuschauer zum Zweykampfe heraus. Ihre Geschicklichkeit war so gleich, daß lange keiner dem andern den geringsten Vortheil abgewinnen konnte, bis endlich die Zuschauer sie auseinander brachten. Aber Hunanaben, welcher sah, daß seines Gegners Stärke durch den Kampf nicht geschwächt war, und fühlte, daß seine eigene nicht hinreiche, sich noch einmal einzulassen, rief dem Kaytasa zu: „Bist du im Stande zu thun, was ich athun werde?“ Als der andre Ja zur Antwort gab, lief er auf den Gipfel eines hohen Abgrundes, und stürzte sich hinab. Kaytasa, der ihm nichts nachgeben wollte, folgte sel-



nam Beyspiele, und so kamen sie alle beyde ums Leben. Diese That hat verschiedene Schriftsteller auf den Wahn gebracht, daß die Kanarier die Gewohnheit hätten, sich von Felsen herab zu stürzen.

Von einem gewissen Manadrida erzählt man, er habe, so oft er in ein Treffen gehen wollen, über den ganzen Leib gezittert, nicht aus Furcht, sondern aus Wuth und Begierde zu schlagen. Man fragte ihn einst, warum er zittere, und er gab zur Antwort: „Sollte das Fleisch nicht zittern und zurück beben vor den schrecklichen Gefahren, worein es von dem ungestümen Herzen geführt wird?“

Einige Zeit vor Betancours Ankunft kamen aus der Insel Majorca gewisse Einwohner nach Kanaria. Man hat aber keine andern Nachrichten von ihnen, als aus der Erzählung der Eingebornen, und was sich aus ihren alten Liedern, die einige Nachricht von diesen Majorcanern enthalten, abnehmen läßt. Durch Vergleichung ihrer verschiedenen Ueberlieferungen von diesem Vorfalle, ergibt sich folgendes. Einige Schiffe, die mit Majorcanern bemannt waren, ankerten in der Bay Gando, zwischen Aguimes und Telde, wo
das

das Volk aus Land stieg, sich nach den Beschwerden der Reise zu erquicken. Es befand sich damals keiner von den Einwohnern an der Küste; denn da sie von dergleichen Besuchen noch nichts wußten, so lebten sie ganz sorglos, und dachten nicht, daß sie von der See her etwas zu befürchten haben könnten. Da die Majorcaner keinen Menschen in der Nähe sahen, bildeten sie sich ein, die Insel sey unbewohnt, und gingen daher ohne Vor sicht oder Besorgniß, eine gute Stunde vom Hafen, gegen die Dörfer Telma und Agüimes zu, ins Land. Hier wurden die Einwohner sie erst gewahr, die, erschrocken über die Erscheinung fremder Leute auf ihrer Insel, sich versammelten, die Europäer mit Knütteln und Steinen angriffen, und verschiedene derselben verwundeten. Diese wollten sich zur Wehre setzen; da aber die Anzahl der Eingebornen die ihrige weit übertraf, so wurden sie alle zu Gefangenen gemacht, und nach Telde geführt. Als die übrigen in den Schiffen dieß sahen, segelten sie, ohne den Ausgang abzuwarten, davon, und ließen sich hier nie wieder sehen.

Die Kanarier vertheilten ihre Gefangenen über die ganze Insel, und begegneten ihnen,



ihrer Gewohnheit gemäß, sehr gut; denn die Kanarier übertrafen vielleicht alle andere Völker an Größe des Geistes und Edelmann gegen Besiegte. Die Majorikaner thaten dagegen alles mögliche, um die Achtung und Günst ihrer neuen Herren zu gewinnen, wodurch denn bald eine genaue Freundschaft zwischen ihnen zu Stande kam. Einige dieser Fremden waren gute Künstler: sie bauten Häuser, und bemalten sie mit Farben, die sie aus gewissen Kräutern und Blumen der Insel bereiteten. Sie machten auch saubere Zimmer in Hölen, die noch lange nach der Eroberung der Insel unverändert vorhanden waren. Es befanden sich unter ihnen zwey Priester, die bey den Eingebornen in großer Achtung standen. Diese Väter baueten zwey schöne Einsiedelehen, die sie St. Katharina und St. Nicolas nannten. Einige Jahre nachher ward die Insel von einer lange anhaltenden Hungersnoth heimgesucht, worauf der Rath insgeheim beschloß, die Majorikaner aus Leben zu bringen, um sich der Last ihrer Unterhaltung zu entledigen. Zum Theil faßten sie diesen Entschluß auch wegen des schändlichen Betragens der Fremden selbst. Unser Verfasser sagt nicht,

nicht, was für Verbrechen sie begangen haben, scheint aber zu verstehen zu geben, daß sie gewisse unnatürliche Ausschweifungen an einigen der Eingebornen begehen wollten, welche sie in ihren Augen, da sie von dergleichen Greueln ganz und gar nichts wußten, zum Abscheu machten. Zu bestimmter Zeit also machte man sie insgesammt nieder, die beyden Mönche ausgenommen, die man, weil sie bey dem Volke sehr beliebt waren, auf den Gipfel eines hohen Berges führte, in dem sich eine tiefe Höle befand, worin man sie hinabstürzte. Diese Majorlaner brachten zuerst Zeigen nach Großkanaria, die sie pflanzten, und da die Frucht den Eingebornen sehr gefiel, pflanzten sie noch mehr; so daß sich bald eine große Menge von Zeigenbäumen in der Insel befand. Um die Zeit der vorerwähnten Hungersnoth beschloffen die Kanarier, auch künftig alle Kinder weiblichen Geschlechts, welche zur Welt kommen würden, die Erstgeborenen allein ausgenommen, ums Leben zu bringen, um die Anzahl der Einwohner zu vermindern. Dieß geschah aber nicht lange, denn es entstand bald darauf eine große Pest, die zwey Drittheile der Einwohner wegraffte, und dadurch



durch zur Eroberung der Insel den Weg bahnte. Denn vorher hatte sie vierzehntausend streitbare Männer, die, wenn sie mit Feuergevoche versehen, und fest vereinigt gewesen wären, durch ihre Stärke, Geschicklichkeit, Tapferkeit und Behendigkeit die berühmte spanische Armada, ja fast alle verbundenen europäischen Mächte vielleicht würde zurück geschlagen haben; denn Kanaria, und alle kanarischen Inseln, Lancerota und Fuertaventura allein ausgenommen, sind so voll tiefer enger Thäler, hoher schroffer Berge und enger Pässe, daß ein Corps Truppen keine Stunde weit von der Küste ins Land marschiren kann, ohne an Oerter zu kommen, wo hundert Mann leicht ihrer tausend zurückschlagen können.

Fünfter Abschnitt.

Alte Einwohner der Insel Palma.

Als die Europäer zuerst auf dieser Insel landeten, trug sie keine Art von Getraide, oder essbaren Wurzeln, außer die Wurzel des Farnkrautes, von welcher die Eingebornen Mehl machten, (wie die Einwohner dieser und
anderer

andrer kanarischen Inseln noch ist thun,) wie auch von dem Saamen eines Baumes oder Gestrüchs, Namens Amagante. Diese beyden Arten von Mehl aßen sie mit Milch oder Brühe vermischt. Ihre andere Arten von Speise waren Ziegen-, Schaf- und Schweinefleisch, welches sie gebraten oder gesotten aßen. Die Felle der beyden erstern dienten ihnen zur Kleidung, und von der Haut der letztern machten sie Schuhe. Die Waffen, deren sie sich im Kriege bedienten, waren hölzerne Stangen, vorne mit einer scharfen Spitze, und durch Feuer gehärtet.

Die Insel war in zwölf Distrikte abgetheilt, deren jeder von seinem eignen Herrn oder Hauptmann regiert wurde. Ihre Polizey aber war nicht so gut, als auf den andern Inseln; denn derjenige wurde für den klügsten und geschicktesten gehalten, der so künstlich zu stehlen wußte, daß keiner ihn ertappte. Wurde aber jemand entdeckt, so geschah ihm weiter nichts, als daß er das Gestohlene wieder heraus geben mußte. War jemand von einem aus seinem eigenen Distrikte beleidigt, so hielt er es für klein, sich darüber bey seinem Hauptmanne zu beschweren; er rächte sich vielmehr



mehe selbst, indem er alle seine Freunde und Verwandten zu Hülfe nahm, und Wiedervergeltung ausübte. Sodann zogen sie insgesammt weg, und ließen sich in einem andern Distrikte nieder.

Ihr Gottesdienst war folgender. In jedem Distrikte war eine große Säule oder Pyramide, von losen Steinen, so hoch als möglich, aufgeführt. Hier versammelten sich die Eingebornen zu gewissen Zeiten, sangen und tanzten um dieselbe herum. Dieß war auch der Ort, wo sie kämpften, rangen, und andre Proben ihrer Behendigkeit ablegten. In einem der Distrikte war, statt der Pyramide von losen Steinen, eine natürliche, die aus einem schmalen und an hundert Klafter hohen Felsen bestand. Hier verehrten die Eingebornen ihren Gott Idase, dessen Namen noch jetzt der Felsen führt. Sie waren in beständiger Furcht, daß er einmal umfallen würde; so oft sie daher ein Schaf oder eine Ziege schlachteten, brieten sie ein Stück davon, und schickten es durch zwei Personen dem Felsen als ein Geschenk. Im Hingehen sang derjenige, der das Opfer trug, die Worte: „*O Iguida, o Iguan, Idase!*“ das heißt in ihrer Sprache:

che: „Er will fallen, Idase!“ Der andre antwortete darauf in dem nämlichen Tone: „Gan-gerte, y guantaro,“ das heißt: „Sieb ihm, und er wird nicht fallen.“ Dann warf er das Fleisch hin, und beyde giengen weg, worauf es von den Raben, die um den Felsen herum schwärmten, bald verzehrt wurde.

Gegen die Sonne und den Mond bezigten sie eine große Verehrung, und berechneten die Zeit sehr genau, um zu wissen, wenn Neumond, Vollmond, und andre gottesdienstliche Tage einfallen würden. Außerdem erkannten sie einen Gott im Himmel, größer als alle andre, Namens Abora, welchen sie anbeteten. Unser spanischer Verfasser versichert, der Teufel sey den Eingebornen zuweilen in Gestalt eines kleinen Pudelhundes erschienen.

Sie fürchteten sich außerordentlich vor Krankheiten, so daß wenn jemand von ihnen krank wurde, er seine Freunde und Verwandten kommen ließ, und zu ihnen sagte: „Waka-guare,“ das heißt: „Ich wünsche zu sterben.“ Sie trugen ihn darauf in eine Höle, legten ihn auf ein Bett von Ziegensellen, setzten einen Krug mit Milch neben ihn, schlossen dann den Eingang der Höle zu, und ließen ihn so ganz
allein



allein sterben. Sie begruben ihre Todten in Hölen, und legten immer Ziegenfelle unter sie, weil sie es für unschicklich hielten, daß ein Leichnam die Erde berühre.

Sechster Abschnitt.

Alte Einwohner der Insel Teneriffa.

Die Eingebornen dieser Insel waren überhaupt von mittlerer Statur. Die Bewohner der nördlichen Seite waren viel weißer, und hatten ein helleres Haar, als die Bewohner der südlichen Gegenden.

Kurz vor der Eroberung der Insel (um das Jahr 1493) hatten sie einen König, Namens Bezenuria, welcher die ganze Insel beherrschte. Er hatte neun Söhne, die nach dem Tode ihres Vaters das Reich gleich unter sich theilten, so daß die Insel aus neun Königreichen bestand. Acht derselben huldigten dem Imohat, dem ältesten der Brüder, welcher der mächtigste war; denn er besaß den reichsten und fruchtbarsten Theil der Insel, worinne er siebentaufend streitbare Leute aufbringen konnte. Die königliche Würde hieß in ihrer Sprache

Que-



Quebecht, und beruhte auf der Wahl. Im Sommer wohnte der König auf den Bergen, im Winter aber an der Seeküste. Wenn er seine Residenz veränderte, oder sonst von einem Orte zum andern reisete, versammelten sich die Aeltesten seiner Zunft, und trugen ihm einen Scepter und eine Lanze, mit einer Art von Flagge an der Spitze, vor, um dadurch allen, die sich auf dem Wege befinden mögten, die Annäherung des Königs kund zu thun, damit sie ihm die gewöhnliche Huldigung erweisen könnten. Diese bestand darin, daß man sich vor ihm zur Erde niederwarf, mit dem Zipsel seines Kleides den Staub von seinen Füßen abwischte, und sie küßete.

Der König war allemal verbunden, eine Person von gleichem Stande mit ihm zu heirathen; fand sich aber eine solche nicht, so nahm er seine eigne Schwester zur Gemahlin, weil es ihm nicht erlaubt war, seine Familie durch Vermischung mit unedelm Geblüte zu erniedrigen.

Die Eingeborenen erkannten einen Gott, welchen sie Achguarirgenan, Achoran und Achamau nannten, welches so viel heißt, als
I Band. Z Erhol-



Erhalter des Himmels und der Erde. Sie gaben ihm auch die Namen, Achuhuiaban, Nahuhufana und Aguayarerar, das heißt: der Große, der Erhabene, und der Erhalter aller Dinge.

Wenn sie durch Mangel an Regen oder auf andre Art in große Noth kamen, so versammelten sie sich, an gewissen besonders dazu bestimmten Orten, mit ihren Kindern und Herden, setzten sich mit ihren Kindern in einem Kreise auf die Erde, und heulten und weinten aufs beweglichste, wobey zugleich ihre Heerden aus Mangel an Futter ein großes Geblöcke machten; denn sowohl Menschen als Vieh mußten in solchen Fällen das strengste Fasten beobachten.

Kein Mann durfte mehr als eine Frau nehmen, und sie heiratheten ohne alle Rücksicht auf Verwandtschaft, Mütter und Schwestern allein ausgenommen. Sie konnten ihre Frauen verstoßen, wenn es ihnen beliebte, aber die Kinder solcher verstoßenen Frauen wurden für Bastarde gehalten, und konnten ihres Vaters Güter nicht erben. Wenn eine Mannsperson einem Frauenzimmer allein auf dem Wege oder
an

an einem einsamen Orte begegnete, so durfte er sie nicht ansehen, oder mit ihr sprechen, wofern sie ihn nicht zuerst anredete, oder ihn um etwas fragte; sondern er mußte ihr aus dem Wege gehen. Begegnete er ihr mit Worten oder auf eine andre Art ungebührlich, so wurde er hart gestraft. Wenn ihre Kinder zur Welt kamen, so wurden sie von Jungfrauen, die zu diesem Geschäfte besonders bestimmt waren, und nie heirathen durften, mit Wasser gewaschen.

Die Männer trugen Mäntel von Ziegenfellen, mit Butter zubereitet und geschmeidig gemacht. Die Mäntel der Frauen waren länger, und reichten ihnen bis auf die Füße; sie trugen auch einen Rock von den nämlichen Fellen darunter. Beide Geschlechter beschmiereten sich oft den Leib mit Schaffette, indem sie besonders mager waren, und eine sehr trockne Haut hatten. Ihre Sprache wich von der Sprache der andern Inseln gänzlich ab, und war sehr guttural. Sie hatten kein Eisen oder anderes Metall, und statt der Instrumente aus diesem Metalle, bedienten sie sich eines schwarzen harten Steines, der scharf geschliffen und



so gefertigt war, daß man Schafe damit schlachten, Bauholz damit fällen und bearbeiten konnte, u. s. w.

Sie hatten oft Streitigkeiten unter einander wegen ihrer Herden und Weiden, die sich gewöhnlich durch einen Krieg endigten. Ihre Waffen waren Wurfspieße, von schwarzen Lannen gemacht, und gleich denen in Großkanaria vorn scharf zugespitzt und im Feuer gehärtet. Sie hatten auch eine Art von sehr scharfem Speere, welchen sie Anepa nannten, und sie waren so geschickt im Werfen dieser Waffen, daß sie fast nie ihr Ziel verfehlten. Wenn ein Feind sich näherte, so setzten sie das Land dadurch in Alarm, daß sie einen Rauch machten, oder pfeifen, welches dann der eine nach dem andern wiederholte. Dieses letztere ist noch unter ihnen gebräuchlich, und ihre Pfeifen ist so durchdringend, daß man es unglaublich weit hören kann.

Alle Einwohner dieser Insel waren in drei Klassen abgetheilt, nämlich in höhern Adel, niedern Adel, und Bauern. Die erstern hießen Achimensen, das ist, von des Königs Hause oder Familie; denn ein König hieß in ihrer

Epra-

Sprache Menschey, wenn sie ihn aber anredeten, so nannten sie ihn Quebehinra, das ist: Eure Hoheit. Die zweyte Klasse hieß Eilsiquiko, und die dritte, Achifarnay. Sie glaubten, Gott habe sie aus Erde und Wasser geschaffen, eben so viel Frauen als Männer gemacht, und ihnen Vieh und alles Nöthige zum Unterhalte gegeben. Da es ihm aber nachher geschienen, daß ihrer zu wenig wären, habe er ihrer noch mehrere erschaffen, denen er aber nichts gegeben; und als sie ihn um Herden von Ziegen und Schafen gebeten hätten, habe er zu ihnen gesagt, sie sollten hingehen, und den andern dienen, die ihnen dafür ihren Unterhalt geben würden. Von diesen also, sagen sie, stammen die Achifarnay oder Dienstleute.

Sie hatten die Gewohnheit, daß in der Höhle oder dem Hause, worin Mann und Frau zusammen schlafen, kein andrer schlafen durfte. Sie lagen nicht zusammen, sondern jedes hatte sein besonderes Bett in dem nämlichen Hause oder Höhle. Diese Betten bestanden aus Kräutern oder Gras, mit Ziegenfellen bedeckt, die sehr sauber zubereitet und zusammen ge-
het



het waren: ihre Ueberdecken waren von eben solchen Zellen.

Es gab unter ihnen Künstler, welche die Ziegenfelle bereiteten, und ihre Kleider machten, Löpfer, welche irdene Gefäße verfertigten, und Zimmerleute, welche Holz verarbeiteten. Diese bezahlte man für ihre Arbeit mit Fleisch, Gerste oder Wurzeln.

Die Eingebornen von Teneriffa waren sehr sauber und reinlich. Sie wuschen sich Hände und Gesicht, so oft sie vom Schlaf aufstanden, oder sich zum Essen niederlegten, oder gegessen hatten. Ihre Speise war Schaf- und Ziegenfleisch, gebraten oder gekocht. Dieß aßen sie allein, und nicht, wie die Europäer, mit Brod oder Wurzeln. Sie aßen auch Gerstenmehl geröstet, und mit Butter und Milch zugerichtet. Wenn sie gegessen hatten, tranken sie nicht eher, als eine halbe Stunde nachher, weil sie glaubten, daß kaltes Wasser, gleich auf warme Speisen getrunken, ihnen die Zähne verderbe. Sie hatten kein ander Vieh, als Schafe und Ziegen. Ihr Getreide war Weizen und Gerste: den ersten nannten sie Triguen, die
 letzte.



lehtere Laro. Ein Schaf nannten sie Ana, und eine Ziege Ara.

Die Männer bearbeiteten den Boden, indem sie ihn mit hölzernen Karsten umhackten, und die Weiber säeten den Samen. Ihre Saatzeit war im Monat August, welchen sie Venesmei nannten. Sie hatten Bohnen und Erbsen oder Wicken, und alles dieß nannten sie Ha-eichel. Milch nannten sie Ihos, Butter Dche, und Syrup, den sie von Molanes machten, Chacerquen. Sie machten diesen auf folgende Art. Wenn die Molanes reif waren, so legten sie sie drey oder vier Tage an die Sonne, mahlten sie dann, und kochten sie in Wasser, bis dieß fast ganz ausgedünstet war. Dann seigten sie das übrige durch eine Art Sieb von Binsen, und bewahrten es auf, als eine Arznei gegen Durchlauf und Seitenstechen, welche Krankheiten sehr gemein auf dieser Insel waren. Fühlten sie heftige Schmerzen, so ließen sie Blut aus den leidenden Theilen mit Lanzetten, die von scharfen Steinen gemacht waren.

Ihre Kriege betrafen gemeiniglich die Gränzen ihrer Ländereyen und Viehweiden. Die



Weiber begleiteten sie in den Krieg mit Lebensmitteln, und so bald einer von den Männern getödtet wurde, trugen sie ihn weg, und begruben ihn in eine Höle. Wenn jemand starb, so bewahrten sie den Leichnam folgendergestalt auf. Erst trugen sie ihn in eine Höle, und legten ihn auf einen flachen Stein, wo sie ihn öffneten, und die Eingeweide heraus nahmen. Dann wuschen sie ihm zweymal des Tages die porösen Theile, nämlich die Nierengruben, hinter den Ohren, die Weiche an der Scham, zwischen den Fingern und den Klacken, mit kaltem Wasser. Nachdem sie ihn hinlänglich gewaschen hatten, beschmierten sie diese Theile mit Schafbutter, und bestreuten sie mit einem Pulver von dem Staube vermoderter Fichten und eines Gesträuchs, welches die Spanier Bressos nennen, arbst dem Pulver von Zingstein. Dann ließen sie den Leichnam liegen, bis er vollkommen trocken war, da denn die Verwandten des Verstorbenen kamen, und ihn in bereitete Schaf- oder Ziegenfelle einwickelten. Nachdem sie alles mit starken ledernen Riemen fest zugeschnürt hatten, legten sie ihn in die Höle, die der Verstorbene zu seinem Begräbniß bestimmt hatte, ohne alle Bedeckung. Der

Kd.

König durfte nirgends anders, als in der Höle seiner Vorfahren begraben werden, worin die Leichname so gestellt waren, daß man sie wieder erkennen konnte. Dieß Geschäft ward nur von besonders dazu bestimmten Personen verrichtet; die Männer aber wurden von Männern, und die Frauen von Frauen einbalsamirt. Während der Zeit, daß es geschah, bewachten sie die Leichname sehr genau, damit sie nicht von den Raben gestressen würden. Der Mann oder die Frau des Verstorbenen brachte den Hültern unterdessen zu essen, und wartete ihnen auf.

(Der englische Herausgeber merkt hierbey an, daß man vor nicht gar langer Zeit zwey solcher einbalsamirten Leichname in einer Höle gefunden hätte, die unverschet und so leicht wie Kork, aber noch ganz frisch, und ohne allen widrigen Geruch gewesen wären. Ihre Haare, Zähne und Kleider wären gleichfalls ganz unverdorben gewesen. Er selbst habe vor einigen Jahren zwey Eingeborne von Teneriffa in eine dieser Hölen, die fast unzugänglich wären, steigen lassen, um zu sehen, ob sie keine solcher Leichname finden könnten: sie hät-



ten ihm auch einige Knochen, Stücken von Ziegelfellen, und einen Schedel mit etwas Haar bewachsen, welcher schwarz und dünne gewesen, herausgebracht, und die Felle wären noch ganz frisch und mit Haaren bedeckt gewesen.)

Ihre Art Gericht zu halten war folgende. Sie suchten irgend eine geräumige Ebene in der Insel aus, und setzten in die Mitte derselben einen breiten und hohen viereckigten Stein, und zu jeder Seite verschiedene andre, die nicht so groß und hoch waren. An dem bestimmten Tage des Gerichts setzte sich der König, der immer in diesen Fällen zugegen war, auf den hohen Stein, und die vornehmsten Aeltesten des Districts nach der Ordnung ihres Alters auf die Kleinern, und so hörten sie die Streitsachen an, und fällten ihr Urtheil. Ward jemand zur Leibesstrafe verurtheilt, so legte man ihn platt auf den Boden, der König übergab einem Anwesenden den Stab oder Scepter, den er immer bey sich führte, befahl ihm, dem Verbrecher so viel Streiche damit zu geben, als er nach Beschaffenheit des Verbrechens für gut fand, und ließ ihn dann aus seiner Gegenwart entfernen. Hatte jemand einen

Mord



Word begangen, so nahm der König ihm sein Vieh und seine Güter weg, gab sie den Verwandten des Ermordeten, und verbannte den Mörder aus seinem Districte; zugleich aber nahm er ihn unter seinen Schutz, damit die Freunde und Verwandten des Ermordeten ihm nichts zu Leide thäten. Nie strasteten sie irgend einen Menschen mit dem Tode; denn sie sagten, es komme nur Gott allein zu, das Leben zu nehmen, welches er gegeben hätte.

Die Eingebornen dieser Insel beteten keine Götzen an; hatten auch keine Bilder der Gottheit. Außer den bereits angeführten Namen Gottes, nannten sie ihn auch Guararirari, das ist: Besitzer der Welt, und Atchuaychafunatuman, das ist: Besitzer des Himmels; denn Atuman heißt in ihrer Sprache, der Himmel. Nach der Eroberung ihrer Insel nannten sie die Jungfrau Maria, Atmayequayarirari, Mutter des Besitzers der Welt.

Sie hatten die Gewohnheit, daß, wenn jemand zu einem andern gehen wollte, er nicht gleich ins Haus gieng, sondern sich auf einen



einen Stein vor der Thür setzte, und da so lange pfiß oder sang, bis jemand heraus kam, und ihn herein nöthigte. Wer diese Cärimonie nicht beobachtete, sondern unein- geladen in eines andern Haus gieng, wurde gewiß bestraft, denn man hielt dieß für eine große Beschimpfung.

Sie hatten eine wunderbare Fertigkeit, ihre Schafe und Ziegen zu zählen, wenn sie unordentlich durch einander aus der Hürde giengen, ohne nur ihre Lippen zu regen, oder mit den Fingern darauf zu weisen.

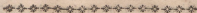
Die Sprache der Araber ist sehr reich, und sie haben eine große Anzahl von Wörtern, die wir nicht kennen. Sie haben auch eine sehr schöne Poesie, und sie sind sehr geistreich. Sie haben eine sehr große Anzahl von Büchern, die sie sehr geschätzt haben. Sie haben eine sehr große Anzahl von Wissenschaften, die sie sehr geschätzt haben. Sie haben eine sehr große Anzahl von Künsten, die sie sehr geschätzt haben. Sie haben eine sehr große Anzahl von Tugenden, die sie sehr geschätzt haben.

Die Araber sind sehr geistreich, und sie haben eine sehr große Anzahl von Wissenschaften, die sie sehr geschätzt haben. Sie haben eine sehr große Anzahl von Künsten, die sie sehr geschätzt haben. Sie haben eine sehr große Anzahl von Tugenden, die sie sehr geschätzt haben. Sie haben eine sehr große Anzahl von Büchern, die sie sehr geschätzt haben. Sie haben eine sehr große Anzahl von Wissenschaften, die sie sehr geschätzt haben. Sie haben eine sehr große Anzahl von Künsten, die sie sehr geschätzt haben. Sie haben eine sehr große Anzahl von Tugenden, die sie sehr geschätzt haben.



Aus der allgemeinen Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande, dritter Band S. 595 und ff. und vierter Band S. 1 und ff., wo die Verfasser derselben eine Beschreibung von Guinea aus verschiedenen Nachrichten zusammen getragen haben.





Eintwohner von Guinea.

Erster Abschnitt.

Eintwohner auf dem Vorgebirge Monte.

Dies Vorgebirge liegt in sechs Graden zwei und vierzig Minuten nördlicher Breite.

Die Bewohner des gesunden, fruchtbaren und anmuthigen Vorgebirges Monte sind sehr artig, gesittet, gesellig, redlich, ohne Eigennuß und arbeitsam. Ihre vornehmsten Beschäftigungen sind, daß sie Reis pflanzen und Salz kochen, welches beides sie für den König, als dessen Sklaven, thun müssen. Sie führen selten Krieg mit ihren Nachbarn, und vergleichen einen entstehenden Zwist gütlich. Jeder Mann heirathet so viel Frauen, als er erhalten kann: und weil die Frauen hier fleißig arbeiten, so kostet es nicht viel, sie zu ernähren. Sie leben sehr einig, und scheinen über die Freyheiten, welche sie sich mit andern Männern nehmen, nicht sehr mißvergnügt zu seyn. Alle Regierungssachen werden durch die Rabo-
schiren,



schien, die nach ihrer Erfahrung oder Hergastigkeit die Vornehmsten in der Stadt sind, ausgemacht.

Die Kinder von beyden Geschlechtern gehen ganz nackt bis ins dreyzehnte oder vierzehnte Jahr, und haben nur Gürtel von Krystall oder Glaskügeln um den Unterleib. Nach der Zeit tragen die Mannspersonen von einigem Stande nur ein Stück Rattum, aber die Gemeinen gehen nackt. Niemand als der König mit seinen Hauptleuten und Officieren ist bekleidet. Die Mädchen und schlechten Frauenspersonen haben Gürtel von Grase oder Palmblättern, die sie roth oder gelb färben. Diese Gürtel sind sehr dick, und bedecken sie vom Unterleibe bis auf die Knie. Die Reichen haben eine oder zwey Pagnes, welche sie vom Kagen bis auf das dicke Bein bedecken. Sie tragen Halsbänder aus verschiedenen Schnüren zusammen gesetzt, auch Armänder von Glaskorallen, an den Armen, Ellbogen und Fersen, woran einige silberne Glöckchen hängen, die, wenn sie tanzen, ein angenehmes Getöse machen. Sie lieben die Länge, und die Nachahmung der europäischen Länge sehr. Das Frauenzimmer ist hier überhaupt teufcher

leuscher und eingezogener, als sonst bey den Schwarzen, und die Männer sind auch eifersüchtiger.

Eine Kleidung, welche beyde Geschlechter tragen, nennen sie die *Tomi*. Die Frauenpersonen binden sie um die Hüften, die Männer aber etwas tiefer. Beyde Geschlechter wickeln die welligten Haare auf ihrem Kopfe in Locken mit Golde und Steinen auf, und verwenden darauf viel Zeit und Nachdenken.

Die Frauenzimmer sind große Liebhaberinnen von dem, was sie *Getischen* nennen, und wodurch sie die Männer an sich zu ziehen glauben. Sie machen sich einen Streif von rother, weißer oder gelber Feuchtigkeit um die Stirne, der, weil er dünne ist, in parte Striche zergeht, ehe er trocknet. Andre machen damit Kreise um ihre Arme und Leiber, und gefallen auf diese Art.

Der Männer Zierrath besteht in Ringen um die Arme und Fersen von Metall, Kupfer, Zinn oder Elfenbein. Eben dergleichen tragen sie auch an den Fingern und an den Zehen, nebst einem Halsbände von Affenzähnen und elfenbeinernen Nägeln mit breiten Knöpfen in den Ohren. Die meisten von ihnen haben eine

oder mehrere dieser Zierrathen, und suchen darin einander zu übertreffen.

Ihre Häuser sind, wie die der Schwarzen an der Sanaga, gebaut, sie werden aber sehr reinlich gehalten. Des Königs und der Vornehmsten ihre sind lang, manche zwey Stockwerke hoch, mit einer gewölbten Decke von Aesten oder Palmblättern, die so dicht sind, daß Regen oder Sonne nicht durchdringen können. Sie theilen solche in verschiedene Zimmer.

Der Eingang, welcher ihr Audienzsaal und Esplatz ist, hat rund herum einen Sopha von Erde oder Leimen, der sich etwa einen Fuß hoch über den Boden erhebt, und fünf bis sechs Fuß breit ist. Diese Bank bedecken sie mit feinen Matten von Gras oder Palmblättern, die auf mancherley Art gefärbt sind, sehr schön aussehen, und lange Zeit halten. Die Großen und Reichen bringen hier die meiste Zeit zu.

Da liegen sie mit dem halben Leibe und mit dem Kopfe an ihrer Frauen Busen, rauchen, schwagen, und trinken Palmwein. Ihre Schlafkammer stößt gleich daran. Hier haben sie einen Sopha, worauf sie Matten legen, die dicker als die vorerwähnten sind. Diese dienen ihnen anstatt der Betten, und sie

umge-

umgeben solche mit zusammen genähten Pagnen oder gedruckter Leinwand, wie mit Vorhängen. Ihre Küchen sind allemal von den Wohnhäusern abgesondert, und sehr reinlich.

Auf dem Wasser fahren sie in Kanoes, welche aus einem einzigen Bollenbaume gemacht sind. Einige haben acht bis zehn Fuß Breite, und führen bey zwanzig Rudern. Die Schwarzen rudern alle vorwärts stehend; sie schlagen mit großer Geschicklichkeit zusammen, und singen, als zu einer großen Ehrenbezeugung, allemal, wenn sie einen Kaboschir führen.

Ihre Sprache ist, da sie nichts von Ränken u. s. f. wissen, auf wenig Worte, die ihre Nothwendigkeiten ausdrücken, eingeschränkt. Wenn man weiter fortreiset, so verändert sie sich etwas. Ihre Gesänge sind nur eine hundertmalige Wiederholung von sechs Worten.

Die Religion ist hier, so wie auf der ganzen Küste, wo sich der muhamedanische Glaube noch nicht ausgebreitet hat, eine Vermischung von Aberglauben, Abgötterey und Unwissenheit. Sie fürchten sich sehr vor dem Teufel, und beten ihn an, ohne ihn zu lieben, oder für einen Gott zu erkennen.



Zweiter Abschnitt.

Einwohner auf dem Vorgebirge Mesurado.

Die Einwohner auf dem Vorgebirge Mesurado, das sechszehn Seemeilen von dem Vorgebirge Monte entfernt liegt, sind von einer guten Statur, wohl gewachsen und stark, haben ein kriegerisches Aussehen, und sind sehr tapfer. Sie sind ein verständiges Volk, denken richtig, drücken sich wohl aus, und verstehen ihren Vortheil sehr wohl. Die holländischen, englischen und portugiesischen Schriftsteller beschreiben sie als treulos, listig, rachgierig und im höchsten Grade grausam. Gleichwohl versichert auch ein Engländer, sie wären höflich und leutselig, aber dabey große Bettler, selbst den König und seine Kaboschiren nicht ausgenommen.

Sie bauen ihr Land sorgfältig, und thun alles mit Nachdenken und Ordnung. Wenn es ihnen einfällt zu arbeiten; so sind sie unermüdet. In der Freundschaft sind sie sehr beständig, und was ihre Frauen betrifft, sehr eifersüchtig. Wegen ihrer Töchter machen sie
 sich

sich nicht so viel Bedenken; sondern geben ihnen völlige Freyheit zu leben, wie sie wollen, welches sie auch nicht verhindert, Männer zu bekommen. Der Liebhaber ist es vielmehr wohl zufrieden, daß seine Braut Proben ihrer Fruchtbarkeit abgelegt, und durch Austheilung ihrer Gewogenheit einen Schatz gesammelt hat. Denn dadurch wird ihm das wieder ersetzt, was er ihren Eltern geben müssen. Sie lieben ihre Kinder ungemein, und es ist ein sicherer Weg, sich bey ihnen in Gunst zu setzen, wenn man diesen liebkoset, und ihnen kleine Geschenke macht.

Ihre Kleidung, ihr Vieh und ihre Früchte sind wie an dem Vorgebirge Monte. Der Frauenzimmer Putz ist wie zu St. Jago. Ihre Kaboschiren tragen eine gestreifte Kutte, die ihnen bis an die Knie geht, und wenn sie einen alten Hut bekommen können; so thun sie sehr stolz damit.

Ihre Waffen sind Lanzen, etwa fünf Fuß lang, mit spitzigem Eisen beschlagen, kleine Bogen und Pfeile, die meistens am Ende mit einer schwarzen Materie vergiftet sind, die unfehlbar tödtet, so bald sie das Blut berührt, wenn das vergiftete Glied nicht gleich abge-



schnitten wird. Ihre Pfeile haben keine Eisenspitzen noch Federn, sie schießen auch damit nicht nach einem Ziele, sondern aufs Gerathewohl, und kommen doch nahe genug dahin, wohin sie wollen. Sie haben auch viereckigte Schilde von dünnen Bretern, etwa vier Fuß lang und zwey Breit, mit Handgriffen innwendig, um sie an ihren linken Arm zu hängen; doch so, daß die Hand zur Führung des Bogens frey bleibt.

Das Land ist sehr vollreich. Die Dörfer sind groß und voll Kinder, weil die Frauen fruchtbar sind, und die Vielweiberey verstattet ist. Außerdem wird auch niemand, als nur die Verbrecher, zu Sklaven verkauft.

Zwo Meilen von dem Vorgebirge sind drey sehr schöne Dörfer. Jedes hat zwanzig Häuser, die auf der Spitze wie die Heuschaber in Holland gedeckt sind. In jedem Hause wohnen gemeiniglich funfzig bis sechzig Männer, Frauen und Kinder, alle unter einander.

Obgleich die Schwarzen in ihren Gebäuden nicht viel Symmetrie beobachten, so sind doch ihre Dörfer sehr angenehm. Sie sind meistens mit Erdmauern umgeben, die viel höher und dicker sind, als die um ihre Häuser. Sie
sind

sind mit einem Graben umringt, aus welchem die Erde genommen wird. Des Königs Haus unterscheidet sich von den übrigen nur durch die Menge und Größe der Abtheilungen, und eine große Audienzhalle, wo er fremde annimmt.

Mitten in jedem Dorfe ist eine Art von Bühne, ohngefähr sechs Fuß über dem Boden etwas erhoben, wohin man auf Leitern hinan steigt. Man nennt sie den Kalde oder den Versammlungsplatz. Boden und Dach ist wie in ihren Häusern. Sie kommen hier wegen aller ihrer Geschäfte zusammen, so daß es eine Art von Börse, oder vielmehr von Kaffehaus ist. Die Müßigen gehen hieher zu schmauchen und zu schwagen, die Staatsleute um Neuigkeiten zu hören. Den Reichen werden ihre Matten, sich niederzusetzen, durch Sklaven nachgetragen, andre tragen sie selbst, und noch andre miethen sie von des Königs Beamten, die auf den Platz Acht haben.

Mitten in des Königs Stadt, Andrea, ist eine Versammlungshalle, wo man zusammen kommt, Sachen anzuhören, Recht zu sprechen, und Staatsfachen abzuhandeln. Der Boden ist von Erde, etwa vier Fuß über dem Grunde



erhoben, und darüber ist ein zirkelrundes Gebäude, welches auf Pfosten ruhet, und mit Palmästen bedeckt ist. Zwischen dem Hause und dem Grunde ist es nach allen Seiten zu öffnen, damit es Licht und Luft habe, und hat etwa zwölf Ellen im Durchmesser.

Die Stadt besteht aus etwa vierzig Häusern oder vielmehr elenden Hütten. Die Mauern sind von Erde oder in einander geflochtenen Zweigen, mit Erde überkleidet. Man kriecht durch Thüren oder Löcher, die nicht über zwey Fuß hoch sind, hinein, und findet eine Bank von Erde etwa zwey Fuß vom Boden, die mit einer darauf gelegten Matte anstatt eines Bettes dienet. Feuer machen sie selten, außer in der Regenzeit, und alsdann mitten im Hause. Sie machen sehr feine Matten, und wirken artig Figuren roth und weiß hinein.

Ihre Häuser sind sehr reinlich, und die Küchen mit dem Boden eben, auf der Seite, wo der Wind am meisten hingu kann, offen, und auf den drey andern mit Pfälen, die mit rother Erde ausgefüllt sind, zugeschlossen. Diese Häuser sind den Marktschreyerbühnen in Europa sehr ähnlich.

Die Vorderseite ist offen, und der Boden hat vorne einen Platz von fünf bis sechs Fuß breit, wo die Schwarzen den Tag auf Matten mit ihren Frauen und ihrer Familie zubringen. Die Mauern dieser Zimmer sind von rother Erde, etwa einen Fuß dick. Die Decke erhebt sich wie bey einem Zelte, und ist mit Zweigen oder Palmblättern gemacht. Zur Rechten und Linken sind zwey Bänke, einen Fuß hoch und vier breit, worauf sie einen Fuß dicke Matten legen, die sie mit Rattun oder Calico bedecken, und mit dergleichen Vorhängen umgeben.

Der Boden besteht aus großen und runden Balken, die hart an einander gelegt, und in verschiedenen Orten zwischen den Querbäumen, welche sie tragen, stark befestigt sind. Sie bedecken diese Balken mit dichten Häuten, worüber sie dicke rothe Erde wohl schlagen, und daraus entsteht ein starker fester Boden, den ihre Frauen sehr reinlich halten. In der Mitte machen sie etwa sechs Zoll hoch eine Erhöhung von zwey Fuß ins Gevierte, auf der sie Tag und Nacht ein beständiges Feuer unterhalten, den Tag zu rauchen, des Nachts die Fliegen weg zu treiben, und sich vor der Kälte



und Feuchtigkeit der Luft zu verwahren. Dieser Kammern giebt es so viel, als der Mann Weiber hat, bey denen er nach der Reihe schläft. Ihre Größe richtet sich nach der Zahl jeder Familie. Die Frau, bey der der Mann die Nacht zubringen will, hält seine Abendmahlzeit fertig.

Außer diesen Kammern oder Häusern haben sie noch besondere Plätze, ihren Vorrath von Reis, Mais, Hülsenfrüchten, Palmöl, Brantwein, und andre Nothwendigkeiten aufzubehalten. Diese sind rund wie Taubenhäuser, mit einem spitzigen Dache. Es liegen Schlösser davor, wozu der Hauswirth die Schlüssel in Verwahrung hat, und täglich oder wöchentlich so viel austheilet, als er zum Unterhalte jeder Familie für nöthig hält. Bey allem diesen leben die Frauen in Frieden. Den Tag ausgenommen, da sie den Mann zu Hause erwarten, bringen sie ihre Zeit mit Arbeiten zu Hause oder auswärts, und mit Besorgung ihrer Kinder zu. Alle Häuser, welche einer Person zugehören, sind mit einer Erdmauer, sieben bis acht Fuß hoch, eingeschlossen, und mit einem Dache von Zweigen oder Palmblättern bedeckt.

Ihre



Ihre Religion ist eine verwirrte Abgötterei; wobei sie ihre Gottheiten der Fetisches oft verändern. Ihre Anbetung der Sonne ist beständiger. Sie opfern derselben Palmwein, Früchte und Vögel. Vormalß opferten sie auch Menschen; aber seit dem sie den Vortheil entdeckt haben, ihre Kriegsgefangenen an die Fremden zu verkaufen, hat diese Gewohnheit aufgehört. Ein großer Priester thut diese Opfer, und hat nebst dem Könige das Beste davon; das übrige bekommt das Volk. Die muhamedanische Religion hat nie hier Fuß gefaßt.

Dritter Abschnitt.

Einwohner der inländischen Länder, besonders die Quojaer.

Die Schwarzen sind überhaupt sehr geil, welches Krankheiten verursacht, und ihr Leben verkürzt. Sie lieben starke Getränke sehr, besonders Branntwein, wenn er ihnen gegeben wird, selten aber kaufen sie ihn. Die Frauenspersonen bedienen sich gewisser aus Kräutern und Rinden gemachter Getränke, um
laster.



lasterhafte Begierden zu erregen. Indessen sind die Leute in diesen Gegenden sonst wohl gestittet, und von einem guten Umgange, vergießen auch nicht leicht Blut, wo sie nicht aufgebracht werden.

Sie leben in großer Einigkeit und Freundschaft, und sind bereit, einander im Nothfalle mit Kleidern und Lebensmitteln beizustehen, auch sich damit und mit Sklaven oder andern Dingen von Werthe zu beschenken. Wenn jemand stirbt, und nicht genug hinterläßt, daß er begraben werden kann; so tragen seine Freunde die Unkosten. Sie pflegen sich zwar nicht einander selbst zu befehlen, machen sich aber darüber bey Freunden kein Bedenken.

Die Vielweiberey ist hier auch, wie in andern Ländern der Schwarzen, gewöhnlich. Die erste Frau, welche Makimah heißt, hat den Vorzug vor den übrigen. Der Bräutigam macht der Braut dreyerley Geschenke; nämlich Korallen, Pagnes oder Zeuge, und eine Kiste, um ihre Sachen darin aufzuheben. Ueberdies giebt er ihr auch noch einen metallenen Kessel, ein Becken, oder, nach Beschaffenheit ihres Standes, einen Sklaven. Der Braut Vater schickt ein Geschenk von einem oder ein paar
Scla-

Elaven, zwey Kuffen, einem Köcher voll
 Pfeile, einen Säbel und Wehrgehente, und
 drey oder vier Fässer Reiß. Der Mann er-
 nähret die Knaben, die Frau die Mädchen.
 Sie machen sich kein Bedenken, Frauenpers-
 sonen zu heirathen, die ihre Jungferschaft ver-
 lohren haben, wenn sie nur reich sind. Die-
 se Schwarzen enthalten sich sowohl, als die
 von der Gambia, ihrer Frauen, so bald sie
 schwanger zu seyn scheinen.

Zehn Tage nach der Geburt legen sie ihren
 Kindern den Namen bey. In dem Tage, da
 der Knabe den Namen erhält, geht der Vater,
 in Begleitung seiner Hausgenossen, mit Bo-
 gen und Pfeilen bewaffnet, lärmend und sin-
 gend in der Stadt herum, und die Einwoh-
 ner, wo er vorbeý geht, gesellen sich mit mu-
 sikalischen Instrumenten zu ihm. Darauf
 nimmt der, welcher zu der Ceremonie bestimmt
 ist, das Kind von der Mutter, legt es mitten
 in der Versammlung auf ein Schild, und giebt
 ihm einen Bogen in die Hand. Nach diesem
 hält er eine lange Rede hievon an das Volk,
 kehrt sich alsdann zu dem Kinde, und wün-
 schet, daß es, wie sein Vater, arbeitsam, gaste-
 frey, ein guter Baumeister und Hauswirth
 seyn



seyn möge; seines Nachbars Frau nicht begehren, kein Trunkenbold, Verschwender, u. s. f. seyn solle. Hierauf hebt er das Kind auf, giebt ihm den Namen, und überreicht es seiner Mutter oder Säugamme. Die Gesellschaft trennt sich sodann, und die Männer gehen auf die Jagd, oder Palmwein zu zapfen. Nachmittags kommen sie wieder in der Stadt zusammen, wo des Kindes Mutter das Gefangene mit Reiß kocht, und sie bis in die Nacht schmausen.

Wenn ein Mädchen den Namen erhalten soll; so bringt die Mutter oder Säugamme das Kind dahin, wo die meisten Leute des Fleckens versammelt sind, legt es auf eine Matte auf die Erde, mit einem kleinen Stabe in der Hand, und vermahnt es, eine gute Hausmutter und Köchin, reinlich, keusch, und eine gute Hausfrau zu seyn; damit ihr Ehemann sie über alle seine andern Frauen lieben, und sie ihn auf die Jagd begleiten möge. Nach Endigung dieser Wünsche wird ihr der Name beigelegt.

Der älteste Sohn erbt alle Güter, Frauen und Kebsfrauen des Verstorbenen: und wenn jemand ohne Familie stirbt; so fällt alles auf seinen

seinen jüngern Bruder, wenn einer vorhanden ist. Die andern Kinder versorgt der Vater ordentlich bey seinen Lebzeiten, damit sie nach seinem Tode nicht in Armuth gerathen. Stirbt aber ein Mann ohne Söhne, so ist seines Bruders Sohn sein nächster Erbe, ob der Verstorbene gleich Töchter hätte; und wenn kein Mann in der Familie übrig bleibt, so bleibt der König sein nächster Erbe, muß aber alle zurück gelassene Töchter versorgen.

Menschen und Thiere werden hier von vielen in Europa unbekannten Krankheiten geplaget. Die Nasern rasen sehr. Der Blutfluß richtet die Schwarzen häufig, nach Verluste alles ihres Blutes, hin. Sie glauben, daß ihn die Zauberer zumege bringen. Die Pocken wüthen nicht weniger. Sie sind auch mit Krebsgeschwüren geplagt, die ihnen Nase, Lippen, Arme und Beine wegsfressen. Kopfschmerz und Zahnschmerz haben sie auch häufig.

Die Schwarzen durch das ganze Land, um Sierra Leona und in Duoja, sind einem gewaltigen Aufschwellen des Hodenbeutels unterworfen, welches ungemein schmerzhaft ist, und allen Genuß des andern Geschlechts, auch das Gehen, verhindert. Die Leute von Zolgia



gia und Hondo sind mit dieser Krankheit nicht so sehr geplagt, und sie ist anderswo völlig unbekannt.

Der Geldbau ist die vornehmste Beschäftigung der Schwarzen hier herum; denn sie sind der Handlung nicht sehr ergeben. Sie haben wenig Slaven zu verkaufen, und die große Menge der europäischen Schiffe, die längst ihren Küsten vorbeys segeln, erschöpft gar bald die Zähne, das Wachs, und das wenige Gattbeholz was sie haben.

Von dem Reize, den sie bauen, bekommt der König den Zehnten. Zwischen der Erndte beschäftigen sich die Quojaer mit Fischen, Jaggen oder Bauen. Niemand darf ohne Erlaubniß des Königs Büffel jagen, und dieser bekommt davon die Hälfte, und von allem andern Wildprete den dritten Theil. Wasserelefanten gehören dem Könige oder dem Oberhaupte völlig, und er giebt dem Jäger dafür, was ihm gut dünkt.

Die Fischer geben einen Theil ihres Fanges dem Priester des Belli, für die Seelen ihrer verstorbenen Anverwandten.

Die Häuser der Quojaer sind alle rund gebauet. Sie haben sowohl offene als befestigte

te Plätze. Die ersten sind zirkelrund gebauet, und mit Bäumen, die sehr dicht gepflanzt sind, eingefast. Die besetzten haben vier Arten von Bollwerken, wodurch ein so enges und niedriges Thor in die Stadt gehet, daß nur einer auf einmal durch kann. Ueber jedes Thor ist ein Schilderhaus von den Ästen eines Baumes. Diese Städte sind gleichfalls mit Pfählen von Weinspalmen umgeben, die lang, dick, und von sehr hartem Holze sind, und an die Bäume, welche darum stehen, dergestalt befestigt sind, daß man nichts durch diese Umzäunung sehen kann. In gewissen Weiten aber sind enge Oeffnungen, welche zu Schießlöchern dienen können. Die Straßen gehen kreuzweise von einem Bollwerke zum andern, und machen in der Mitte eine Art von Marktplatz. Alle Einwohner des offenen Landes und der Flecken haben in den besetzten Plätzen Häuser, zu welchen sie bey einem feindlichen Einfälle ihre Zuflucht nehmen.

Die Flüsse in dem Lande der Quojaer sind durch die Wasserfälle und Sandbänke für Canoes unbrauchbar. Daher haben sie eine Art von zusammen gebundenen Stäben, an deren jeder Seite ein Strick ist, der aus zusammen



gewundenen Wurzeln besteht, und dieß wird querüber auf die Höhe von drey Fuß gezogen, um die Reisenden vor dem Fallen ins Wasser zu sichern.

Es giebt in diesen Gegenden verschiedene Sprachen. Die der Folgianer ist die zierlichste, und heißt daher die Herrensprache. Die Schwarzen, welche einige Artigkeit besitzen, reden sehr zierlich, und bedienen sich oft verblümter Redensarten, die sie wohl anbringen.

Sie theilen den Tag nicht in Stunden, sondern erkennen nur, wenn es Mitternacht ist, an den fünf Sternen, die außer den Plejaden im Kopfe des Stiers erscheinen, und die sie des Herrn Sohn heißen.

Ihre Leichenbegängnisse sind im Hauptwerke wie bey andern Schwarzen, ob sie sich gleich in einigen Umständen und Zusätzen unterscheiden. Wenn der Körper wohl abgewaschen ist; so wickeln sie ihm das Haupthaar in Tocken auf, und setzen ihn auf Pfosten aufgerichtet hin, mit den besten Kleidern angezogen, die er bey seinem Leben getragen hat, oder die ihm auch, wie gewöhnlich ist, nach dem Tode gegeben werden, mit einem Bogen in der einen, und dem Pfeile in der andern Hand.

Die

Die nächsten Freunde halten alsdann eine ziemliche Weile eine Art von Scharmügel mit ihren Bogen und Pfeilen. Daraus knien sie rund um den Leichnam herum, mit dem Rücken nach ihm zu gelehret, und stellen sich an, als ob sie sehr aufgebracht wären, und schiessen so ihre Pfeile rund in die Welt, um, wie sie sagen, damit auszudrücken, daß sie bereit sind, den Todten gegen einen jeden, der Uebels von ihm reden würde, oder an seinem Tode Theil haben möchte, zu rächen. Hierauf erwürgen sie einige Sklaven des Verstorbenen, die zuvor mit den allerbesten Speisen sind bewirtheet worden, um ihm in jener Welt zu dienen.

Während dieser Zeit unterhalten die Weiber die Witwe, werfen sich vor ihren Füßen nieder, und wiederholen oft die Worte: Wischet eure Thränen ab, oder: Tröstet euch.

Sodann tragen zwei Leute den Leichnam auf einem Brette oder einer kleinen Leiter zu Grabe. Mit dem Körper werfen sie die erwürgten Weiber und Sklaven, Matten, Kessel, Becken, und andre dem Verstorbenen zuständige Kleinigkeiten, hinein. Alles bedecken sie mit einer Matte, und hängen seine Waffen



fen an eine Eisenstange, welche in einem Dache befestiget ist, welches sie über das Grab zur Abhaltung des Regens machen. Eine lange Zeit hernach setzen sie täglich Speisen hin, um in der andern Welt davon zu essen. Wenn ein Weib begraben wird, so hängen sie anstatt der Waffen ihre Becken und holländische Töpfe an die Stange.

Alle von einer Familie, wenn sie auch an noch so entfernten Orten sterben, begraben sie zusammen. Die Begräbnißplätze sind meistens verlassene und wüste Städte. Sie erwürgen die Personen, welche mit den Vornehmen begraben werden, weil sie das Menschenblut für zu kostbar halten, als daß es sollte vergossen werden. Sie verrichten solches mit einem Stricke, den sie ihnen hinter den Nacken binden. Sie verbrennen auch in ihrer Gegenwart die überbleibenden Speisen, mit denen sie bewiethet werden, weil sie solche für heilig halten. Aber diese barbarische Gewohnheit fängt an, sich zu verlieren; denn an den meisten Orten, wo sie im Schwange geht, verbergen die Leute ihre Kinder, so bald des Königs Krankheit tödtlich wird. Seine Bediente halten daher diese Gefahr mit aller Sorgfalt

salt geheim. Wenn die Versteckten wieder nach Hause kommen; so wirft man ihnen ihre Zaghaftigkeit auf das härteste vor, welches bey ihnen die größte Beschimpfung ist, und man sagt ihnen, wie schändlich es sey, daß sie mit ihrem Herrn oder Ehemanne nicht sterben wollen, dessen Brod sie doch gegessen haben.

Es wird auch von den nächsten Freunden eine Fasten, zehn Tage nach der Beerdigung bey Gemeinen, und dreyßig Tage bey Vornehmen gehalten. Diejenigen, welche diese Fasten halten, thun mit Aufhebung beyder Hände ein Gelübde, während der Zeit keinen Reiss zu essen, auch nichts zu trinken, als was zu dieser Absicht in einem Loche in der Erde aufbewahret wird; ingleichen, sich des Umgangs mit ihren Frauen zu enthalten. Die Frauen hingegen geloben, sich diese Zeit über in nichts, als weiße und schwarze Lumpen zu kleiden, mit ungebundenen Haaren zu gehen, und auf dem bloßen Boden zu schlafen.

Wenn die Fasten vorbey ist, so heben die Wäffenden wieder beyde Hände in die Höhe, anzuzeigen, daß sie alles genau erfüllt haben. Darauf gehen die Männer auf die Jagd, die Frauen kochen, was jene gefangen mitbrin-



gen, und alle schmausen zusammen haben. Endlich werden diejenigen, welche gefastet haben, mit einem Geschenke von einem Bette, Kleide, Salz, einer Eisenstange, und dergleichen, fortgeschickt.

Das Ansehen der Quojaer über die Länder von Silm Balm und Bulmberre, die größer und volkreicher sind als ihr eignes, rührt von ihrer guten Regierung her, die von weisen und vernünftigen Männern geführt wird. Sie erhalten ihre Unterthanen und Nachbarn in der Unwissenheit, wie klein ihr Land ist, und wie wenig es Einwohner hat, und lassen daher keinen durch ihr Land reisen. Dadurch nehmen sie zugleich mehreren Antheil an der Handlung. Sie dienen ihren Nachbarn als Unterhändler, und führen die Güter durch ihr Land, die die östlichen Schwarzen den westlichen, oder diese jenen schicken. Diejenigen, die nordwärts liegen, gehen mit den Quojaern eben so um, und lassen keine, als die sich unter ihrem Volke verheirathet haben, durch ihr Land zu den Völkerschaften reisen, die darüber hinaus liegen.

Obgleich die Quojaer dem Könige von Fologia unterworfen sind; so hat dieser Herr doch ihrem

ihrem Könige den Titel Dondagh, den er selbst führt, ertheilet, und der König der Quojaer ertheilet ihn eben wieder dem Könige von Bulmberre, der ihm, und nicht dem Könige der Folgia, huldigt.

Dieser ertheilet den Titel Dondagh dem Könige der Quojaer folgendergestalt. Der letztere liegt flach auf dem Boden, die Folgia werfen etwas Erde auf seinen Rücken, und fragen ihn, was für ein Name ihm am besten gefällt? Nachdem er das gesagt hat, rufen sie ihn laut aus, und setzen das Wort Dondagh mit dem Namen seines Landes hinzu. Darauf heißt man den neuen Dondagh aufstehen, beschenkt ihn mit einem Köcher voll Pfeile, der auf seinen Rücken gehängt wird, und giebt ihm einen Bogen in die Hand, anzuzeigen, daß er nun verbunden ist, das Land mit aller seiner Macht zu schützen. Nach diesem huldigt der König von Quoja dem Könige von Folgia, und giebt ihm ein ansehnlich Geschenk von Leinwand, metallnen Kesseln, Becken u.

Der König von Quoja herrscht in seinem Lande ohne alle Einschränkung, und hält sehr fest über seine Vorrechte und sein Ansehen. Er hat eine große Menge Frauen, die meist von



den benachbarten Ländern hergebracht werden. Wenn er öffentlich erscheint; so sitzt er auf einem Schilde, anzuzeigen, daß er der Beschützer des Landes, der Anführer im Kriege, und der Vertheidiger ehrlicher Leute, die unterdrückt werden, ist.

Wer wegen eines Verbrechens vor ihm angeklagt wird, und auf sein Forderung nicht gleich erscheint, dem schickt er seinen Schild mit zwey Trommelschlägern, die nicht aufhören ihre Trommeln zu rühren, bis der Geforderte mit ihnen kommt, der in einer Hand seinen Schild, und in der andern die gewöhnlichen Geschenke trägt. Wenn er vor den König kommt, so wirft er sich nieder, streuet Erde auf seinen Kopf, bittet um Verzeihung, und erkennt sich für unwürdig, auf dem Schilde zu sitzen. Der Schild wird als eine Art von Verweise geschickt, um dem Angeklagten zu verstehen zu geben, weil er der ersten Forderung nicht gehorcht habe; so solle er selbst des Königs Platz einnehmen, und dessen Gewalt ausüben.

Wenn ein Vornehmer dem Könige aufwarten will; so überliefert er erst sein Geschenk der vornehmsten von seinen Frauen, die es dem Prinzen bringt, und bittet, daß dieser Anna
Er.

Erlaubniß erhalten möge, sich vor ihm auf die Erde zu werfen. Gewährt der König die Bittte, so wird das Geschenk angenommen, und der Bittende zugelassen; im gegenseitigen Falle aber stellt man das Geschenk dem Geber wieder zu, der es gleichwohl nicht wagt, nach Hause zurück zu gehen, bis er sich mit dem Könige verglichen hat, welches durch Hülfe einiger Freunde geschieht, die bey dem Könige in Gnaden stehen. Darauf wird er zum Gehöret gelassen, und das Geschenk angenommen, wo sein Fehler nicht gar zu groß ist. Denn alsdenn läßt der König sich nicht leicht zur Verzeihung bewegen.

Derjenige, der Verzeihung und Erlaubniß, den König zu sehen, erhalten hat, geht nach ihm zu, neigt sich gegen den Stuhl, auf welchem er auf einer feinen Matte sitzt, und beugt ein Knie, wobey er sich so tief neiget, daß sein Kopf auf seinem rechten Arme auf der Erde ruhet. Dabey sagt er: Dondagh, worauf der König antwortet: Namadi, ich danke euch. Nach diesem sagt er ihm, er solle sich auf einen kleinen hölzernen Stul, in einiger Entfernung von ihm, setzen, oder wenn es ei-



ner der Vornehmsten, oder ein fremder Gesandter ist, auf eine Matte.

Ein Gesandter von einem benachbarten Könige schickt, so bald er an den Gränzplätzen der Solgianer angelangt ist, Nachricht von seiner Ankunft an den König, der sogleich einen Officier abordnet, ihn nach einem Flecken unweit der Hofstatt zu bringen, wo er bleibt, bis alles zu seinem Gehöre fertig ist. In dem bestimmten Tage führen ihn viele Officiere und andre, in ihren besten Kleidern, mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, zum Gehöre. Sie machen mit ihrer Rußt einen großen Lärmen, und hüpfen und tanzen den ganzen Weg hindurch. Wenn sie an den Palast kommen, so machen die Quojaer eine Straße in dem Waffenplatze, durch welche der Gesandte in das Rathszimmer gebracht wird. Ist er ein Solgianer, so dürfen seine Begleiter in diesem Waffenplatze tanzen, aber keine andre Nation hat diese Freyheit.

Wenn der Tanz vorbey ist, so führt man den Gesandten zum Gehöre, und wenn dieser nahe bey des Königs Stule kommt; so lehret er ihm den Rücken zu, mit einem Knie auf der Erde. In dieser Stellung spannt er seinen

Go.

Bogen, so scharf er kann, um anzudeuten, er würde sich glücklich schätzen, wenn er Gelegenheit hätte, ihn auf diese Art gegen des Königs Feinde zu gebrauchen.

Während dieser Cerimonie singen des Gesandten Bediente laut, und sagen Verse zum Lobe des Königs her, welches dessen Leute gegenseitig zum Preise des Herrn des Gesandten, und seiner selbst, thun. Die Schmeicheleyen, welche oft wiederholt, und für die angenehmsten gehalten werden, sind: niemand kann seiner Hände Arbeit nachmachen: er ist der Ueberwinder des Dug Solmaa: ich hänge wie Pech oder Schwefel auf dem Rücken derer, die mir widerstehen wollen.

Nach Endigung dieser Lobreden läßt der Gesandte einen seiner Bedienten hervor treten, und auf seinen Leib vor dem Könige Erde werfen; denn er selbst ist hiervon wegen seines Charakters frey. Während dieser Cerimonie tanzen alle Anwesende um den Stul, mit seltsamen Stellungen und Bewegungen, und mit ihren Bogen und Pfeilen. Darauf bittet der Gesandte, man möge ein Stillschweigen anbefehlen, und hält seine Rede. Des Königs Dolmetscher, der gewöhnlich an des Königs Stule



Stule sieht, übersetzt solche von Wort zu Wort. Betrifft es Staatsangelegenheiten; so wird die Antwort bis nach gehaltenen Berathschlagungen aufgeschoben, sonst aber gleich ertheilt. Darauf führt man den Gesandten wieder nach Hause, und die Geschenke werden vor den König gebracht, und bey jedem Stücke gemeldet, warum es geschickt wird.

Auf die Nacht schickt der König seine Slaven, um bey dem Gesandten Wache zu halten. Darauf kommen seine Frauen in ihrer besten Kleidung, mit verschiedenen Schüsseln Fleisch und Reis, nach der Menge seiner Bedienten. Nach dem Abendessen schickt er den Palmwein und seine eignen Geschenke, die in einigen metallenen Kesseln, Becken u. d. gl. bestehen. Wird ein Europäer mit seinen Geschenken angenommen; so verstatet man ihm, mit dem Könige und von seinen eignen Speisen zu essen. Was von des Gesandten Mahlzeit übrig bleibe, das ist für des Königs Frauen.

Kein Volk unter den Schwarzen hält so viel auf Cerimonien, als diese, und der sicherste Weg, mit ihnen zurecht zu kommen, ist, daß man sich nach ihren Gewohnheiten schickt.

Eine

Eine Frau, die wegen Ehebruchs angeklagt wird, muß auf das Velli paaro schwören, mit dem Wunsche, daß der Geist sie hinrichten möge, wo sie schuldig sey. Wird sie nachher eines falschen Schwures überzugenet; so führet sie ihr Ehemann des Abends auf den Markt, wo der Rath sitzt. Sie rufen erstlich die Jannanin an, bedecken darauf ihre Augen, daß sie die Geister nicht sehen soll, die sie wegführen werden. Alsdann wird ihr ein strenger Verweis wegen ihres Lebens gegeben, und ihr grausam gedrohet, wo sie solches nicht ändern wird. Auf diese Art wird sie von den Jannanin wieder losgelassen, und man hört ein verwirrtes Getöse von Stimmen: ob dieß Verbrechen wohl sehr harte Strafe verdiente; so sollte es ihr doch, als das erstemal, verziehen seyn, nur daß sie einige Fasten beobachtete, und büßete: man erwartete aber zugleich, sie würde so keusch leben, daß sie auch keine junge Knaben in die Arme nähme, und keine Männerkleider anrührete. Versällt sie dem ohnerachtet wieder in das vorige Verbrechen; so kommen, nachdem sie überzeugt worden, der Vellimo, oder einige von den Soggonos, in Begleitung verschiedener Leute, die ein Getöse mit

mit einer Art von Fidel machen, des Morgens in ihr Haus, und bringen sie auf den öffentlichen Platz. Dasselbst nöthigen sie sie, dreymal rings herum zu gehen, und machen immer fort ein großes Getöse, damit alle diejenigen, die von der Bruderschaft der Velli sind, sehen können, was vorgeht, und sich nach der Anzeige richten. Diejenigen, die nicht dazu gehören, wagen es nicht, den Kopf zum Fenster heraus zu stecken, aus Furcht, die Jannanin mögten sie wegführen. Hierauf führen sie die Verbrecherin nach dem heiligen Walde des Velli, und von der Zeit höret man nichts mehr von ihr. Die Schwarzen bilden sich ein, die Waldgeister führten solche Frauen weg, vermuthlich aber werden sie, den Zorn des Velli, ihrer Meinung nach, zu besänftigen, hingerichtet.

Wird einem Manne Diebstah, Mord oder falscher Eid schuld gegeben, und ist nur ein Verdacht wider ihn, oder er ist nicht genugsam überwiesen; so nimmt er die Reinigung des Velli. Dieß macht der Vellimo oder Priester mit der Rinde eines Baums und Kräutern, die auf der angeklagten Person Hand gelegt werden. Ist er schuldig, so wird ihm, wie die Schwar-

Schwarzen sagen, gleich die Hand weg gegeben, außerdem aber nicht beschädigt. Bisweilen läßt auch der Priester den Angeklagten einen starken Trunk von einem Getränke thun, das aus den Rinden gewisser Bäume gemacht wird, die sehr dick sind. Man hält es für ein vollkommenes Gift. Ist er unschuldig, so bricht er es sogleich von sich, sonst aber schäumt es um seinen Mund herum, und entdeckt sein Verbrechen, welches mit dem Tode bestraft wird.

Verbrecher, die solchergestalt sind überwiesen worden, richten sie ordentlich in einem Walde, oder auf einem von ihrem Dorfe weit entfernten Plage hin. Daselbst kniet der Verbrecher mit niedergebogenem Haupte, und der Richter durchschießt ihn mit einem kleinen Wurfspeeß. Wenn der Leichnam zu Boden gefallen ist; so häuet er den Kopf mit einer Axt oder mit einem Messer ab, viertheilet ihn, und giebt die Stücke den Frauen des Hingerichteten, die ordentlich dabey sind, und diese Stücke auf einige Misthaufen um das Land herum werfen müssen, damit sie daselbst von wilden Thieren und Raubvögeln gefressen werden. Die Freunde des Verbrechers kochen den Kopf,



Kopf, und trinken die Brüste aus; die Kinnbacken aber nageln sie in ihrem Bethause auf.

Die Quojaer erkennen einen obersten Schöpfer der Dinge, können sich aber keinen rechten Begriff von ihm machen. Sie nennen dieses Wesen Kanow oder Kano, und schreiben ihm unendliche Macht, Allwissenheit und Allgegenwart zu. Alles Gute kommt, ihren Gedanken nach, von ihm; aber er ist nicht ewig, und es wird ein andres Wesen kommen, die Bösen zu strafen, und die Guten zu belohnen.

Die Todten werden, ihrem Glauben nach, Geister, welche sie Jannaf oder Jannanin nennen, welches so viel als Beschützer heißt. Wenn ein Mann einer großen Gefahr entgeht; so opfert er auf dem Grabe seines vermeynten Befreyers einen Hock, Reis und Palmwein, als eine Dankagung, in Gegenwart der Verwandten des Verstorbenen, die dabey tanzen und singen.

Ist jemand beleidigt worden; so geht er nach den Wäldern, wo, wie sie glauben, diese Geister wohnen, und ersucht mit Heulen und Geschrey Kano und die Jannanin, die Bosheit seines Segners, den er nennt, zu strafen.

sen. Befindet er sich in einiger Gefahr, so beschwört er die Seele seines besten Anverwandten, ihm daraus zu verhelfen. Andre befragen sie auch um zukünftige Dinge. Kurz sie haben viel Ehrfurcht für dieselben, und verlassen sich auf sie als Schutzgötter. Niemals trinken sie Wasser oder Palmwein, ohne erst etwas für die Jannanin auszugießen, und zur Befräftigung einer Sache schwören sie bey der Seele ihrer verstorbenen Verwandten. Dieß thun die Könige selbst, und so viel sie auch Ehrfurcht für Kano zu haben scheinen; so sieht es doch aus, als ob ihr ganzer Dienst sich auf die Seelen richtete, und jedes Dorf hat einen Platz in dem nächsten Walde, wo sie sie anrufen.

Drey verschiedenemal im Jahre führen diese Schwarzen häufige Lebensmittel für die Jannanin in die Wälder. Bedrängte begeben sich dahin mit lautem Geschrey, Gottes und der Jannanin Beystand anzurufen.

Frauen, Jungfern und Kindern ist es aufs schärfste untersagt, in diese Wälder zu gehen, und daher beredet man sie von ihrer Kindheit an, die Jannanin würden sie sogleich tödten.



Mit diesem Aberglauben verbinden sie verschiedene andre. Sie haben ihrem Vergeben nach Zauberer und Wahrsager, auch eine besondere Art Leute, die sie Vergifter und Blut-sauger nennen. Diese können das Blut aus einem Menschen oder Thiere saugen, oder es wenigstens so verderben, daß schmerzhaftre Krankheiten entstehen. Eine andre Art von Leuten soll durch ihre Bezauberungen den Reiß verhindern können, daß er nicht aufschießt, und zur Reife kommt.

Sie sagen, der Teufel besäße die Leute, welche aus Tieffinnigkeit oder Verzweiflung sich von andrer Gesellschaft in die Wälder entfernen, und wiese ihnen daselbst die Kräuter und Wurzeln, ingleichen die Stellungen, Worte und Cerimonien, welche zu boshaften Berrichtungen nöthig wären. Wenn man solche Leute bekommt, so richtet man sie hin. Aus Furcht, sie möchten diesen oder auch wilden Thieren begegnen, reisen die Schwarzen selten ohne Gesellschaft durch die Wälder, und führen eine gewisse Masse bey sich, die sie vor dem Teufel sichern soll, von dem sie tausend lächerliche Märchen erzählen.

Wenn

Wenn man Verdacht hat, daß jemand umgebracht worden ist; so wäscht man die Leiche nicht eher, als bis eine scharfe Untersuchung angestellt worden ist. In dieser Absicht wickeln sie einige alte Kleidungen des Verstorbenen mit einigen abgeschnittenen Haaren und Nägeln ein. Darauf blasen sie Sägespäne von gewissen Hölzern, und befestigen das Bündel an die Farc, welche zwei Schwarze um den Platz herum tragen. Vor diesen gehen Priester her, die mit zwei Alexten gegen einander schlagen, und den Leichnam fragen: wo, wann, von wem, und warum er hingerichtet worden ist, und ob ihre Gottheit Kano ihn in ihren Schutz genommen hat? Wenn der Geist durch eine gewisse Bewegung der Köpfe von den Leichenträgern ihnen zu verstehen giebt, daß es die Vergifter und Blutsauger sind; so fragen sie weiter: ob der Zauberer eine Manns- oder Frauensperson ist, und wo er sich aufhält? Der Geist entdeckt dieß auf eben die Art, führet sie zu dem Wohnplatze des Zauberers, und daselbst bemächtigen sie sich seiner, fesseln ihn, und befragen ihn über die Beschuldigung des Geistes. Bleibt er bey dem Leugnen, so muß er einen abscheulich bittern Tranß nehmen, und wenn er, nach-



dem er eine große Menge davon ausgetrunken hat, ihn wieder von sich giebt, so wird er losgesprochen: schäumt es aber nur aus seinem Munde; so wird er gleich hingerichtet. Man verbrennet seinen Leichnam alsdann auf dem Plage, und die Asche wird in den Fluß oder in die See geworfen, wenn es auch ein noch so Vornehmer wäre.

Alle diese Völker beschneiden ihre Kinder im Alter von sechs Monaten. Einige Mütter schieben es aus Zärtlichkeit auf, bis ihre Kinder drey Jahre alt sind. Die Wunde heilen sie mit dem Saft gewisser Kräuter.

Ob man gleich nicht bemerkt, daß die Schwarzen die Sonne und den Mond anbeten; so enthalten sie sich doch bey jedem Neumonde von aller Arbeit, lassen auch um diese Zeit keinen Fremden sich unter ihnen aufhalten, unter dem Vorwande, ihr Ketz und Raiz würden sonst roth werden, weil der Neumondstag ein Bluttage sey; daher sie auch solchen meist mit Jagen zubringen.

Die Gesellschaft oder Sekte des Belli ist, so gut man sie beschreiben kann, eigentlich eine Schule oder Collegium, welches alle zwanzig oder fünf und zwanzig Jahre, auf Befehl des Königs,

Königs, der das Oberhaupt davon ist, gestiftet wird, daß sie junge Knaben im Tanzen, Rechnen, Pflanzen, Fischen, und das Lob des Velli mit großem Getöse abzusingen, unterrichten. Diese Gesänge sind nichts als eine unordentliche Wiederholung schandbarer und niederträchtiger Ausdrücke, mit unbescheidenen Leibesstellungen begleitet. Wenn die Schüler solches gehörig zu machen wissen; so bekommen sie den Ehrentitel: der Bezeichneten des Velli. Sie werden dadurch gleichfalls zu allen Arten von Bedienungen tüchtig, von denen die Unwissenden, die nicht auf diese Art erzogen worden, ausgeschlossen sind.

Auf Befehl des Königs wird ein Stück Erdreich von acht bis neun Seemeilen im Umfusse, mitten in einem großen Walde, wo die Palmbäume gut wachsen, ausgezeichnet. Auf diesen Platz werden taugliche Hütten erbauet, und das Land wird zur Pflanzung der Erwarren, zum Unterhalte der Schüler zugerichtet. Alle diejenigen, welche gern ihre Söhne in die Höhe bringen wollen, sind alsdann bereit, sie hieher zu senden; und es wird ausgerufen, daß die vier oder fünf Jahre, da die Schule dauert, keine Frauen sich dem heiligen Walde nähern



sollen, aus Furcht, sie mögten ihn verunreinigen, und den Velli erzürnen, der die Uebertreter, ihrer Meinung nach, gewiß strafen würde.

Wenn die Soggonos oder Aeltesten der Velli-Sekte, welche vom Könige zur Regierung der Schule sind verordnet worden, ihre Plätze eingenommen haben, so rufen sie die Gesetze vor den Mitgliedern aus, und verbieten ihnen außer den Gränzen der Schule zu gehen, oder sich zu Leuten zu halten, welche das Merkmal nicht an sich haben, zu dessen Annahme sie die Schüler zubereiten. Es besteht in gewissen Schnitten längs des Halses herunter, bis zum Schulterblatte. Dieß ist schmerzlich, wird aber in wenig Tagen vermittelt gewisser Reduter geheilet. Die Narben sehen nachher aus, als ob Nägel ins Fleisch gedrückt wären, und jeder bekommt alsdann einen neuen Namen, eine neue Geburt anzuzeigen. Die Schüler gehen, so lange sie hier sind, völlig nackt, und müssen von den Aeltesten und ihren Eltern unterhalten werden, die ihnen Reis, Bananas, und andre Lebensmittel senden.

Den Tag, der zum Ausbruche angesetzt ist, begeben sie sich nach andern Wohnungen, die mit

mit Fleiß etliche Meilen von den vorigen angebauet sind. Daselbst werden sie von ihren Verwandten beyderley Geschlechts besucht, die sie lehren, ihre Körper zu waschen, sie mit Palmöl zu salben, und sich in Gesellschaft artig aufzuführen. Denn durch ihre lange Absonderung von andern Gesellschaften sind sie ganz wild geworden.

Wenn auf diese Art einige Tage sind zugebracht worden; so bekleiden sie ihre Eltern um den Unterleib, und pieren ihren Hals mit Korallenschnuren, die mit Leopardenzähnen vermengt sind. Ihre Schenkel werden mit metallenen Glocken und Ringen behängt, und der Kopf mit einer tiefen Kappe bedeckt, welche sie fast blind macht; der Leib aber wird mit häufigen Federn von allerley Farben ausgepuzt. In diesem Zierrathe führet man sie auf den öffentlichen Platz in des Königs Stadt. Daselbst ist eine Menge Volks, besonders Frauenpersonen, von allen Gegenden des Landes versammelt, vor denen die Gesellen ihre Köpfe abnehmen, und ihr Haar einer nach dem andern frey fliegen lassen, auch zeigen, was sie im Tanzen des Belli gelernt haben. Verirret sich einer; so verspottet ihn das Frauenzimmer.



und ruft: Er hat seine Zeit mit Reiffessen zugebracht. Nach dem Längen rufen die Aeltesten jeden Gefellen nach der Reihe bey dem Namen, der ihm bey dem Eintritte in die Schule gegeben worden ist, und stellen ihn seinen Eltern und Anverwandten vor.

Der Belli selbst ist ein Ding, das von dem Bellimo oder obersten Priester, auf Befehl des Königs, aus einer Materie gemacht wird, die man knetet, und wie Teig arbeitet. Bisweilen hat es diese, bisweilen jene Gestalt, je nachdem es die Umstände erfordern. Dieses bäckt er nachgehends, und vermuthlich wird es gegessen. Es ist erstaunlich, was für einen Eindruck dieses bey dem Volke macht, das es für heilig hält, und glaubt, es könne mit des Königs Einwilligung (denn ohne dieselbe vermag es nichts) schreckliche Strafen zusagen. Selbst die Könige und Priester, die diesen Betrug erfunden haben, um das Volk in Unterthänigkeit zu erhalten, sind jetzt durch die lange Gewohnheit so abergläubisch daran geworden, als der Pöbel.

Eine andre Gesellschaft von Nessoge betrifft das weibliche Geschlecht. Bey dieser geht folgendes vor.

Zu

Zu einer gewissen Zeit, die der König ansetzt, wird mitten in einem Walde eine Menge Hütten erbauet, alle Mädchen und Frauen aufzunehmen, die nur wollen. Man nennt sie die Töchter des Sandi. So bald sie alle versammelt sind, tritt die älteste Frau von diesem Orden, welche der König geschickt hat, die Schule zu regieren, ihr Amt mit einem Vergleiche an, welcher der Vergleich der Hennesheit ist, und den sie ihren Schülerinnen giebt. Sie vermahnt sie zugleich in ihrer Umzirkung, die vier Monate über, da solche währet, ruhig und vergnügt zu seyn. Alsdann scheert sie ihre Köpfe, und nachdem sie sich auf ihren Befehl nackend ausgezogen haben; (denn sie tragen diese ganze Zeit über keine Kleider;) so führet sie sie zu einem Bache in dem heiligen Walde, wo sie von ihr gewaschen und beschnitten werden. Dieß ist eine schmerzhafteste Operation, aber mit gewissen Kräutern wird die Wunde in zwölf Tagen wieder geheilt.

Von dieser Zeit an werden sie täglich in den Tänzen des Landes unterrichtet, und lernen die Verse des Sandi hersagen. Diese bestehen in verschiedenen lieberlichen und leichtsinnigen Ausdrückungen, welche mit unausländigen



und lächerlichen Bewegungen verbunden werden. Es wird kein Besuch von andern Frauenzimmern zu den Schülerinnen gelassen, wofern sie nicht ganz nackt gehen, und ihre Kleider im Walde zurück lassen.

Wenn die Zeit ist, daß die Schule aufgehoben wird; so schicken die Eltern ihren Töchtern rothe Kleider, Glascorallen, Glocken von Metall, und Ringe an die Füße, um sich damit zu putzen. In diesem Staate werden sie von der alten Frau nach dem Flecken geführt, wo sich ein Haufen Volks versammelt, sie zu sehen. Wenn sich die alte Matrone daselbst niedergesetzt hat; so tanzen die Töchter des Sandi eine nach der andern, nach einer kleinen Trommel; und wenn dieses vorbei ist, so werden sie jede nach ihrer Wohnung zurück gesendet.

Vierter Abschnitt.

Einwohner von Rio Sextos oder Sestro und dem dazu gehörigen Lande.

Die Stadt Sextos ist groß. Die Häuser sind viereckigt oder rund, vier Fuß hoch von der Erde erhaben. Auf dieser Höhe ist das

das erste und vornehmste Zimmer zu sitzen, zu sprechen und zu schlafen. Es ist mit Baumrinden eingefast, und in der Mitte ein Feuerplatz zu Kohlen. Dieser dient zu einer doppelten Absicht, nämlich, das Ungeziefer zu vertreiben, und ihren Reis und indianisches Korn zu trocknen. Oben machen sie ein Vorrathsbehältniß, das sich pyramidenförmig auf dreßig Fuß erhebt, und die Stadt sieht daher in der Ferne wie eine Menge Kirchspitzen aus.

Nicht weit davon ist der Ort, wo der König wohnt. Er enthält etwa dreßsig kleine von Erde gebauete Häuser, mit Leimwänden von etwa fünf Fuß hoch eingeschlossen. Jedes Haus hat ein Oberzimmer, und manche zwey, die inwendig sauber ausgeweißt sind, bis auf zwölf oder fünfzehn Zoll über dem Boden, wo die schwarze oder rothe Mauer rund herum erscheint. Die Zimmer sind aber so niedrig, daß man darin sitzen oder liegen muß. Die Fußboden sind aus runden Nesten von Palmbäumen, die dicht an einander liegen, gemacht, wodurch es sehr beschwerlich wird, darauf zu gehen. Die Decke ist eben so gemacht, und mit großen Bananas und Palmblättern überzogen.



In dem Versammlungshause, welches auf eben die Art gebauet ist, befindet sich ein Stück viereckigtes Holz, etwa drey Fuß lang, worauf halb erhaben die Gestalt einer Frau, und eines Kindes neben ihr, sehr seltsam geschnitzet ist. An jedem Ende des Holzes sind zwey Löcher sehr tief eingeschnitten, vermuthlich um Speise und Trank für den Fetisch zu enthalten. Dieß ist der Ort, wo sie schwören, oder ihre Vergleiche eidlich bekräftigen.

Der König hält sich beständig in diesem Dorfe auf, welches gänzlich aus dreyßig seiner Frauen und deren Kindern besteht. Der vornehmsten von ihnen mußten die übrigen aufwarten. Die Frauen sind an den Armen, Füßen und andern Theilen des Körpers, besonders am Unterleibe, mit Figuren gezieret, die vermittlest eines heißen Eisens eingebrannt werden, so daß sie halb erhaben aussehen, wenn man sie in einer kleinen Entfernung betrachtet.

Des Königs Söhne und Schwiegersöhne tragen eine lange Kappe, wie ihr Vater. Bloß dadurch unterscheiden sich die von königlichem Geblüte vom gemeinen Volke. In allen andern Sachen arbeiten sie wie Sklaven, wo es
die

die Gelegenheit erfordert. Der König herrscht unumschränkt, strafft aber die Verbrecher selten mit dem Tode, weil es vortheilhafter für ihn ist, sie als Sklaven zu verkaufen.

Die Leute sind hier sehr höflich, und thun für ein Glas Branntwein alle Dienste, die in ihrem Vermögen stehen. Sie sind groß, stark, wohl gebildet, und von einem kriegerischen Ansehn, haben Herz, und thun oft bey ihren Nachbarn Einfälle, um Sklaven zum Verkaufe zu bekommen. Die meisten von ihnen sind Fischer. Sie fischen mit dem Angel, und der König bekommt eine gewisse Abgabe von dem Fange.

Sie bedecken den Kopf niemals, und ertragen mit bloßem Haupte den heftigsten Regen und die stärkste Hitze ohne Unbequemlichkeit. Männer und Frauen gehen hier am meisten unter allen Bewohnern der Küste nackend, und haben außs höchste nur einen schlechten Lappen um den Leib. Sie leben meist von Nüssen, Früchten, Obst (welches bey ihnen vortreflich ist) und Fischen. Sie ziehen zwar auch vieles Vieh, aber nicht sowohl für sich, als um es den Europäern zu verkaufen. Ihre Oberhäupter nennen sich Hauptleute.

Ihre
Art



Art zu grüßen ist eben so, wie an der ganzen Küste. Sie nehmen nämlich eines Fremden Finger und Daumen in ihre Hände, bringen solche in eine gewisse Lage, drücken sie hart, schnappen damit, und rufen sodann aus: Ihr Diener.

Bei ihren Heirathen sind nicht viele Umstände. Diejenigen, welche eine Frau erkaufen können, vergleichen sich erst mit ihr. Sodann gehen sie zu den Eltern oder Verwandten derselben, und handeln mit diesen um den Preis. Wenn solcher ausgezahlt worden ist; so liefert man die Frau aus. Der Ehemann trinkt einige Flaschen Brauntwein mit seinen neuen Schwägern, und führt seine Braut zu der ihr bestimmten Hütte, wohin seine andern Frauen kommen, um sie zu besuchen, und ihr die Abendmahlzeit zur Hochzeit zurechten zu helfen. Nachher bleibt der Ehemann die ganze Nacht bey der Braut, die den Tag darauf mit den andern Frauen zu der gewöhnlichen Arbeit geht.

Die Frau, die den ersten Knaben bringt, wird als die vornehmste und beste angesehen: aber sie bezahlt diesen Vorzug theuer genug; denn sie muß sich mit ihrem Manne lebendig begraben lassen.

Ein

Ein Augenzeuge, der eine solche traurige Cérémonie mit ansah, erzählt sie folgendergestalt. Der Hauptmann oder Oberste des Fleckens starb, weil er sich im Brantwein überdünnet hatte, worauf das Geschrey seiner Frauen bald die Zeitung durch den ganzen Ort ausbreitete. Alle Frauenpersonen liefen dahin, und heulten wie die Furien. Die vornehmste Frau des Verstorbenen unterschied sich von den übrigen durch ihre große Betrümmerniß, und sie hatte es auch Ursache. Da aber gleichwohl verschiedene Frauen in solchen Umständen den klugen Entschluß ergriffen haben, zu entweichen; so bewachten die übrigen Frauen, unter dem Vorwande, sie zu trösten, diese so genau, daß kein Mittel für sie war, davon zu kommen. Die Verwandten des Verstorbenen kamen alle, sie zu begrüßen, und Abschied von ihr zu nehmen. Nachdem der Priester den Leichnam untersucht und erklärt hatte, daß solcher eines natürlichen Todes gestorben wäre; so nahm er mit seinen Brüdern den Körper, wusch ihn, und rieb ihn mit Zette von oben bis unten. Darauf legten sie ihn mitten im Hause auf eine Matte hin.

Seine



Seine Frauen standen um ihn her, und die vornehmste am Kopfe, als an der Ehrenstelle. Verschiedne andre Frauen machten einen Kreis um sie, und alle bestrehten sich, eine die andre zu überschreyen, zerrissen ihr Haar, und kratzten sich regelmäßig, wie Leute, die wußten, was für eine Rolle sie spielten. Manchmal hörten sie auf: dann wiederholten sie das Lob und die großen Thaten des Verstorbenen, und darauf giengen die Klagen wieder an. Diese närrische Musik dauerte fast zwey Stunden. Hierauf kamen vier starke Schwarzen ins Haus, banden den Leichnam auf eine Handbare, die aus Baumästen gemacht war, nahmen ihn auf ihre Schultern, und liefen damit, so geschwind als sie konnten, durch den Ort, indem sie dabey von Zeit zu Zeit brüllten, als ob sie besessen wären, und tausend lächerliche Stellungen machten, die sich zu dem Geschrey der Frauen vollkommen schickten. Kurz, es war so ein Getöse, daß man dafür den stärksten Donner nicht würde gehört haben. Nachdem man an den Ort des Begräbnisses gekommen war, nahm man den Leichnam von der Bare, und legte ihn hin, worauf das Singen, Schreyen und Närrischthum der Frauen wieder angieng.

Wäh-

Während der Zeit machte der Priester ein Grab, das für zwey Körper groß genug war. Er schlachtete auch eine Ziege, nahm sie aus, und zog ihr das Fell ab. Das Eingeweide diente zu einem Gerichte für ihn und die Beystehenden. Er lud auch die vornehmste Frau des Verstorbenen dazu ein, die aber nicht viel Lust zu essen hatte, weil sie wußte, daß es ihre letzte Mahlzeit war. Indesß aß sie doch ein wenig, und während der Zeit ward auch das Leib der Ziege in kleine Stücken zerhackt, gekocht und gegessen. Die Klagen giengen nun aufs neue an, und da der Priester meynete, daß es Zeit wäre, dem Handel ein Ende zu machen; so nahm er die Frau bey den Armen, und überlieferte sie zwey starken Schwarzen, die sie hart anfaßten, ihr Hände und Füße auf den Rücken banden, sie rückwärts nieder, und ein Stück Holz auf ihre Brust legten. Darauf saßen sie einander beyde bey den Schuftern, und traten so lange mit den Füßen auf das Holz, bis sie ihr die Brust zerbrochen hatten. Nachdem sie sie so wenigstens halb hingerichtet hatten; so warfen sie sie mit dem Ueberbleibsel von der Ziege ins Grab, und ihres Mannes Leichnam auf sie; das Grab aber

I Band. B füll.



füllten sie mit Erde und Steinen. Darauf hörte das Geschrey auch sogleich auf, es folgte eine plöglliche Stille, und jeder begab sich so ruhig nach Hause, als ob nichts vorgesehien wäre.

Die Sprache der Sestroschwarzen ist die schwerste auf der Küste, so daß der Handel meist durch Zeichen geführt wird, worin sie sehr geschickt sind. Sie beschneiden sich auch, können aber keinen andern Grund davon angeben, als daß sie es als eine alte Gewohnheit von ihren Vorfahren erhalten haben.

Ihre Priester sehen sie als geschickte Aerzte an, die sich auf die Kräuter wohl verstehen. Es giebt viele Aussätzige hier, mit denen aber die andern Schwarzen keinen Umgang halten.

Bei einer vornehmen Beerdigung kommen alle Leute aus dem Orte zusammen. Die Männer laufen rund um das Haus, wie Wahnsinnige, herum, und heulen abscheulich. Die Frauen sitzen bey der Leiche, und jede hält ein paar Bananablätter in der Hand, die Sonne von ihr abzuhalten, ob sie gleich mit einem Tuche bedeckt ist. In dem Beerdigungstage erneuern sie das Geschrey, besonders wenn die Leiche in den Sarg, der meist aus

Chil.

Schilse gemacht ist, gelegt wird. Sie thun des Todten Säbel, Wurfspieße, Schnallen, und völligen Kleider dazu. Wenn der Sarg ins Grab gesenkt werden soll, das sehr groß ist; so nöthigen sie zwey arme Sklaven von beyderley Geschlechte, den für sie zubereiteten Reiß auszuessen, wobey sie doch ihr Elend jämmerlich beweinen.

Hierauf stecken sie beyde in ein Loch, wo sie bis an den Hals in der Erde stehen, und ersuchen mit wiederholtem Geschrey und Schreule den Leichnam, dieß Geschenk anzunehmen. Darauf hauen sie ihnen die Köpfe ab, und legen jeden auf eine Seite des Sarges ins Grab, ingleichen vier Böckchen oder Ziegen, die auf dem Plage getödtet werden, einige Töpfe Reiß und Palmwein, Bananas, und alle Arten von Obste und Kräutern. Dabey ersuchen sie den Todten, wenn ihn auf der Reise hungerte und dürstete, sich dieses Vorraths zu bedienen; denn sie glauben, der Tod sey nur eine Reise in ein andres unbekanntes und entferntes Land, wo sie alle Arten der Vergnügungen genössen.

Während der ganzen Zeit machen sie ein gewaltiges Schreule, welches sich wegen der Mahl-



zeit, die ihnen bey ihrer Zurückkunft zubereitet ist, bald in Freude verkehrt. Sie essen und trinken dann lustig, und das auf ihre eigenen Unkosten, wenn der Todte nicht genug dazu hinterlassen hat. Befindet sich ein Fremder bey diesem Feste; so muß er jedem von ihnen ein Geschenk geben, das bisweilen mehr als die ganze Mahlzeit austrägt.

Man begräbt hier, wie in Omoja, alle Leute, wo sie geboren sind, wenn es auch noch so weit von dem Orte ihres Todes wäre.

Alle diese Leute sind grobe unwissende Heiden. Jeder Flecken hat einen Fetisch, aus dunkelbraunem Thone gemacht, der einen Menschenkörper vorstellen soll. Alle Schwarzen mit dem Könige selbst gehen alle Abende dahin, waschen sich im Flusse, und knien oder liegen gar ausgestreckt auf der Erde vor ihm. Sie bringen ihm auch Opfer.

Fünfter Abschnitt.

Bevohner der Malaghetta oder Pfefferküste.

Die Einwohner auf der Pfefferküste sind sehr unmäßig und außerordentlich wollüstig. Einige Schwarzen präsen, wie erzählt wird, damit,

damit, daß sie ihre Frauen ihren eignen Söhnen preis geben; und wenn man sie wegen eines solchen viehischen Betragens bestraft, so lachen sie darüber und sagen, es sey nur eine Kleinigkeit. Sie stehlen sehr gern, und nehmen alles, was ihnen im Wege liegt. Im Betteln sind sie unerträglich.

Die Sprache dieser Schwarzen ist gar nicht zu verstehen, und aller Handel wird durch Zeichen geführt. Meistens sind sie von guter Leibesgestalt und wohl gebildet. Sie tragen nur ein Stück Zeug mitten um den Leib, und viele haben Brüche, die zum Theil sehr groß sind.

Sie sind sehr stark und arbeitsam. Wenn ihrer einige aus verschiedenen Orten zusammen kommen, so fassen sie einander bey den Schultern an, und sagen Toma: darauf lassen sie die Hände bis an die Ellbogen sinken und sprechen: Toma. Sodann nehmen sie einer des andern Finger, wie die zu Sestro, schnappen damit, und sagen: Enfanemate, enfanemate, das ist: Mein Freund, wie befindest du dich?

Sie haben sehr gute Grobschmiede, welche Gewehr, Messer und dergleichen zu härten und zu verfertigen wissen. Andre machen



sehr gute Canoes von verschiedener Größe. Sie wissen auch ihr Feld wohl zu bestellen, und dieß ist ihr vornehmster Unterhalt und Handel.

Ihre Taba oder Taba Seyle, das ist, ihre Könige herrschen unumschränkt über das Volk, das ihnen viele Unterthänigkeit erweist, und öffentlich zeigen sie sich allemal mit vieler Pracht.

Auch diese Völker sind grobe Abgötter, die ihre Trigri oder Bilder, auch ihre Todten anbeten, und sie um ein ruhiges und heiliges Leben in dieser Welt bitten. Sie grüßen den Neumond mit Gesängen, Spielen und Tänzen, und sind der Zauberey sehr ergeben.

Sechster Abschnitt.

Bewohner der Elfenbeinküste.

Die Einwohner um das Vorgebürge Spolonia sind so schwarz wie Achat, und sehr munter und muthig. Sie sind zur Handelschaft gewohnt, und besser mit Fettschen versehen, als ihre Nachbarn. Sie haben reinere und größere Kleider, tragen Perlen von Ambra und Kupferringe. Das Haar ist in unzäh-



unzählige kleine Ringe und Büschel gelegt, mit eingestochenen Stückchen Schildkröten, Gold oder Stroh. Sie haben alle die Figur eines Dolches oder Kreuzes in die Backen geschnitten, und auch manchmal in andere Theile des Leibes. Dieses ist eine alte Gewohnheit, und dienet, sie von dem inländischen Volke zu unterscheiden, denen sie ihre Kinder wegzunehmen, und in die Sklaverey zu verkaufen pflegen. Sie sind mehr als andre Völker zum Menschenraube geneigt, und ihre Art zu essen ist sehr unsauber.

Die Quaquaschwarzen sind meistens lange, muntere und wohlgebildete Leute; bey dem ersten Anblicke aber sehen sie wild und scheu aus. Doch stimmen die Schriftsteller darin überein, daß, ob sie gleich dem Aussehen nach die barbarischsten von ganz Guinea sind; so wären sie doch in der That die höflichsten und vernünftigsten, und würden auch von ihren Nachbarn dafür gehalten.

Ob sie gleich Palmwein im Ueberflusse haben, so sind sie doch sehr nüchtern, und verkaufen ihren Vorrath an ihre versoffenen Nachbarn. Sie vermischen das Wasser stark mit einer gewissen Art von Bier, welches sie machen.



chen. Es ist wohlschmeckend und stark genug, sich darin zu berauschen, jedoch sehr gesund. Sie haben überhaupt einen Abscheu vor dem übermäßigen Trinken, und wenn sie einen Betrunknen sehen, so verklagen sie ihn, und er wird von dem Könige in Gesellschaft der Priester nach den Gesetzen des Landes ernstlich bestraft.

Einige Schriftsteller stellen sie auf einer ganz andern Seite vor. Sie sagen, es wären solche Diebe, und so unvernünftig, daß fast gar nichts mit ihnen anzufangen wäre. Wenn sie etwas sähen, das ihnen gefiele, und es ihnen an Gelegenheit fehlte, es zu stehlen, so bettelten sie wenigstens darum. Schläge man es ihnen ab, so giengen sie voller Bosheit aus Land, und verwehreten, daß niemand vom Schiffe aussteigen dürfte.

Die Gewohnheit, einander zur Bewillkommung oder beym Abschiede zu küssen, gefällt ihnen nicht, und sie sehen es vielmehr für eine große Beleidigung an.

Ihre Zähne feilen sie so scharf wie Pfeifen, sie stehen aber meistens krumm und unregelmäßig. Sie halten es für eine große Zierath, die Nägel einen halben Zoll lang wachsen zu lassen, und langes geflochtenes Haar zu haben,

haben, welches sie mit Palmöl und rother Erde bekleistern. Deshalb entlehnen sie das Haar ihrer Frauen, indem sie eine besondere Kunst haben, etliche kurze Haare, so lang als sie nur wollen, zusammen zu fügen, so daß das Ganze wie eine Perücke aussieht. Manche aber winden es ganz um den Kopf herum, daß es das Ansehn wie eine Krone hat. Sie salben ihren Leib alle Tage mit eben den vermischten Dingen, die sie zu ihren Haaren brauchen, und käuen beständig Betel, wovon sie den Saft an den Mund und an das Kinn reiben. Die Füße behängen sie mit großen dicken eisernen Ringen. An dem Geflapper derselben haben sie ein besonderes Vergnügen. Je vornehmer daher der Mann ist, desto mehr Ringe trägt er. Kurz, sie sind widerlich anzusehen, und stinken außerordentlich.

Das gemeine Volk trägt nur vorn einen leinenen Lappen, die Großen aber unterscheiden sich durch eine Art von Mantel, oder ein leinenes Tuch, welches sie um den Leib herum schlagen, und dadurch, daß sie einen Degen oder Dolch an der Seite tragen. Das Haar der Frauen ist insgemein abgeschoren. Die



schlimmste Eigenschaft der Männer ist, daß sie boshaft und rachgierig sind.

Es giebt wenig Negersfrauen, die nicht ihr Haar mit kleinen Figuren von sehr reinem Golde geziert haben, in welchen die Künstler des Landes ihre Geschicklichkeit zeigen. Die Frauen der reichen Negeren tragen eine so große Menge derselben auf dem Kopfe, daß es einen großen Werth ausmacht.

Die Bräute sind hier sehr häufig.

Ihre Sprache ist barbarisch und nicht zu verstehen. Sie reden sehr schnell und in jähligen Absätzen. Wenn sie einander begegnen, so sagen sie beständig: Quaqua, Quaqua, und jeder legt seine Hand auf des andern Achsel, alsdann rühren sie einander mit den Fingern an, und sagen nochmals ganz sachte: Quaqua.

Es ist hier gewöhnlich, daß der Sohn allezeit des Vaters Handthierung ergreift. Sie können aber nur wenig mechanische Künste. Ein Schloß war ihnen so etwas neues, daß das ganze Land zusammen lief, um es zu bewundern. Eine Uhr vermehrte ihre Verwunderung noch mehr, und das Papier redend zu machen, wie sie es nennen, ist etwas erstaunliches.

Ihr Gottesdienst kommt mit dem an der Goldküste sehr überein. Ihre

Ihre Könige und Priester halten sie für Zauberer, und ehren und fürchten sie daher sehr. Besonders aber wird der König zu Saku für etwas mehr als einen gemeinen Zauberer gehalten.

Dieser König beobachtet alle Jahre, vom Anfange des Christmonats bis auf den folgenden April, eine Cerimonie zu Ehren des Meeres, als ihrer größten Gottheit, und schickt von Zeit zu Zeit einige von seinen Leuten in einem Kahne an gewisse Plätze der Goldküste, um dem Meere ein Opfer darzubringen. Dieß besteht in einigen Lappen oder Tüchern, die aus Weiden, oder Kräutern und Ziegenhörnern gemacht, und mit Steinen und Gewürzen angefüllt sind, und die sie in dasselbe werfen. Der König murmelt zugleich einige Worte dazu, und zwar in der Absicht, das Meer auf die Sommerzeit ruhig, und der Handlung seiner Unterthanen günstig zu machen.

Ehe die Schwarzen an ein fremdes Schiff kommen, verlangen sie von dem Hauptmanne desselben, sich Seewasser in die Augen zu spritzen. Nach dieser Cerimonie setzen sie ein völliges Vertrauen in ihn, weil sie glauben, daß er nimmermehr einen so heiligen Eid verletzen werde.





werde. Dieser Art zu schwören bedienen sie sich auch selbst bey feierlichen Gelegenheiten, indem sie glauben, daß sie ihr Gesicht verlieren würden, wenn sie einen Meineid begien- gen. Ehe sie an Bord gehen, tauchen sie ihre Hände in Salzwasser, und lassen davon einige Tropfen auf ihre Augen fallen, um dadurch anzudeuten, daß sie lieber ihre Augen verlieren, als einen Betrug im Handel begehen wollen.

Die häufigen Gewaltthätigkeiten, die sie von den Europäern erlitten, haben sie ungemein scheu und argwöhnisch gemacht, und sie haben zugleich eine große Furcht vor dem Feuergewehre.

Sie verfertigen eine schöne Art baumwollener Zeuge, die blau und weiß gestreift sind, und in denen das Blaue sehr gut ist. Sie machen auch Tücher von einer Art Hanf, oder einer ihm ähnlichen Pflanze, welche sie schön färben und künstlich weben.

Die Elephanten sind auf dieser Küste so zahlreich, daß die Einwohner ihre Wohnungen unter der Erde anlegen müssen.

Die Fortsetzung folgt im zweyten Bande.



